P. o. angl.
465
mk 14/20

P. o. angl.
465 mk

Warren

(17-20

Kabinetsbibliothek
der
vorzüglichsten Romane des Auslandes.

Aus dem

Tagebuche eines Arztes.

Von

Samuel Warren.

Siebzehnter bis zwanzigster Band.

Leipzig, 1844.
Verlag von Otto Wigand.

Jeder Band kostet 2 Neugroschen.

In meinem Verlage erscheinen:

Französische Classiker.

Neue, correcte und wohlfeilste Ausgabe.

(à Theil 4 Neugr.)

Nachstehende Werke sind bereits erschienen:

Montesquieu, Geist der Gesetze. Nebst Destutt de Tracy's Kommentar und Noten von Helvetius und Voltaire. Deutsch und mit Anmerkungen von Dr. A. Ellissen. 12 Theile. 1 Thlr. 18 Ngr.

Voltaire's Werke in zeitgemäßer Auswahl.

1r. u. 2r. Theil: Kandid oder die beste Welt. Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. A. Ellissen. 2 Theile. 8 Ngr.

3r. u. 4r. Theil: Zadig oder das Geschick. Eine morgenländische Geschichte. Deutsch mit Einleitung u. Anmerkungen von A. Ellissen. 2 Theile. 8 Ngr.

5r. u. 6r. Theil: Der Hurone. Deutsch mit Anmerkungen von A. Ellissen. 2 Theile. 8 Ngr.

Rousseau, Bekenntnisse. Deutsch von G. Julius. 9 Theile. 1 Thlr. 6 Ngr.

— — **Ueber den Gesellschaftsvertrag,** oder Grundzüge des Staatsrechts. Deutsch von Dr. A. Marx. 4 Ngr.

Gallois, Geschichte der spanischen Inquisition. Deutsch von Dr. L. Eichler. 2 Theile. 8 Ngr.

George Sand's sämmtliche Werke. Mit einer kritischen Einleitung von Arnold Ruge.

1—4. Theil: Der Handwerker. Deutsch von Dr. L. Meyer. 4 Theile. 16 Ngr.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Aus dem Tagebuche eines Arztes.

Von

Samuel Warren.

Deutsch

von

Dr. A. Diezmann.

Siebzehntes bis zwanzigstes Bändchen.

Leipzig, 1844.

Verlag von Otto Wigand.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCH[illegible]K
FRE[illegible]US

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Aus dem Tagebuche eines Arztes.

Erstes Kapitel.

Die Tochter des Kaufmannes.

Ein heftiger Regen schlug auf die Dächer und hüpfte auf dem Pflaster Londons; es war um die Mitte März 18.. Ich erwartete in meinem Zimmer mehrere Patienten, aber Niemand kam. Ohne Zweifel hatten die Kränkesten den Muth nicht, sich auf die nassen Straßen zu wagen und den letzten Rest ihrer wankenden Gesundheit von Neuem auf das Spiel zu setzen. Ich war noch ein Anfänger und die harte Rinde der Gewohnheit hatte sich noch nicht um mein Herz gelegt; ich konnte für meine Mitmenschen noch fühlen und leiden. Die Härte, welche die Erfahrung immer mit sich bringt, hatte mein Gemüth noch nicht allen Erregungen verschlossen, und ich dachte jetzt, als ich allein in meinem Zimmer saß, den Elnbogen auf den Kamin-

sims stemmte und die Augen nach dem Himmel richtete, von dem der Regen in Strömen herabgoß, betrübt über die Ohnmacht der Arzneikunde wie der Gesetzgebung gegen die Leiden des Körpers und des Geistes nach.

Auf dem Verzeichnisse meiner Kranken befand sich auch ein armer Maurer, der mir gewöhnlich jeden Morgen sein scrophulöses Kind brachte, und dessen Frau jetzt krank darnieder lag. Ich bedauerte aufrichtig diese unglückliche Familie. Ein Besuch bei ihr kostet mich weiter nichts, als daß der Wagen etwas weiter fährt, dachte ich, und wollte das gute Werk thun, mich in die traurige Wohnung jener unbemerkten Leiden zu begeben. Mein Wagen stand an der Hausthüre bereit und es regnete noch stärker, als bisher, als ich in mein Zimmer eine junge Dame von etwa zwanzig Jahren treten sah, deren Züge eine große Aufregung verriethen und deren Haltung auf ein Leben in höhern Ständen schließen ließ. Sie war schmächtig, schlank und von schöner Taille; in ihrem Gange lag viel Anmuth, und die von dem Regen durchnäßten Falten ihres Kleides zeichneten ihre zierliche Gestalt scharf ab.

„Ich will Sie nur kurze Zeit abhalten, Herr Doctor," sagte sie zu mir, „da ich sehe, daß Sie ausfahren wollen."

— „Nehmen Sie gefälligst Platz, Madame."

Ich führte sie zu einem Stuhle, auf den sie sich niedersinken ließ.

„Johann, schüre das Feuer an! .. Sie sind ganz durchnäßt, Madame; einige Tropfen Bordeaux-Wein werden Ihnen wohl thun; rücken Sie näher an das Feuer und wir plaudern einige Zeit, ob ich gleich gestehen muß, daß meine Augenblicke heute gezählt sind."

„Ich werde keinen Mißbrauch von Ihrer kostbaren Zeit machen und will mir nur die Füße ein wenig wärmen .. Ich komme nicht meinetwegen, sondern wegen einer Freundin, die mir theuer ist und über deren Gesundheitszustand ich mich bei Ihnen Raths erholen möchte. Sie ist krank; sie fürchtet, man täusche sich über ihren wirklichen Zustand, und schreibt mir vom Lande, um mich zu ersuchen, einen geschickten Arzt zu Rathe zu ziehen. Sie werden mir, hoffe ich, die reine Wahrheit sagen."

— „Ohne die Kranke gesehen zu haben, ist dies sehr schwer. Der beste Arzt kann in diesem Falle seine Bemerkungen nur für Vermuthungen ausgeben."

„Ich werde Ihnen alle nöthigen Einzelnheiten mittheilen, denn ich kenne die Kranke genau und habe sie erst vor Kurzem verlassen."

— „Sehr wohl, Madame, ich werde aufmerksam hören."

Ich setzte mich vor sie, indem ich auf meine

Uhr, die ich in der Hand hielt, einen jener andeutenden Blicke warf, deren sich der Arzt und Advokat so häufig bedienen.

„Die Person, von der ich spreche, Herr Doctor, ist einige Jahre älter, als ich, dreißig ungefähr. Heftiger, neuerlicher Aerger hat sie sehr erschüttert und ihre Gesundheit vollends zerrüttet. Sie leidet wahrhaftig viel."

— „Ihre Freundin ist ohne Zweifel in einigen Hoffnungen getäuscht worden, die ihr theuer waren. Ich glaube es zu errathen: Herzensleiden vielleicht?"

„Sie haben es fast errathen .. Wirklich stand meine Freundin in einem zärtlichen, sehr ehrenvollen Verhältnisse .. Sie sollte sich verheirathen; mehrere Hindernisse, die schwer zu überwinden schienen, widersetzten sich der Erfüllung ihrer Wünsche. Doch was spreche ich? Diese Geschichte ist lang und ich will Ihnen Ihre Zeit nicht durch eine rührende, aber romanhafte Erzählung rauben ... Meine arme Freundin fühlte ihre Brust beklommen werden, und man fürchtete, die Auszehrung möge sich einstellen ... Jetzt hat das schrecklichste Ereigniß ihren Zustand verwickelter und schlimmer gemacht."

Ich war vorher aufgestanden und blieb mit der Uhr in der Hand an dem Kamine stehen, denn ich erwartete, eine der lächerlichen Krankheitsgeschichten hören zu müssen, womit die jungen Damen den Aerzten so oft beschwerlich werden und ihnen die kostbare Zeit rauben. Bei dem Worte „Ereigniß"

aber fing ich an zu glauben, es könne doch etwas sein und ich nützlich werden; ich setzte mich also wieder nieder. Uebrigens wunderte ich mich über die große Verlegenheit der jungen Dame. Es war wenig Zusammenhang in ihrer Erzählung, und die Theilnahme, mit der sie von der Kranken sprach, schien mir für eine Freundin zu zärtlich und tief zu sein.

— „Welches Ereigniß, Madame?" fragte ich.

„Ein Fall, nach welchem die Person, von der ich spreche, auf dem Pflaster liegen blieb. So ging ein Wagenrad ihr über die Brust, und man hielt sie mehrere Stunden lang für todt."

— „Sind die Rippen verletzt worden?"

„Nein, Herr Doctor, aber sie hat sehr gelitten."

„Spuckt sie Blut?"

„Ja, ich glaube es wenigstens .."

Sie that, als suche sie einen Brief, worin Ausführlicheres zu finden wäre, ich sah aber, als ich sie aufmerksam beobachtete, Thränen ihre Augen verdunkeln, und ich konnte eine so starke Aufregung mit den ersten Worten der jungen Dame nicht zusammenreimen.

— „Erlauben Sie mir," bat ich, „einen Blick in den Brief zu thun, worin Ihnen Ihre Freundin über ihren Zustand geschrieben hat."

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Doctor; es stehen einige Privatangelegenheiten darin. Ich

habe sie erst ganz kürzlich gesehen und kann Ihnen ihren Zustand ganz genau schildern."

— „Hat sie Schmerz in der Brust?"

„Ja, an der rechten Seite."

— „Hat sie des Nachts und früh Morgens Fieber?"

„Ja, Herr Doctor, ihre Hände sind dann sehr heiß. Sie klagt über große Unruhe und Beängstigung."

— „Schwitzt sie stark?"

„Ja, besonders in der Nacht."

— „Hustet sie?"

„Sehr schmerzhaft, wie sie sagt."

— „Seit wie lange hat sie diesen Husten? War er schon vor dem Unglücke da, oder stellte er sich erst nach demselben ein?"

„Wenn ich mich recht erinnere, ein Jahr nach ihrer Verheirathung."

— „Ihrer Verheirathung!" rief ich.

Sie hatte vergessen, daß sie von ihrer Freundin erzählte, sie habe sich nicht nach ihren Wünschen verheirathen können. Sie bemerkte es, daß sie sich verschnappt hatte, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, und es färbte plötzlich eine sehr hohe Röthe ihr bleiches Gesicht.

„Ich versprach mich und wollte sagen: ein Jahr nach der Zeit, in welcher jene Verheirathung stattfinden sollte."

— „Wie ist dieser Husten beschaffen? Ist er trocken? Kommt er oft?"

„Im Anfange war er nicht sehr beschwerlich, aber später hat sie viel gelitten."

Ich sah, daß die junge Dame immer bleicher wurde und ein Verdacht schoß durch meinen Kopf, wie ein Blitz durch den Himmel.

— „Reden Sie aufrichtig, Madame. Sind Sie nicht vielleicht selbst diese Freundin? Sie scheinen wirklich unwohl zu sein. Sagen Sie mir die Wahrheit."

Sie zitterte am ganzen Körper und ihre Verlegenheit nahm sichtbar zu. Sie versuchte indeß, ihre Unruhe zu verbergen, und stotterte selbst eine neue Frage, in der nicht viel Sinn war. Bald versagte ihr die Stimme, und sie suchte mir die Ursache ihrer Unruhe zu verhüllen.

„Wenn Sie wüßten, wie sehr mich ihr Zustand schmerzt und wie sehr ich für sie fürchte! Ach, Herr Doctor, so seltene Tugenden!.. Und wenn ich Ihnen sagte, wie sehr ich sie liebe.."

— „Beruhigen Sie sich, Madame; sammeln Sie sich und geben Sie mir weitere Auskunft, damit ich der Person, an der Sie so großen Antheil nehmen, wirksam dienen kann. Fassen Sie Muth!"

„Ach, Herr Doctor," begann sie von Neuem, und ihre Stimme zitterte noch immer, „sagen Sie mir offen, was Sie glauben. Haben Sie noch Hoffnung? Giebt es kein Mittel mehr?"

— „Alle Symptome, welche Sie angeführt haben, sind wichtig und gefährlich.“

„Und es ist keine Hoffnung mehr?“ fragte sie mit so schwacher Stimme, daß ich sie kaum verstehen konnte.

— „Darauf kann ich Ihnen nicht antworten, ohne die Kranke gesehen, mit ihr gesprochen und sie über viele kleine bezeichnende Dinge befragt zu haben. Ohne Zweifel hat sie bereits einen Arzt.“

„Sie hat einen gehabt . . ohne Zweifel . .“

Ihre Zögerung dauerte noch immer fort, und ich schrieb sie jenem Zwange zu, den sich edle Naturen anthun müssen, wenn sie eine Unwahrheit aussprechen und behaupten sollen.

— „Erlauben der Kranken ihre Vermögensumstände, eine Reise zu machen, Italien oder das mittägige Frankreich zu besuchen? Dies würde der nützlichste Rath sein, der ihr zu geben ist.“

„Ich fürchte, die Umstände werden dies nicht erlauben.“

— „Könnte ihre Familie nichts für sie thun?“

„Ihre Familie wird nichts, gar nichts zu ihrer Rettung thun.“

Ihre Glieder zitterten bei diesen Worten heftig; sie wollte von dem Stuhle aufstehen, sank aber zurück und sagte weinend: „Ich sehe es wohl, wir sind verloren. Wir sind verloren! Ach, mein armer Mann! Alles ist also vorüber und keine Hoffnung mehr.“

Ihre Züge entstellten sich mehr und mehr, und nach einigen heftigen Zuckungen schlossen sich ihre Augen; sie sank in Ohnmacht, aus der ich sie nur mit Mühe erwecken konnte. Ich durchschaute nun wohl die unschuldige List, die sie angewendet hatte, um genaue Auskunft über den Zustand ihres Mannes zu erhalten. Als sie wieder zur Besinnung gekommen war, vergoß sie häufige Thränen und wehklagte, daß ich tief ergriffen wurde.

„Verzeihung, Verzeihung, Herr Doctor,“ sagte sie endlich. „Ich habe Sie hintergangen; ich bin an das Lügen nicht gewöhnt, sehen Sie wohl. Aber haben Sie Mitleid mit mir, ich bin ja so unglücklich! Ach, warum habe ich Thörin Sie nach Allem gefragt, wäre ich doch in meiner Unwissenheit geblieben, die mir noch eine, wenn auch unbestimmte Hoffnung ließ. Ach, mein Gott, mein Gott! Also Alles ist verloren! Mein Mann, mein armer Mann!“

Die Krämpfe begannen von Neuem, und als sie in den Armen meines Bedienten, der auf das Geräusch herbeigekommen war, zuckte und um sich schlug, fiel ihr Taschentuch auf den Boden und eine sorgsam in Papier gewickelte Guinee rollte heraus: Einiges an ihrer Toilette, einige gestopfte Stellen in ihrem Taschentuche und einige Worte aus ihren Reden zeigten mir wirkliche Armuth, verhüllt unter einem eleganten Aeußern. Ich knüpfte die Guinee, welche offenbar für mein ärztliches Gutachten

bestimmt und vielleicht durch langes und schmerzliches Sparen erübriget war, wieder in einen Zipfel des Taschentuches, bat die junge Frau darauf, in meinen Wagen zu steigen und mich mit in ihre Wohnung zu nehmen. Aber das wollte sie nicht, denn sie fürchtete, wie sie sagte, das Erscheinen eines Arztes könne gefährlich für ihren Mann sein, der sich über seinen Zustand noch täusche. Mich hatte der Auftritt sehr gerührt, ich ließ mir das Versprechen geben, mich wenigstens bald wieder zu besuchen, und ersuchte sie, das Honorar für mein Gutachten, das sie mir durchaus aufdringen wollte, für ein ander Mal zu verschieben.

„Hier," sagte ich zu mir selbst, als ich die Thüre hinter der jungen Frau schloß, die mehr fortwankte als ging, „hier zeigt mir das menschliche Leben wieder eine düstere Seite. Der Schmerz des Körpers und des Gemüthes, vereint mit nutzloser Aufopferung und ungekannter Tugend — die ewige Fortsetzung des großen Kapitels unseres gesellschaftlichen Lebens, immer dasselbe Elend und dieselbe Ungerechtigkeit, die zur Gewohnheit, zum Gesetze geworden sind."

Einige Tage nachher überraschte mich einer jener gewaltigen Regengüsse, welche in diesem Jahre den ganzen März hindurch vorkamen, in der Gegend von Chancery Lane. Eine Karte, die aus dem Tuche der jungen Frau gefallen und in meinen Händen geblieben war, hatte mir verrathen,

daß sie Madame Elliot hieß und N. 4. Took's Court, in einem Gäßchen wohnte, welches auf Chancery Lane herauskommt.

Ich war zu Fuße und der Regen fing an, durch meine Kleidungsstücke durchzudringen. Ich nahm mir also vor, in einen Laden zu treten, wo ich vielleicht auch etwas über die Umstände der jungen Frau erfahren konnte, an deren Schicksale ich Antheil nahm, und die in der Nähe wohl bekannt sein mußte. Eine große rothe Tafel mit schwarzen Buchstaben zog meine Blicke auf sich und sagte mir, daß William Farren fast alle Gegenstände des Handels, von Taffet an bis zum Bindfaden und Schwefelhölzchen, verkaufe. Ich öffnete die Thüre des kleinen, dunkeln, mit Waaren ganz gefüllten Ladens, dessen Eigenthümer, ein kleiner Mann mit hinkendem Fuße und faltigem Gesichte, eben kunstreich einige Packete schnürte. Ohne die beiden auf dem Ladentische brennenden Lichter würde es unmöglich gewesen sein, den Tabak von Rosinen oder dergl. zu unterscheiden. Der Mann glich vollkommen einer alten Ratte mitten unter ihren aufgehäuften Vorräthen. Ich bat ihn um die Erlaubniß, mich auf die kleine dastehende Bank setzen zu dürfen, bis der Regen vorbei sei. Er gab sie mir sehr artig, fing bald zu schwatzen an, war unerschöpflich in dem Kapitel über die Nachbarn und Nachbarinnen, rühmte aber dabei fortwährend die Vortrefflichkeit seiner Wachslichter und die Super-

feinheit seines Kaffees. Als ich Elliots erwähnte, sagte er:

„Ah, ich kenne sie, Took's Court N. 4. Sie sind erst seit zwei oder drei Monaten da. Der Mann ist nicht recht gesund und der kleinen Frau scheint es nicht besser zu gehen."

— „Wissen Sie, was sie treiben? Kennen Sie ihren Stand?"

„Hierüber," entgegnete der alte Krämer, indem er die Unterlippe empornahm und die Brille über seine kahle Stirn schob, „werde ich Ihnen keine gar genaue Auskunft geben können. Der junge Mann ist, wie ich glaube, in einem Comptoir gewesen, hat auch Unterricht in der Musik gegeben und seine Frau beschäftigt sich mit weiblicher Arbeit."

In meiner Tasche befand sich noch die Karte, auf welche Madame Elliot ihren Namen geschrieben hatte, — in so kleinen, feinen, niedlichen Zügen, die in jedem Striche die sorgfältige Erziehung verriethen, und ich wunderte mich also sehr, daß die Hand, welche diesen Namen geschrieben hatte, einer Näherin oder Stickerin angehören sollte.

— „Sie sind nicht glücklich, wie es scheint," fuhr ich fort; „geht es in ihren Geschäften schlecht?"

„Der Herr ist ein Advokat?" fragte der Alte blinzelnd und verrieth durch den Ton seiner Stimme den unwillkührlichen Schauer, den der Diener des Gesetzes selbst dem Geizigen einflößt, welcher ihn braucht.

— „Nein, wahrhaftig nicht, ich frage Sie nur aus Theilnahme an Elliots. Ich kenne sie sehr wenig; sagten Sie nicht, daß sie sich kümmerlich behelfen müßten?"

„Ich glaube nicht, daß sie sich im Wohlstande befinden, wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen soll .. gute Bezahlung .. nie geborgt .. Diese Gerechtigkeit muß ich ihnen widerfahren lassen. Aber sie verbrauchen sehr, sehr wenig. Sonst holten sie einen Tag um den andern ein Loth Thee dritter Qualität und ein Pfund Zucker, jetzt nehmen sie dies nur alle vier Tage und von geringer Qualität. Aber sie bezahlen baar, und das gefällt mir. Uebrigens ist meine geringste Sorte Thee so gut, wie bei manchem Andern die beste; erlauben Sie mir, Ihnen den Beweis zu geben."

Und der kleine Mann sprang mit einer an einem Lahmen erstaunlichen, bei einem Krämer aber natürlichen Gewandtheit auf ein Bänkchen, nahm eine kleine lackirte Büchse weg, deren Deckel unter seinem erfahrenen Zeigefinger verschwand, und ließ in seine hohle Hand ein abscheuliches Gemisch von Wein- und Pflaumenblättern fallen, das Thee zu sein heuchelte. Diese vortreffliche Sorte Thee schien mir ein Erfindungspatent zu verdienen, und ich ließ den ehrenwerthen Fabrikanten die Probe wieder in die Büchse thun, wobei er seine Lobeserhebungen über die Arzneikräfte dieser Zusammensetzung keineswegs unterbrach.

„Meine Preise sind dabei so niedrig," fuhr er fort, „daß ich nicht begreife, warum Mad. Elliot nicht häufiger bei mir kauft; das junge Paar muß sehr ökonomisch leben, sehr ökonomisch, lieber Herr .. Ja, eben vor einer halben Stunde war das arme Weibchen hier. Sie wollte etwas Sago für ihren Mann, und ich hatte zufällig kein Körnchen mehr, denn ich habe sehr großen Absatz, sehen Sie, sehr großen Absatz, trotz meinem kleinen Laden. Mein Reis ist der Gesundheit besonders zuträglich. Ich werde Ihnen meinen Reis erster Qualität zeigen."

— „Sagten Sie mir nicht, daß Elliot Musikunterricht gegeben habe?"

„Ja, er bläs't die Flöte sehr gut, aber er hat, so viel ich weiß, nur einen Schüler gehabt."

— „Und jetzt?"

„Der Schüler ist fort, und die Flöte auch, eine schöne Flöte von Ebenholz mit silbernen Klappen. Eine ähnliche, wenn es nicht dieselbe ist, befindet sich bei Broking, dem Pfandverleiher und Trödler links um die Ecke herum. Ich wette hundert gegen eins, daß es dieselbe ist und der junge Mann vielleicht nur fünf Procent dafür erhalten hat. Schlechte Geschäfte die Anleihen auf Pfänder!"

— „Ja wohl, schlechte Geschäfte."

„Indessen," fuhr der geschwätzige Krämer fort, „ist der Verlust nicht groß; das Flötenblasen verdirbt die Brust, wie der Herr wohl weiß, und der

junge Mann ist keineswegs kräftig. Die junge Frau sagte mit ihrer niedlichen sanften Stimme zu ihm: „Mein lieber Eugen, blase nicht mehr auf der verdammten Flöte, blase nicht mehr!“ Madame Elliot hat eine Stimme wie eine Herzogin oder eine Sängerin, welche die großen Rollen in Drury-Lane giebt. Es ist mir immer, als ob ihr Wagen sie an der Thüre erwarte; aber es kann nicht sein, denn sie kauft, selbst, für einen Penny Sago.“

Der Eintritt eines Kunden nahm die ganze Aufmerksamkeit und die feilen Artigkeiten des alten Krämers in Anspruch, der die Brille wieder auf den knochigen Sattel seiner Nase zog. Endlich hörte der Regen auf, ich nahm Abschied von dem Alten und dankte ihm für den Schutz, den sein Laden mir gewährt. Es verging eine Woche, ohne daß ich wieder etwas von Madame Elliot hörte. Eines Freitags Abends aber fand ich beim Nachhausekommen ein Billet, das sie in der Eile auf die Rückseite eines alten Briefes geschrieben hatte und in dem sie mich bat, zu ihr, Took's Court N. 4., zu kommen, aber ihrem Manne nicht zu sagen, daß sie bereits einmal bei mir gewesen sei. Mein erster Besuch am andern Morgen galt ihm. Im Erdgeschosse des Hauses befand sich ein Kaufmannsladen, und eine sehr schmale Treppe führte in das zweite, von Elliot bewohnte Stockwerk. Ich fand die Thüre offen und blieb einige Augenblicke auf dem Vorsaale stehen.

Gerade der Thüre gegenüber, vor einem mit dicken grünen Büchern bedeckten Tische, saß ein noch junger Mann und war eingeschlafen; die Feder, die seinen schwachen und magern Fingern entfallen war, lag auf dem Boden. Man sah, daß diese Waffe, welche die Noth bekämpfen sollte, ihm nur durch die höchste Ermattung entrissen worden war. An diesem Tische, gerade vor ihm zwischen zwei ungeheuern Heften, spielte ein Kind in grünem Kleidchen mit einer andern Feder, die es ganz beschäftigte. Der schlafende junge Mann konnte etwa dreißig Jahre alt sein; es war einer jener ausdrucksvollen Köpfe, deren körperliche Schönheit durch eine geistige Schönheit übertroffen wird, welche Theilnahme weckt, ohne daß man sich die Ursache dieser Theilnahme erklären kann. Seine Wangen waren eingefallen und gleichsam durchsichtig; das schwarze, nach der Seite gestrichene Haar ließ die ganze breite und hohe Stirn sehen; der Arm, dem die Feder entfallen war, berührte fast den Boden.

Trotz der kalten Witterung war das Zimmer nicht geheizt; Elliot (er nur konnte es sein) hatte seinen schwarzen Rock bis an den Hals zugeknöpft, offenbar der Kälte wegen. In dem Zimmer befanden sich nur die durchaus nothwendigen Meubles von weichem Holze, aber sehr reinlich gehalten. Das Geräusch, das ich machte, wurde von dem Kinde bemerkt, das sich umdrehete und seinen Vater weckte.

„Wollen Sie gefälligst eintreten," sagte er noch halb im Schlafe; „ich bin noch nicht ganz fertig .. die Ziehung der Bilanz ist ziemlich langwierig .. Ich habe indeß keine Zeit verloren und fast den ganzen Tag gearbeitet .."

— „Ich bin der Doctor ..," sagte ich, ihn unterbrechend.

„Ach, so entschuldigen Sie, Herr Doctor. Setzen Sie sich. Meine Frau ist eben ausgegangen und ich bedauere unendlich, daß sie nicht hier ist."

— „Es würde mir allerdings Vergnügen machen, sie zu sehen, mein Besuch galt aber Ihnen selbst, Herr Elliot. Man hat mir gesagt, daß Ihr Gesundheitszustand nicht der beste sei, und ich bin gekommen, um Ihnen allen Rath und alle Hilfe zu gewähren, welche meine Kunst vermag."

„Ich bin wirklich kränklich, Herr Doctor, und fühle mich bereits seit langer Zeit unwohl, aber die zärtliche Besorgniß meiner Frau übertreibt ohne Zweifel die Gefahr, in welcher ich mich befinde."

Er gab seine Antworten auf meine Fragen mit einer Bestimmtheit, Genauigkeit und Einfachheit, welche seinem Geiste, wie seinem Muthe Ehre machten. Seit langer Zeit hatte sich eine Leberkrankheit angekündigt und sein zu arbeitsames, mit zu vielem Sitzen verbundenes Leben die Gefahr verschlimmert. Er erzählte mir auch den Unfall, von dem Madame Elliot gesprochen hatte, mit allen Einzelnheiten. Ach, der unglückliche junge Mann ging

Gerade der Thüre gegenüber, vor einem mit dicken grünen Büchern bedeckten Tische, saß ein noch junger Mann und war eingeschlafen; die Feder, die seinen schwachen und magern Fingern entfallen war, lag auf dem Boden. Man sah, daß diese Waffe, welche die Noth bekämpfen sollte, ihm nur durch die höchste Ermattung entrissen worden war. An diesem Tische, gerade vor ihm zwischen zwei ungeheuern Heften, spielte ein Kind in grünem Kleidchen mit einer andern Feder, die es ganz beschäftigte. Der schlafende junge Mann konnte etwa dreißig Jahre alt sein; es war einer jener ausdrucksvollen Köpfe, deren körperliche Schönheit durch eine geistige Schönheit übertroffen wird, welche Theilnahme weckt, ohne daß man sich die Ursache dieser Theilnahme erklären kann. Seine Wangen waren eingefallen und gleichsam durchsichtig; das schwarze, nach der Seite gestrichene Haar ließ die ganze breite und hohe Stirn sehen; der Arm, dem die Feder entfallen war, berührte fast den Boden.

Trotz der kalten Witterung war das Zimmer nicht geheizt; Elliot (er nur konnte es sein) hatte seinen schwarzen Rock bis an den Hals zugeknöpft, offenbar der Kälte wegen. In dem Zimmer befanden sich nur die durchaus nothwendigen Meubles von weichem Holze, aber sehr reinlich gehalten. Das Geräusch, das ich machte, wurde von dem Kinde bemerkt, das sich umdrehete und seinen Vater weckte.

„Wollen Sie gefälligst eintreten," sagte er noch halb im Schlafe; „ich bin noch nicht ganz fertig .. die Ziehung der Bilanz ist ziemlich langwierig .. Ich habe indeß keine Zeit verloren und fast den ganzen Tag gearbeitet .."

— „Ich bin der Doctor ..," sagte ich, ihn unterbrechend.

„Ach, so entschuldigen Sie, Herr Doctor. Setzen Sie sich. Meine Frau ist eben ausgegangen und ich bedauere unendlich, daß sie nicht hier ist."

— „Es würde mir allerdings Vergnügen machen, sie zu sehen, mein Besuch galt aber Ihnen selbst, Herr Elliot. Man hat mir gesagt, daß Ihr Gesundheitszustand nicht der beste sei, und ich bin gekommen, um Ihnen allen Rath und alle Hilfe zu gewähren, welche meine Kunst vermag."

„Ich bin wirklich kränklich, Herr Doctor, und fühle mich bereits seit langer Zeit unwohl, aber die zärtliche Besorgniß meiner Frau übertreibt ohne Zweifel die Gefahr, in welcher ich mich befinde."

Er gab seine Antworten auf meine Fragen mit einer Bestimmtheit, Genauigkeit und Einfachheit, welche seinem Geiste, wie seinem Muthe Ehre machten. Seit langer Zeit hatte sich eine Leberkrankheit angekündigt und sein zu arbeitsames, mit zu vielem Sitzen verbundenes Leben die Gefahr verschlimmert. Er erzählte mir auch den Unfall, von dem Madame Elliot gesprochen hatte, mit allen Einzelnheiten. Ach, der unglückliche junge Mann ging

mit schnellen Schritten der Leberschwindsucht entgegen, und obgleich seine Vermögensumstände die Ausführung des Rathes, welchen ich gab, unmöglich oder doch wenigstens sehr schwierig zu machen schienen, so mußte ich ihm doch eine Veränderung der Luft und eine Reise als das einzige in seiner Lage wahrhaft anwendbare Mittel empfehlen. In diesem Augenblicke trat Madame Elliot herein und rief:

„Nach Italien reisen!"

Der Mann und die Frau sahen einander an, und die Letztere wechselte die Farbe. Ich erkannte in diesem beiderseitigen Blicke die ganze Bitterkeit ihrer Lage, Alles, was Eines um des Andern willen litt, ihre ganze Noth und Armuth. Am meisten rührte mich die leidende Scham des unglücklichen jungen Mannes, der seine Armuth zu verheimlichen suchte, die Armuth, das größte Verbrechen unter uns. Das kleine blonde lächelnde Kind, das mich mit seinen großen schwarzen Augen ansah, dieses Kind, der einzige Gegenstand des Trostes und der Zukunft, hineingezogen in ein düsteres, hoffnungsloses Leben; die vergebliche Tugend, die Niemand beachtete; die Aufopferung, welche die Macht nicht kennt; jene Großherzigkeit, die schöner und anmuthiger ist, als die des Schlachtfeldes; dieses bürgerliche Trauerspiel ohne Thränen, fast ohne Worte, dessen Personen eine liebende, geduldige, sanfte Gattin, ein lächelndes Kind und ein

kranker junger Mann waren; der arme edle Stolz ohne Eigendünkel; der Tod, welcher mit allen seinen Schrecken mitten in die Armuth trat; — Alles dies bildete ein für die Seele peinigendes Schauspiel, eine friedliche Scene ohne Gewaltthat und ohne Wehklage. Wie hätte ich wagen können, eine Bezahlung für meinen Besuch anzunehmen? Aber wie sie zurückweisen? — Denn nichts ist stolzer und leichter zu verletzen als die unglückliche Redlichkeit. Sollte ich sie durch eine Weigerung kränken? Wäre es nicht doppelt grausam, das Zartgefühl der Ehre zu verwunden? Noch den Tag vorher hatte ein reicher Mann um die Erlassung der Guinee, die er mir schuldig war, fast gebettelt.

Er ließ sie mit mehr Schmerz und Leid in meine Hand gleiten, als er wohl einen Tropfen Blut aus seinem Herzen hätte fließen sehen. Ich hatte mich für diesen Mann geschämt; heute war ich verlegen, wie ich das Geld Elliots zurückweisen sollte. Ich fürchtete, es möge aussehen, als wolle ich ihm ein Almosen geben. Zum Glück kam das kleine Kind spielend zu mir; ich nahm es auf meine Knie, legte ihm das glänzende Geldstück, das ihm gefiel, in die kleine Hand und schloß sie ihm. Elliot erbleichte und wollte sprechen; eine Thräne befeuchtete die Augen seiner Frau. Ich entfernte mich schneller, als ich in jedem andern Falle gethan haben würde; sie sah mir nach. Ach, wer wird jemals die Geschichte der Armuth und des Schmerzes

so schreiben, wie sie geschrieben zu werden verdient!

Meine Besuche wurden häufiger und ich hatte jedes Mal Mühe, Elliot und seine Frau von der Zurückhaltung und der Gezwungenheit abzubringen, in die sie sich hüllten. Fortdauernde Arbeit untergrub die Gesundheit des jungen Mannes, — eine Arbeit, für die er keine entsprechende Bezahlung zu erhalten schien. Durfte ich ihm Ruhe anempfehlen? — Das hieß ihn zum Tode verurtheilen. Sterben oder Arbeiten war für ihn das Dilemma des Lebens. Oft sah ich seine junge Frau mit außerordentlichem Fleiß und Eifer an Stickereien arbeiten, die viel zu kostbar waren, als daß sie für sie selbst bestimmt sein konnten. Eines Tages, als sie sich auch mit solcher Arbeit beschäftigte, sagte ich zu ihr —: „In den ersten Jahren unserer Ehe arbeitete meine Frau auch so fleißig wie Sie, Madame."

Sie sah empor, ließ ihre Nadel ruhen und heftete einige Augenblicke einen verwunderten Blick auf mich; dann traten ihr die Thränen in die Augen. Unsere Bekanntschaft war noch nicht so vertraut, als daß sie mich in die Einzelnheiten ihres Unglückes hätte blicken lassen. Erst nach einem Monate, als der Gesundheitszustand ihres Mannes sich sichtbar mehr und mehr verschlimmerte, erlangte ich allmälig die Geständnisse, die man in der nachstehenden Erzählung finden wird. Wer Einzeln-

heiten aus dem gewöhnlichen Privatleben, den alltäglichen Kummer und die kleinen Leiden, die ach! das große Leiden der Menschen sind, verachtet, möge sie nicht lesen.

Die Fehler der Väter vernichten das Geschick der Kinder. Es ist dies eine Ungerechtigkeit des Schicksals, aber eine ewige und unvermeidliche Ungerechtigkeit. Herr Heinrich Elliot, Cavallerie-Oberst, ein tapferer und ausgezeichneter Officier, aber Spieler von Profession, brachte sich 18.., nach einem großen Verlust im Spiele, mit eigener Hand um's Leben. Das einzige Erbe seines Sohnes Eugen Elliot, der in Cambridge studirte, bestand in ungeheuern Schulden und einem geschändeten Namen.

Seine Mutter war ein halbes Jahr vor dem Selbstmorde des Vaters in einem Stübchen gestorben. Eugen glich der Mutter, deren Zärtlichkeit, deren Ergebung und sanfte Seelenstärke er besaß, welche die Leute oft für Schüchternheit halten. In seinem zwanzigsten Jahre mußte er also seine Bücher verkaufen, den Studien entsagen, seine Universitätsfreunde verlassen und seine Lebensweise ändern, um als Commis in das Handelshaus Friedrich Hillary und Comp. zu treten. Er brauchte ansehnliche Empfehlungen, um diese ärmliche Stelle zu erhalten, die ihm den ganzen Tag nur eine einzige Stunde, — die Essensstunde — Ruhe ließ. Eine große Correspondenz zu führen, die Rechnungsbücher zu halten und viele Gänge zu machen;

sechszig Guineen jährlich, ein Stübchen im dritten Stock eines Hauses der Vorstadt; Essen wie ein Handwerksmann und keine Freunde, denn er war arm; nur eine schwache Gesundheit, die durch die vielfache und anstrengende Arbeit noch mehr erschöpft wurde; jene jämmerliche Tyrannei, die, je tiefer sie von den Höhen der Gesellschaft herunter kommt, an Schnelligkeit und Last durch die Zahl der Stufen zunimmt, welche sie durchläuft; die Verachtung und Gleichgültigkeit aller Angestellten in dem Handelshause gegen den Neuling, der für die große Welt erzogen worden war und andere Sitten, andere Gewohnheiten mitbrachte, — das war ein Jahr hindurch das Leben Elliot's. Er verlor indeß den Muth nicht und versuchte, die Gleichgültigkeit durch die Arbeit, und den Haß durch Wohlwollen zu besiegen. Wirklich bezahlte man ihn etwas besser, da er nützlicher war als irgend ein Anderer, — wie man ein Pferd besser füttert, das seinem Herrn Nutzen bringt. Sein Gehalt stieg so allmälig, bis er die Summe von 90 Pf. St. jährlich (600 Thlr.) erreichte, über welche er nicht hinauskam.

Herr Hillary, der Chef des Bankierhauses, war nicht so thöricht, sich für den ersten Besten zu interessiren, vielmehr gehörte er zu jenen guten kaufmännischen Köpfen, für welche die Menschen nicht Menschen, sondern Federn sind, die man mit den mindest-möglichen Kosten spielen lassen muß. Des-

halb hatte er seinen Commis Eugen Elliot keinen Augenblick beachtet. Das Portrait Hillary's ist das einer ganzen Sippschaft; man denke sich einen dicken, an den Enden viereckigen und in der Mitte runden, vorragenden Körper, mit weißem krausem Haar, niedriger und runder Stirn und einem knochigen Kopfe, an dem man in die Augen fallend lesen konnte: Gewinn. Als Geschäftsmann war er nicht ohne Verdienst; er verstand zu warten, zu wählen und zu benutzen. Er konnte im Glücke unverschämt, im Unglücke gefügig, gegen die, welche er brauchte, schmeichlerisch und gegen die, welche ihn brauchten, tyrannisch sein.

Er war von der niedrigsten Stufe an gestiegen, wurde Capitalist, und heirathete endlich die Wittwe seines Prinzipals, und diese Wittwe hatte ihm eine einzige sehr interessante Tochter gegeben. Er hegte nun den Plan, diese einzige Tochter für seinen Stolz zu benutzen und sie mit einem Mitgliede der Aristokratie zu verbinden, welches in die Familie der Hillary die Pairie und berühmte Ahnen bringe. Deshalb hatte er auf die Erziehung Mariens große Sorgfalt verwendet.

Eines Tages stieg dieser große Mann, der Gegenstand des Neides Aller, vor der Börse aus seinem Wagen, that einen falschen Tritt, stürzte auf das Straßenpflaster und erhielt mehrere schwere Wunden. Die Aerzte verurtheilten ihn, länger als neun Monate das Bett zu hüten, — eine gräßliche

Strafe für den thätigen, eifrigen Mann, dem es nicht gegeben war, seinen Gedanken nachzuhängen oder sich mit Büchern zu beschäftigen, der vielmehr immer fürchtete, auf der Bahn des Gewinnes von seinen Nebenbuhlern überholt zu werden und den Leuten seines Hauses Gelegenheit zu geben, in ihren Pflichten nachzulassen oder gar ihn ungestraft zu bestehlen. Seine Tochter diente ihm als Krankenwärterin. Elliot, der thätigste und arbeitsamste seiner Commis, erhielt den Auftrag, alle Morgen um acht Uhr die Befehle des Herrn einzuholen, seine Aufträge in der Stadt zu besorgen und ihm sein Bankbuch, sorgfältig eingewickelt, zu bringen. Dadurch wurde die Mühe des jungen Mannes verdoppelt, ohne daß er ein Pfund mehr am Gehalt erhielt. Er setzte sich überdies der jähzornigen und unduldsamen Heftigkeit des Kranken aus, den seine Lage reizbar machte und der keinen Grund sah, einen jungen Mann zu schonen, welcher gänzlich von ihm abhing und jährlich 90 unglückliche Pf. St. verdiente.

Zufällig hatten sich der junge Mann und die Tochter seines Prinzipals in einer Zeit gekannt, als Eugen einen Rang in der großen Welt einnehmen sollte und Glück und Vermögen seiner warteten. Eugen war bei einigen ländlichen Festen einer der eifrigsten Tänzer der jungen Marie gewesen. Er erinnerte sie nicht an diesen Umstand, denn er wußte, daß Reichthum und Armuth durch einen

unüberschreitbaren Abgrund von einander geschieden sind. Aber Marie erkannte ihn. Der barsche, harte, gebieterische Ton, die brutalen Befehle, mit denen Hillary seinen Commis niederdrückte, erweckten in dem jungen Mädchen ein natürliches Mitleiden. Die kräftige Auflehnung gegen die Ungerechtigkeiten, welche die Welt duldet, ist eins der besten Gefühle der Frauen. Der arme hagere, blasse, abgezehrte Commis, der kerzengerade vor dem großen Geldmanne stand, von dessen tausend Fragen bestürmt wurde, die Zielscheibe seiner Grobheit war und Alles still und schweigend hinnahm, schien Marien um so eher Mitleiden zu verdienen, da er für einen hohen Rang bestimmt gewesen. Er war durch seine Bildung und seine Gemüthseigenschaften seinem Peiniger weit überlegen, besaß das edelste Antlitz und waffnete sich mit der heldenmüthigsten Ergebung; Marie bemerkte es wohl.

Da der Vater von Niemanden außer seiner Tochter bedient sein wollte, so war dieselbe stets zugegen, wenn er dem Commis seine Befehle gab, und die Behandlung, die er ihn erdulden ließ, schmerzte das weiche Herz Mariens. Hillary behandelte sie nicht blos hart wie alle Andern, sondern sie fühlte auch, daß er kein Recht auf ihre Achtung habe, — ein schreckliches Gefühl, das ihr die kindliche Liebe nahm, sie zur bloßen Pflichtübung zwang und die natürliche Zärtlichkeit eines Herzens steigerte, das eine Stütze und eine Nah-

rung suchte. Das arme junge Mädchen hatte keine Romane gelesen und kam sehr selten in das Theater; sie wußte nicht, daß ihr Herz, ihr selbst unbewußt, einen Gegenstand der Zuneigung gefunden, denn sie liebte bereits jenen Commis, den sie nur zu bedauern und zu achten glaubte. Hillary selbst war bei seinen schwer erregbaren Gefühlen, bei seinem eisernen Willen und dem Bewußtsein der Macht, welche das Geld giebt, völlig blind. Er ahnte die Gefahr gar nicht, welcher er die jungen Leute aussetze. Seine Tochter mußte immer und immer dableiben, um die bescheidenen Berichte des Commis, seine sanfte männliche Stimme und die Verwünschungen des Vaters anzuhören und die ganze weite Entfernung zu messen, welche sie von einander trenne. Elliot ahnte nicht, daß Marie Antheil an ihm nehme, viel weniger, daß sie ihn liebe. Er war ja so arm, und sie so reich! Aber ein tägliches Beisammensein von zwei Stunden brachte die beiden jungen Leute einander näher, die dem Charakter und der Erziehung nach einander so nahe standen, als sie durch das Schicksal und das Vermögen weit getrennt waren. Die Folgen einer solchen Annäherung hatte der Vater nicht berechnet.

Eines Tages brachte Elliot seinem Prinzipal Briefe, die dieser ihm barsch aus den Händen riß. Der junge Mann blieb, wie ein Soldat auf seinem Posten, vor ihm stehen, aber sein Gesicht war bleich und seine Knie zitterten vor Ermattung.

„Herr Elliot sieht sehr angegriffen aus, Vater,“ sagte Marie; „kann ich ihm ein Glas Wein anbieten?“

Hillary sagte mechanisch „ja,“ denn er verschlang gleichsam mit den Augen einen Brief, dessen Inhalt für ihn von großer, trauriger Wichtigkeit war; es handelte sich um die Ankunft einer großen Masse arabischen Gummi's, wodurch ein durch ihn mit großen Kosten vorbereitetes gewinnreiches Monopol zerstört wurde. Dreißigtausend Pf. St. mehr oder weniger hingen von diesem Umstande ab. Das Glas Wein, das seine Tochter mit zitternder Hand dem Eugen Elliot reichte, störte ihn nicht im mindesten. Elliot bückte sich, um das Glas zu ergreifen; in diesem Augenblicke entströmte den kleinen Augen Mariens der magnetische Blitz, der über Beider ganzes Leben entschied; Beider Geschick war nun bestimmt. Marie schlug die Augen nieder, über sich selbst erschrocken, und setzte sich wieder an das Fenster, so daß sie Elliot den Rücken zukehrte. Elliot blieb in seinen Gedanken versunken stehen, aber die Unruhe der Tochter und das Erstaunen des Commis entgingen dem alten Hillary, der an dem Blute seiner Adern, an dem Gelde, an einem Theile seines Gewinnes bedroht war. Mit Donnerstimme rief er:

„Mein Pult, Marie! Mein Pult!“

— „Aber, lieber Vater, Du hattest ja nicht gesagt ..“

Marie wußte nicht, was sie sprach; sie war wie aus den Wolken gefallen und hatte dies ganz einfache Verlangen ihres Vaters nicht verstanden.

„Bist Du taub?" schrie der alte Hillary. „Mein Pult, sage ich."

Er ahnte nicht, daß jene fünf Minuten, in denen sein Geist mit Pf. St. beschäftigt gewesen war, ein Drama begonnen hatten, welches sein ganzes Leben umspann und alle seine Pläne umstürzte. Er schrieb rasch mehrere Briefe, sprach Elliot leise etwas in das Ohr, gab ihm eine Menge Aufträge, die in einem Tage kaum zu besorgen waren, stieß ihn dann fort, empfahl ihm Pünktlichkeit und Eile, und drohete ihm mit seinem Zorne, falls er langsam sei oder etwas vergesse.

Als die Aerzte ihm erlaubten, das Zimmer zu verlassen, war das Unglück geschehen. Die innige Theilnahme, welche die Lage des jungen Mannes Marien einflößte, hatte die natürliche Schüchternheit und Verschämtheit des jungen Mädchens überwunden. Jeden Tag machte die Lage, in welcher sich Beide befanden, das Alleinstehen Mariens, die Vertraulichkeit, welcher die Unklugheit Hillary's sie aussetzte, die jungen Leute einander unentbehrlicher; ihr Leben schien auf geheimnißvolle Weise aneinander gekettet zu sein. Sie waren Opfer derselben Härte, mußten in gleichem Maße die Leiden dulden, welche ein herrischer Charakter Allem um ihn her verursacht; trafen einander in der Kirche, wenn

Hillary auf sein Landgut gegangen war und die Tochter in London zurückgelassen hatte, und so gaben sie allmälig, unbemerkt und unwillkührlich, dem Zuge des Schicksals nach, das sie für einander bestimmt hatte. Es entstand auf diese Weise eines jener festen unlöslichen Bänder, welche selbst der Tod nicht zerreißen kann, und welche der Wille der Menschen nicht geschaffen hat. Eines Sonntags trat Eugen Elliot, als er Miß Hillary allein aus der Kirche gehen sah, zu ihr, bot ihr seinen Arm und führte sie bis in das Haus ihres Vaters, der gewiß den Donner seines Zornes hätte grollen lassen, wenn er dies Schauspiel gesehen, und ihre Herzen verstanden endlich einander.

Aber nicht ohne innere Kämpfe und Vorwürfe, nicht ohne Furcht und Reue überließen sich die beiden jungen Leute ihrem Schicksale. Ein Jahr war vergangen. Da das tägliche Beisammensein Mariens und Eugens durch die Genesung des alten Hillary mit einem Male unterbrochen wurde, so beschleunigte diese bittere Trennung die Reife des gegenseitigen Vertrauens, das bis dahin nur unvollständig und schüchtern gewesen war. Endlich hatte, ohne daß Hillary das Mindeste ahnte, ein lebhafter Briefwechsel zwischen den jungen Leuten begonnen. Eines Dienstags Abends war der Tritt des dicken Hillary elastischer als gewöhnlich und ein freudiges Lächeln auf seinen Lippen bemerkbar. Er setzte sich vergnügter als je neben seine Tochter an

den Tisch, und sein schielendes Auge blinzelte sie bisweilen voll Liebe an. Marie bemerkte alles dies wohl, erklärte es sich aber durch die Vermuthung, daß eine glückliche Speculation nach den Wünschen des habsüchtigen Kaufmannes ausgefallen sei. Beim Nachtische aber, als das Mädchen aufstehen wollte, sagte der Vater, indem er ein volles Glas an die Lippen hielt: „Ich habe eine prächtige Neuigkeit, Marie, eine prächtige Neuigkeit. Man sprach von Dir an der Börse."

Der Portwein floß in den Mund, und die Lippen des glücklichen Kaufmannes schnalzten, als wenn der angenehme Geschmack des Weines und die Neuigkeit, von der er sprechen wollte, ihm unendlich wohlthäten.

„Man hat von mir an der Börse gesprochen?" wiederholte Marie; „was habe ich mit der Börse gemein, Vater?"

— „Was habe ich gemein? Was habe ich gemein?" spottete ihr der Alte nach. „Ein junges Mädchen sein und heirathen, ist doch ganz gemein, denke ich; sehr natürlich, wie ich hoffe."

— „Du scherzest, Vater," entgegnete Marie.

„Scherzen? Wahrhaftig nicht. Die Sache ist schon zu weit gediehen, als daß ich sie Dir verbergen könnte."

— „Zu weit gediehen?"

„Ja, ja, gediehen, abgeschlossen, beendigt, in's Reine gebracht. Handel ist Handel, Wort ist Wort;

man kann nicht zurücktreten. Du bist meine Tochter oder Du bist es nicht. Seit lange schon suche ich für Dich eine gute Partie und habe jetzt wahrhaftig eine vortreffliche gefunden, ich versichere Dich .. Du wirst Viscounteß, Marie! Und an dem Tage, wann ich das Wappen auf Deinem Wagen sehe, mache ich das Comptoir zu und sage: Adieu Handel! es ist alle, ich setze mich zur Ruhe. Nun, was meinest Du?"

— „Was ich meine?" wiederholte das Mädchen, dessen Finger zitternd seit drei Minuten mit den Zipfeln des Batisttaschentuches spielten. Ihr Gesicht war schneeweiß geworden und sie schauderte über den ganzen Körper.

„Nun, nun; was soll das? So blaß? So erschrocken? Warum fürchtest Du Dich? Ich bin vielleicht etwas zu barsch mit der Thüre in das Haus gefallen, wie Deine Mutter sagt, aber es ist nun geschehen und nicht anders zu machen."

Marie versuchte, von ihrem Stuhle aufzustehen, aber sie war so schwach, daß sie, noch bläßer werdend, wieder zurücksank. Der Vater rückte ihr näher, faßte sie am Kinn, ergriff eine Hand seiner Tochter und sagte: —

„Aber wie kalt sind Deine Hände! Keine Kinderei, Marie! Das ist albern! Du antwortest nicht? Nun, Du Gänschen, erschreckt man denn über einen Spaß so sehr?"

— „Ach, lieber Vater, es war also wirklich

nur ein Scherz?" rief das Mädchen, indem sie aufstand und einen funkelnden Blick auf den Alten heftete. Dann sank sie in Ohnmacht. Die gewaltige Stimme des Vaters schallte durch das Haus und eine Schaar von Dienern eilte herbei. Man trug Marien in ihr Zimmer und der Vater nahm an ihrer Gesundheit um so mehr Antheil, als er in ihr bereits eine Viscounteß sah. Im Grunde wünschte er aber alle diese mädchenhaften Ziereréien, wie er es nannte, zum Teufel. Hatte er Recht, seine Tochter zum höchst möglichen Zins anzulegen? Daran hatte er nicht gedacht, und es wäre eben soviel gewesen, hätte man ihn gefragt, ob er auf seinen Bankier einen Wechsel nach Sicht ziehen dürfe.

Den andern Morgen erschien Miß Hillary nicht zum Frühstück bei ihrem Vater, sondern ließ diesem durch ihr Kammermädchen sagen, sie habe heftige Kopfschmerzen. Die Folge davon war, daß der alte Herr in sehr übler Laune sich nach seinem Comptoir begab. Marie hatte einige Stunden der Nacht damit zugebracht, eine lange, ziemlich unzusammenhängende Erzählung des Vorgefallenen an Elliot zu schreiben. Zu Mittag bei Tische war sie blaß und zerstreut, während ihr Vater verdrießlich und mürrisch schwieg.

Endlich, als die Diener sich entfernt hatten, fragte er mit einem Male: „Sag' mir, Marie, was

mit Dir ist? Was sollte alles das in voriger Nacht bedeuten, heh?"

„Wirklich, Vater," antwortete zitternd die Tochter, „ich weiß kaum, .. aber Du mußt Dich erinnern, daß Du sehr seltsame Dinge so unerwartet sprachst und dabei so böse sahest .."

— „Bah, Mädchen! Ziererei!" rief ihr Vater, ein Glas Wein hinterstürzend. „War es denn etwas Böses, daß ich sagte, Du würdest bald heirathen? Wozu wird ein Mädchen geboren und erzogen, als um zu heirathen? Nun, Marie?" fuhr ihr Vater fort, entschlossen, diesmal klüger, als am vorigen Abende zu Werke zu gehen. „Antworte, Mädchen!"

„Ich weiß," antwortete seine Tochter, indem sie zu lächeln versuchte und ihrem Vater näher rückte, ihre Knie aber noch immer zitterten, „ich weiß, daß Du mich blos prüfen wolltest, ob ich ein eitles, thörichtes Mädchen sei. Warum sollte ich heirathen, da Du und die arme Mutter so gut gegen mich seid?"

— „Hm!" brummte der Alte. „Denkst Du denn, daß wir ewig leben werden? Ich muß Dich bald versorgt sehen, denn meine Gesundheit, hm! hm! ist nicht die beste" (er wußte kaum, was Krankheit war, die Folgen seines Falles ausgenommen), „und die Mutter .. das weißt Du selbst." Lange Pause. „Nun denke Dir einmal," fuhr der schlaue Alte fort, indem er das Mädchen forschend ansah,

„denke Dir, Marie, ich habe gestern Abend wirklich nicht gescherzt ...“

„Nun, Vater.“

— „Nun Vater!“ wiederholte der Alte höhnisch, unfähig, seine üble Laune zu verbergen; „ich verstehe den Unsinn nicht. Marie, ziere Dich nicht .. Hörtest Du schon .. hm! hm!“ — Er hielt plötzlich inne, nippte von dem Weine, schwieg, offenbar weil er nicht wußte, wie er am besten eine wichtige Mittheilung hervorbringe, und stellte sich zugleich ganz gleichgültig. .. „Hörtest Du schon von dem Lord Viscount Scamp, Marie?“

„Ja; ich habe bisweilen etwas über ihn in den Zeitungen gefunden. Ist er nicht ein großer Spieler, Vater?“ fragte Miß Hillary, indem sie ihren Vater ruhig anblickte.

— „Nein, das ist eine Lüge,“ entgegnete dieser wüthend, indem er die schweren Uhrgehänge rasch zwischen den Fingern herumdrehete. „Wer hat Dir das in den Kopf gesetzt?“

„Niemand, Vater; ich weiß nur, was die Zeitungen ..“

— „Und bist Du so albern, den Zeitungen zu glauben? Behaupteten sie nicht vor ein paar Jahren, mein Haus verliere 20,000 Pf. St., als Smith und Comp. fielen? Und war es nicht eine große Lüge? Ich verlor nicht das Fünftel dieser Summe. Nein,“ fuhr er nach einer langen Pause fort, „Lord Scamp ist kein Spieler, sondern ein

höchst angenehmer junger Mann, der viel Antheil an dem Handel nimmt, was gewiß viel für einen Edelmann von so altem Adel ist. Man sagt sogar, er könne einmal Herzog werden."

„Kennst Du ihn, Vater?"

— „Ja, j .. a. Kennen? Lord Scamp kennen? Er ist eine Zierde der Pairie. — Er ißt nächsten Sonntag bei uns."

„Lord Scamp ißt nächsten Sonntag bei uns? .. Vater, das ist wieder ein Scherz von Dir."

— „Was zum Teufel ist denn da so seltsam, wenn ich einen Edelmann zu Tische lade? Wenn es darauf ankommt, kann ich jeden Tag, sobald es mir gefällig ist, ein Dutzend dieser Herren kaufen" — und er steckte seine Hände tief in die Taschen und ließ die darin befindlichen Goldstücke klingen.

„Ja, lieber Vater, ich weiß, daß Du das könntest, wenn sie des Kaufens werth wären," entgegnete Marie lächelnd. „Ich lobe mir einen großen Kaufmann für hundert nichtsnutzige Lords!" Dabei stand sie auf, schlang ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn liebevoll.

— „Hm! hm! ich .. ich glaube, Du hast nicht weit vom Ziele getroffen, Marie," sagte der Vater, der sein Entzücken kaum verbergen konnte; „aber Du weißt auch, daß es Lords geben kann, die so gut sind, wie der beste Kaufmann in London — hm! und ein Lord ist überdies in Hinsicht auf Geburt und Erziehung ein besserer Artikel."

„Ja, Vater, in ihren eigenen Cirkeln mögen sie gut genug sein, im Herzen aber, glaube mir, verachten sie uns arme Bürgerliche."

— „Uns arme Bürgerliche — das gefällt mir," wiederholte der Vater, indem er ein anderes Glas voll Wein langsam ausschlürfte. .. „Du wirst den Sonntag wohl sehen, Marie, ob Du Recht hast .."

„Wie? Ich soll mit bei Tische sein?" fragte das Mädchen, ohne ihre Unruhe verbergen zu können.

— „Freilich sollst Du das. Und warum denn nicht?"

„Die arme Mutter .."

— „Ah .. hm .. ich denke .. Unsinn! Du kannst sie ja nach Tische besuchen."

„Ich werde gehorchen, wenn Du es befiehlst," entgegnete Marie, während sie über den ganzen Körper schauderte.

— „So bist Du ein liebes, gutes Mädchen, .. meine Marie! .. Und, Herzchen," setzte er hinzu, „putze Dich .. denke nicht an die Kosten .. Geld ist kein Gegenstand, weißt Du. Also ganz schön! — nur um den Credit von uns — armen — Kaufleuten zu retten."

Ihr Vater, der ein Glas nach dem andern trank, legte den Zeigefinger an die Nase und blinzelte sehr verständlich. Seine Tochter erkannte ihren Vortheil augenblicklich und entschloß sich, mit

einem Male heraus zu bekommen, was der Alte auf dem Herzen habe. Sie lächelte so freundlich, als es ihr möglich war, stellte sich als ginge sie in seine Ansichten ein, schenkte ihm Glas auf Glas ein und entlockte ihm endlich das Geständniß, daß er sie dem Lord Scamp förmlich versprochen habe und dessen Besuch am nächsten Sonntage ihr als seiner zukünftigen Braut gelte. Bald darauf klingelte sie nach Licht, küßte ihren Vater, der in einen sanften Schlaf gesunken war, ging in ihr Zimmer und verbrachte hier ein paar Stunden in vertraulichem Gespräch mit ihrem Kammermädchen.

Der Sonntag kam, und mit ihm wirklich Lord Scamp, — ein hübscher, aber herzloser Geck, dessen kaltes Selbstvertrauen und geschäftsartige Aufmerksamkeit gegen Miß Hillary dieser so zuwider waren, daß sie es kaum zu verheimlichen vermochte. Vergebens heftete sich das besorgte Auge ihres Vaters auf sie; sie blieb gleichförmig gleichgültig, hörte mit dem Schweigen der Verachtung das flüsternde Geschwätz des ihr aufgedrungenen Liebhabers an, und spielte die Rolle, welche sie mit Vorsatz angenommen hatte, so gut durch, daß der Lord, als er nach Hause fuhr, etwas verlegen war, das erste Mal in seinem Leben, wie er sich einbildete, kein Glück gemacht zu haben, und der alte Hillary seine zitternde Tochter aus dem Zimmer der Mutter in das Gesellschaftszimmer zurückrief und sie mit einer Heftigkeit behandelte, die sie an ihm, wenig-

stens in der Familie, noch nie gesehen hatte. Von diesem Tage an begann eine Art Schreckensregierung in dem sonst so stillen Hause. Das einzige große Ziel des Vaters war durch die Tochter verfehlt worden, aber er ließ sich von einem einmal gefaßten Vorsatze nicht so leicht zurückbringen. Er verdoppelte seine Artigkeit gegen Lord Scamp, der seine Besuche mit systematischer Pünktlichkeit fortsetzte, trotz der verächtlichen Behandlung, die er fortwährend von dem Mädchen erfuhr. Ihr Vater dagegen befand sich wie in einem ununterbrochenen Fieber, und das Leben seiner Tochter wurde unerträglich, da sie eine systematische Verfolgung zu dulden hatte, vor welcher sie kaum das Krankenzimmer ihrer Mutter auf Augenblicke schützte. Tausendmal faßte sie den verzweifelten Entschluß, ihrem Vater Alles zu gestehen und die schrecklichen Folgen zu wagen. Die fortwährende Unruhe und Angst, verbunden mit ihrem steten Aufenthalte in ihrer Mutter Krankenstube, griffen sichtbar ihre Gesundheit an, und auf den Rath Elliot's, mit dem sie fortdauernd in Briefwechsel stand, entschloß sie sich endlich, sich ihrem Vater zu eröffnen, um dadurch von der unerträglichen Gegenwart des Lords Scamp befreit zu werden.

Wie es geschah, konnte weder sie, noch Elliot erklären, aber an dem Morgen des Tages, den sie zu ihrer verzweifelten Entdeckung bestimmt hatte, kam Hillary während einer augenblicklichen Ab=

wesenheit seiner Tochter gegen zwei Uhr höchst unerwartet, mit bleichem und verstörtem Gesichte von dem Comptoir zurück. Er begab sich mit seinem Advokaten gerade in das Zimmer seiner Tochter, nahm eigenhändig ihr Schreibpult, trug es hinunter in das Gesellschaftszimmer und brach es auf. Schäumend vor Wuth hörte er einen der zärtlichsten Briefe Elliot's an seine Tochter an, den der Advokat vorlas, als sie, nichts ahnend, in das Zimmer trat. Die folgende Scene zu beschreiben, würde rein unmöglich sein. Die Lippen des alten Hillary bewegten sich, aber seine Worte wurden durch seine Wuth erstickt, die ihn fast an den Rand des Wahnsinns brachte. Vom Kopfe bis zu den Füßen zitternd und mit fast aus den Höhlen herausgepreßten Augen wies er schweigend auf ein Häufchen erbrochener und auf dem Tische liegender Briefe, auf dem auch das Pult stand. Sie sah, daß Alles entdeckt war, und stürzte bewußtlos nach einem Schrei an den Boden. Ihr Vater würde sie wohl haben liegen lassen, aber der Advokat klingelte, hob sie vom Boden auf und übergab sie den eintretenden Dienern, welche sie sogleich in ihr Zimmer trugen. Jeffreys, der Advokat, ein sehr achtungswerther Mann, zu dem Hillary gegangen war, nachdem er die Entdeckung gemacht, ereiferte sich sehr gegen den Alten, als er die heftigen und rachsüchtigen Maßregeln hörte, die derselbe gegen Elliot und seine Tochter ergriffen wissen wollte.

Nun war ihre Behandlung des Lords Scamp wohl erklärt, wie ihr Erschrecken, als sie zuerst seine Absichten mit dem jungen Manne hörte. So war seine liebste Hoffnung vereitelt, — das Ziel seines einzigen Ehrgeizes verfehlt — und durch die Schuld eines seiner Diener. Dann überblickte er die Vergangenheit von einigen Monaten und sprach: „Wo hatte ich meine Augen, meinen gesunden Verstand?" Er ächzte. „Der Teufel selbst hat Alles gebraut und mich verleitet, selbst dabei behülflich zu sein. Ich sehe es, ich erinnere mich! Jene verfluchten Tage, als er zu mir kam und ich sie immer bei mir haben mußte! Da begann das Unglück, ja, es ist sonnenklar! Ich habe es gethan, ich habe Alles gethan! Aber jetzt, jetzt soll auch durch mich Alles wieder anders werden!" Mit Mühe gelang es Jeffreys, den Alten so weit zu beruhigen, daß er ruhig über die peinliche Entdeckung sprach. Unzählig waren die Vermuthungen, auf welchem Wege der Briefwechsel hatte unterhalten werden können; alle Dienstleute im Hause wurden ausgefragt — vergebens; selbst Mariens Kammermädchen kam unentdeckt davon.

Den nächsten Morgen wurde Elliot in die Wohnung seines Prinzipals beschieden; er ahnte nichts und begab sich gegen zwölf Uhr dahin, denn Marie hatte keine Gelegenheit gehabt, ihn mit dem Vorgefallenen bekannt zu machen. Er merkte indeß gewisse Zeichen in den ominösen Blicken des Thür-

stehers, der ihm die Thüre öffnete, und des Bedienten, der ihn in das Gesellschaftszimmer führte, wo er Hillary und einen andern Herrn — Jeffreys — an einem mit Papieren bedeckten Tische sitzen sah.

„So, Herr," begann Hillary, indem er wüthende Blicke auf den eintretenden Elliot schoß, „ist Ihre Schändlichkeit endlich an den Tag!"

— „Schändlichkeit, Herr Hillary?" wiederholte Elliot unwillig, wurde aber leichenblaß.

„Ja, Herr — Schändlichkeit, Niederträchtigkeit, verfluchte Niederträchtigkeit! Alles ist heraus! Ah — Sie niederträchtiger Schurke!" schrie Hillary mit bebenden Lippen, seine Faust gegen Elliot hebend.

— „Um des Himmels willen, Herr Hillary, sein Sie ruhig!" flüsterte Jeffreys und wendete sich dann mit ruhiger Strenge an Elliot: „Sie kennen die Veranlassung zu der schrecklichen Aufregung des Herrn Hillary." Elliot verbeugte sich mit forschendem, finsterem Blick, öffnete aber die Lippen nicht.

„Sie bettelhafter Mensch — Sie schmuziger, verdammter Glückspilz — Sie — Sie . .," stammelte Hillary in maßloser Wuth; „Ihr Vater war ein Schurke vor Ihnen, Herr; — er schnitt sich die Kehle ab, Herr."

Elliot's Gesicht wurde augenblicklich fast weiß, sein aufgesperrtes Auge heftete sich auf Hillary und seine Brust hob sich gewaltig. Zum Glück für den Alten erinnerte sich Elliot, daß er der Vater Mariens sei. Einen Augenblick sah er Herrn Jeffreys

an, der ihn mit mitleidigem Blicke betrachtete, und bemerkte, daß der Advokat selbst über die Rohheit seines Clienten höchst bestürzt war. Dann füllten sich seine Augen mit Thränen. Jeffreys flüsterte einige ernste Worte in das Ohr Hillary's, der über seinen letzten Ausfall selbst etwas verlegen zu sein schien.

— „Wollen Sie sich setzen, Herr Elliot?" begann Jeffreys endlich sanft. Elliot verbeugte sich, blieb aber stehen, während seine linke Hand krampfhaft den Hut hielt. „Sie werden gestehen," fuhr Jeffreys darauf fort, „daß Ihr eigenes Benehmen diese ungewöhnliche Aufregung des Herrn Hillary veranlaßt hat."

„So? Sie wagen also an eine Heirath mit meiner Tochter zu denken, he?" donnerte Hillary, als wenn er aufstehen wollte. „Beim . . . , ich will Ihnen den Spaß verderben," und er sank athemlos auf den Stuhl zurück.

— „Sie konnten wirklich nicht im Ernst sich zu einer Verbindung mit Miß Hillary für berechtiget halten," begann Jeffreys wieder in demselben ruhigen, strengen Tone, den er gleich im Anfange angenommen hatte.

— „Warum werden mir diese Fragen und in dieser ungewöhnlichen Weise vorgelegt?" fragte Elliot fest. „Habe ich jemals nur eine Sylbe davon gesprochen?"

— „Sparen Sie sich das Leugnen, Herr Elliot,"

entgegnete Jeffreys, indem er mit bitterem Lächeln auf die Briefe auf dem Tische zeigte; „diese Ihre Briefe sprechen Ihre Gefühle und Absichten deutlich genug aus. Glauben Sie mir, es ist Alles bekannt."

— „Nun, und dann?" fragte Elliot stolz; „diese Briefe sind vermuthlich von mir und an Miß Hillary gerichtet?" Jeffreys nickte. „So gestehe ich auch hier die Gefühle, welche jene Briefe aussprechen. Ich liebe, wie unwürdig ich auch sein mag, Miß Hillary glühend und will lieber sterben, als es leugnen."

„Da haben wir's! Ich werde wahnsinnig, wahnsinnig werde ich!" schrie Hillary, indem er von seinem Stuhle aufsprang und mit eiligen Schritten und heftigen Gesticulationen auf= und abging. „Er gesteht es, er gesteht es, der ..." und es folgte ein Hagel von Schimpfreden und Verwünschungen. Elliot ertrug sie schweigend.

— „Sie sehen," begann Jeffreys wieder, „welches Elend Ihr unverantwortliches, Ihr anmaßendes Benehmen über diese Familie gebracht hat. Ich hoffe indeß, Sie werden noch auf die Stimme der Vernunft hören und Ihre unsinnigen Plane aufgeben, diese unglückliche Sache nicht weiter treiben und von einer Verbindung abstehen, die für Ihr Vermögen, Ihre Aussichten, Ihre Stellung, Ihre Geburt und Ihre Erziehung ganz unpassend ist .."

— „Die beiden letzten Worte, Geburt und Erziehung, lassen Sie weg," entgegnete Elliot ernst.

„Sie sind mein Diener, .. ich bezahle Sie .. Sie sind einer meiner gemietheten Diener," sprach Hillary mit grenzenloser Verachtung.

— „Lassen wir den Streit um Worte, fiel Jeffreys ein, den die Ruhe und Festigkeit Elliots offenbar pikirte; „die Sache darf nicht weiter gehen. Herr Hillary ist entschlossen, es zu verhindern, komme auch, was da wolle."

„Ja, so wahr mir Gott helfe!" rief Hillary, indem er einen wüthenden Blick auf Elliot warf.

— „Nun, und was wollen Sie denn eigentlich von mir?" fragte Elliot seufzend.

— „Entsagen Sie auf der Stelle allen Ansprüchen an Miß Hillary," entgegnete Jeffreys, „geben Sie ihr ihre Briefe zurück und versprechen Sie, Ihre Versuche einzustellen, die Liebe des Mädchens zu gewinnen, und ich bin beauftragt, Ihnen in einem ausländischen Hause eine Stelle anzubieten und einen jährlichen festen Gehalt von 500 Pf. St. (gegen 3500 Thlr.) zu garantiren."

„Ja, das will ich thun, Elliot, so war mir Gott helfe!" fiel Hillary plötzlich ein, indem er einen fast bittenden Angstblick auf Elliot warf, der sich verbeugte, aber nicht antwortete. Der alte Hillary fuhr darauf mit erzwungener Ruhe fort: „Aber wenn Sie nun noch zusammenkommen, so verdamme mich Gott! wenn ich nicht jeden Pfennig, den ich besitze, einem Hospitale oder einem Ge=

fängnisse vermache, in dem vielleicht Eines von Euch einmal endigen wird."

— „Ich muß aus Ihrem Schweigen schließen, Herr Elliot," begann Jeffreys wieder, „daß Sie an diese Drohungen nicht glauben. Ist dies der Fall, so versichere ich Sie, daß Sie sich schwer irren. Sie kennen Herrn Hillary nicht, wie ich ihn seit 20 Jahren kenne. Oder bilden Sie sich vielleicht ein, Miß Hillary habe eigenes Vermögen zu ihrer Verfügung? Auch hierin täuschen Sie sich. Miß Hillary besitzt nicht mehr als 600 Pf. St. (4200 Thlr.), und wie lange wird dies ausreichen?"

— „Ich habe nur wenig zu antworten," entgegnete Elliot entschlossen. „In welchem Lichte ich Ihnen auch erscheinen mag, so dachte ich doch in meinem Leben an keine unrechtliche Handlung." Er hielt inne, denn er glaubte, Hillary werde ihn unterbrechen, was aber nicht geschah, denn der Alte hörte gespannt auf jedes Wort. „Ich stehe allerdings hier als ein bezahlter Diener," fuhr Elliot fort, „und bin der Sohn eines Mannes, der ... unglücklich war." Seine Augen füllten sich mit Thränen. Einige Augenblicke herrschte eine Grabesstille. Der Schweiß stand in großen Tropfen auf dem ganzen Gesichte Hillary's. Endlich faßte sich Elliot wieder und fuhr ruhig und bestimmt fort: „Ich weiß, wie gehässig ich Ihnen erscheinen muß. Ich verdiene bittere Vorwürfe dafür, daß ich nach der Hand und dem Herzen der Miß Hillary

strebte. Ich habe lange mich bemüht, der Leidenschaft zu widerstehen, die mich verzehrte, aber vergebens. Miß Hillary kannte meine Armuth, hatte vielfältig Gelegenheit, meinen Charakter kennen zu lernen; sie faßte eine edle Zuneigung zu mir und ich erwiederte ihre Liebe. Ich mußte es im Geheimen thun, und in so weit unterwerfe ich mich jedem Tadel; ich fühle, — ich weiß es, daß ich Unrecht gethan habe. Will mir Miß Hillary ihre Liebe entziehen, so werde ich mich in Geduld fügen, wenn auch mein Herz brechen sollte. Wenn sie mich dagegen noch immer liebt," fuhr er fort, und seine Augen blitzten, „so bin ich nicht feig und niedrig genug, ihrer Liebe irgend etwas Anderes vorzuziehen." Jeffreys hatte große Mühe, den alten Hillary in Ruhe zu erhalten. — „Wenn Miß Hillary meine Gattin werden will —"

„Herr Gott! Gott! Gott!" ächzte Hillary und schlug seine Hände an die Stirn, „reißen Sie die Fenster auf, Herr Jeffreys, oder ich ersticke — ich sterbe — ich werde rasend."

— „Ich werde mich entfernen," sprach Elliot zu Jeffreys, der das nächste Fenster aufmachte.

„Nein, nein," schrie Hillary, und der Zorn erstickte oft seine Stimme, „nein, hier bleiben Sie. Hören Sie, Jeffreys; hören Sie, Elliot .." Er konnte keinen Athem finden. Jeffreys ersuchte ihn, sich Zeit zu nehmen, sich zu beruhigen. „Ja — jetzt bin ich ruhig und kaltblütig, — ich habe mir

— Zeit genommen — zur Ueberlegung. Hören Sie, Herr, — wenn Sie wagen — daran zu denken — meine Tochter zu erhalten; — wenn sie — so dumm ist — Sie haben zu wollen" — er mußte wieder einige Augenblicke inne halten, — „sehen Sie, Herr — so wahr mir Gott helfe! — so mögt Ihr Beide, — Ihr und Euere Kinder — wenn Ihr Kinder habt — auf der Straße sterben — wie Hunde, — ich habe abgeschlossen — mit Euch Beiden. Keinen Pfennig — keinen Bissen Brod — sollt Ihr von mir erhalten — und Gott verdamme mich — wenn ich anders handle! — Nun machen Sie — meiner Tochter den Hof — heirathen Sie sie — stürzen Sie sie — in's Unglück, — halten Sie Alles — was ich gesagt habe, — für eine Lüge; — gehen Sie, — hoffen Sie, — daß ich Ihnen mit der Zeit — vergeben werde; — versuchen Sie es, Herr. — Ich will Sie — lehren — einem alten Manne — sein Kind zu stehlen. — Diesen Augenblick verlassen Sie — mein Haus; — dieser Herr — wird mein — Testament machen, und wenn ich todt bin — mögt Ihr einen Schilling borgen — und nachsehen lassen, — ob Euer Name — darin steht, .. ha ha ha!" schloß er mit einem bittern, gespenstischen Lachen. — „Gehen Sie — und heirathen Sie — wenn Sie es wagen."

Elliot wankte aus dem Zimmer und wußte nicht, wo er war, bis der Kutscher seines Nebenbuhlers, des Lords Scamp, dessen Wagen eben

vorfuhr, ihm zurief, er möge aus dem Wege gehen, wenn er nicht überfahren sein wolle.

Er kehrte in das Comptoir zurück, war aber zu jeder Arbeit unfähig und mußte um die Erlaubniß bitten, nach Hause gehen zu dürfen. Hier überdachte er Alles, was geschehen war, und ging endlich frühzeitig zu Bett. Nachdem er sich mehrere Stunden herumgeworfen hatte, schlief er endlich ein, und am Morgen erwachte er um Vieles beruhigt. Was sollte er nun thun?

Er hatte die Ueberzeugung, daß der alte Hillary nie seine Einwilligung zu ihrer Verheirathung geben und, wenn sie sich gegen seinen Willen verheiratheten, jede Drohung erfüllen werde.

Er wußte aber auch, daß Marie ihn innig und standhaft liebe und nur durch Gewalt gezwungen werden könne, ihre Hand einem Andern zu geben. Er selbst liebte sie leidenschaftlich und, wie ihm sein Herz sagte, uneigennützig; er konnte deshalb gern jeder Hoffnung entsagen, jemals einen Schilling von dem Vermögen ihres Vaters zu erhalten, und wollte mit Freuden den Unterhalt durch seine Arbeit verdienen. Aber wenn er krank würde, wenn ihn ein anderes Unglück verhinderte, seine Familie zu versorgen? Was sollte dann geschehen? Die 600 Pf. St. konnten nicht lange ausreichen. Sein Herz erbebte, wenn er daran gedachte, das edelsinnige, vertrauende Mädchen, dessen Liebe er gewonnen, solchen schrecklichen Gefahren auszusetzen.

Er konnte und wollte ihr schreiben und sie ersuchen, ihn zu vergessen und sich den vernünftigen Wünschen ihres Vaters zu fügen. Als er sich aber der Worte erinnerte, die der alte Hillary im Zorne gegen ihn ausgestoßen hatte, als er der tiefen Verachtung gedachte, die er von ihm erfahren, hob sich sein männliches Gefühl mehr und mehr in ihm. Nie trat er so fest auf, nie hielt er sich so stolz gerade, als diesen Morgen, als er nach dem Comptoir ging.

Welches Elend, welche Verfolgung hatte die unglückliche Marie zu erdulden! Aber auch sie besaß einen edlen kühnen Sinn, das wußte er, und dieses Bewußtsein von gleichem Sinn machte sie ihm jetzt noch weit theuerer, als früher. So dachte er, und schrieb in der nächsten Nacht einen Brief an sie.

Er wurde nicht, wie er vermuthet hatte, aus dem Dienste entlassen, sondern auf den Rath Jeffreys' behalten, weil derselbe meinte, man könne so Elliot mehr unter den Augen behalten. Elliot war in dem Geschäfte so gestellt, daß er nie in persönliche Berührung mit Hillary kam; auch schien Niemand außer diesem von dem Vorfalle etwas zu wissen. Jeffreys bemühete sich fortwährend, Elliot zu überreden, das Verhältniß mit Miß Hillary abzubrechen; dieser erfuhr aber aus einem Briefchen, das ihm die Geliebte trotz aller Beobachtung zu übersenden wußte, daß sie, trotz der grausamsten Behandlung, welche sie erdulden müsse, unerschüttert

jeden Antrag abweise, den ihr Vater ihr mache, um sie von Elliot abzubringen. Sie schrieb ihm, daß ihr Muth mit der Grausamkeit steige, die sie leide, und erklärte sich bereit, wenn er es für zweckmäßig finde, dem Schauplatze ihrer Leiden zu entfliehen und sich mit ihm auf ewig zu verbinden. Diese Mittheilungen brachten Elliot manche schlaflose Nacht. Er sah große Gefahr in einer heimlichen Verheirathung mit dem Mädchen und sein rechtlicher Sinn empörte sich gegen eine so unwürdige Maßregel. Aber welcher andere Weg stand ihm offen? Seine eigene Stellung in dem Handelshause wurde von Tage zu Tage durch allerhand Chikanen und dergl. peinlicher. Er mußte mehr arbeiten als sonst, erfuhr häufig den bittersten Tadel und bemerkte, daß man gar Mißtrauen gegen ihn hege. Er setzte indeß Allem eine geduldige und entschlossene Verachtung entgegen, benahm sich mit der größten Behutsamkeit und arbeitete fleißig, ausdauernd und unverdrossen.

Marie erduldete von ihrem Vater wirklich die grausamste Behandlung. Jeden Tag wechselten Liebkosungen und Verwünschungen mit einander ab; sie fühlte, daß sie wirklich eine Gefangene sei; jede ihrer Bewegungen, jeder ihrer Blicke wurde beobachtet. Hillary stellte es häufig an, daß ihr die falschesten und nachtheiligsten Gerüchte über Elliot zu Ohren kommen mußten, aber sie waren gewöhnlich so plump, daß sie den Fallstrick augenblicklich

erkannte. Einigen Trost fand sie bei ihrer Mutter, die sich zwar im Anfange auch stark mißbilligend über Mariens Verhältniß zu Elliot ausgesprochen hatte, aber endlich nachgab und selbst mit Hillary für sie zu sprechen versuchte. Aber ihre Bemühungen wurden plötzlich durch einen zweiten Anfall der Lähmung unterbrochen, welche ihr das Sprechen und Bewegen unmöglich machte. Für Miß Hillary war dieser neue Unfall zu viel; sie mußte in ihr eigenes Zimmer gebracht werden und lag fast vierzehn Tage im hitzigen Fieber. Statt daß diese häuslichen Prüfungen das Herz des alten Hillary erweichen sollten, erhärteten sie es vielmehr noch mehr und steigerten seinen Haß gegen Elliot.

Lord Scamp setzte seine Aufmerksamkeit gegen Hillary fort, aß häufig bei ihm, und endlich gelang es ihm, dem Alten eine große Summe Geldes abzuborgen. Hillary verschwieg die wirkliche Ursache der Verzögerung der Heirath gegen den Lord nicht länger. Das würdige Paar ersann mehrere Plane, den Anmaßungen und Aussichten des „bettelhaften Dieners" ein Ende zu machen, und ein zufälliger Umstand gab ihnen endlich eine schändliche List ein, deren Opfer der arme Elliot wurde.

Als dieser einst in das Comptoir kam, bemerkte er Zeichen, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein müsse. Niemand sprach mit ihm, und Alle schienen ihn mit Unruhe und Verdacht anzusehen. Kaum hatte er seinen Hut aufgehangen und sich an

sein Pult gesetzt, als er zu Hillary beschieden wurde. Er ging erstaunt zu ihm und fand mit noch größerem Erstaunen alle Associés, den ersten Buchhalter, den Advokaten des Hauses und zwei Fremde versammelt. Kaum hatte er die Thüre hinter sich geschlossen, als Hillary auf ihn zeigte und sagte: „Dieser ist Ihr Gefangener — nehmen Sie ihn fest.“

Die beiden Fremden hielten ihn sogleich fest; Elliot wankte einige Schritte und würde gefallen sein, wenn man ihn nicht gehalten hätte. Er wurde leichenblaß und sprach mehrere Minuten lang kein Wort. Endlich erholte er sich wieder, stieß das Glas Wasser zurück, das man ihm brachte, und fragte: „Was bedeutet dies? Warum beraubt man mich meiner Freiheit? Wessen beschuldiget man mich?“

„Geld veruntreuet zu haben,“ antwortete der Rechtsbeistand. Elliot stierte ihn entsetzt an und versuchte zu sprechen, aber die Stimme versagte ihm, und er sank in eine Art Ohnmacht. Als er sich wieder erholt hatte, führte man ihn in eine bereit stehende Kutsche, die ihn nach der Polizei brachte. Nach ein paar Stunden fand sich auch Hillary, ein Compagnon, der Advokat und zwei Commis ein. Elliot hörte die Beschuldigung an, ohne ein Wort zu antworten. Es wurde erzählt, die Firma habe Ursache gehabt, zu glauben, irgend Jemand entwede ihr Geld, der Verdacht wäre auf den Gefangenen gefallen; man habe sein Pult

geöffnet und darin 3 vorher bezeichnete Fünfpfundnoten in seinem Taschenbuche unter Papieren gefunden; man habe in der letzten Zeit mehrmals Banknoten bei ihm gesehen, die er zu verbergen gesucht; er habe in vertrauten Verhältnissen mit einem Commis des Hauses gestanden, der sich wegen gleichen Vergehens jetzt in Newgate befinde; ein Commis habe ihn noch den Vormittag gebeten, ihm Geld zu leihen, und Elliot habe behauptet, nicht fünf Pf. zu besitzen. Alles dies hörte Elliot an, ohne eine Sylbe zu entgegnen.

„Was haben Sie gegen diese Beschuldigung zu antworten?" fragte ihn einer der Richter. „Leugnen Sie dieselbe?"

— „Ja, das thue ich, durchaus, bestimmt, mit dem höchsten Unwillen. Es ist absurd. Ich meine Prinzipale bestehlen? Sie wissen es selbst besser, — daß dies unmöglich ist."

„Können Sie beweisen, daß das, was gegen Sie vorgebracht und beschworen wurde, falsch ist?" Elliot sah den Richter in Gedanken versunken an. „Sagen Sie nichts, das Sie noch mehr verwickeln könnte." Elliot schwieg hartnäckig. „Wenn Sie nicht vorbereitet sind, so will ich Sie in acht Tagen wieder berufen und bis dahin in das Gefängniß abführen lassen."

— „Mich in das Gefängniß führen?" wiederholte Elliot verlegen und unwillig zugleich. „Bin ich doch so unschuldig als Sie selbst."

„So wird es Ihnen leicht werden, zu erklären, wie das Geld in Ihr Pult gekommen ist.“

— „Man kann es nicht darin gefunden haben, denn ich besitze nicht mehr als vier Pf. und einige Schillinge, bis mein nächster vierteljährlicher Gehalt fällig wird ..“

„Aber es wurde hier beschworen, daß man das Geld in Ihrem Pulte gefunden hat. — Hier sind die Zeugen; — Sie dürfen ihnen jede Frage vorlegen, die Sie für passend halten.“

— „Jetzt,“ sprach Elliot und richtete sich plötzlich rasch auf, „jetzt, Herr, erkenne ich Alles klar. Gott! es wurde erst absichtlich hineingelegt; es ist ein Fallstrick, mich zu verderben.“ — Er drehete sich nach Hillary um, heftete einen durchdringenden Blick auf denselben, rief leise: „Unmensch!“ und wollte Hillary's wahrscheinliche Beweggründe auseinandersetzen, aber der Gedanke an die Tochter des Alten schloß ihm plötzlich wieder die Lippen. „Herr,“ sagte er zu dem Richter, „ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich unschuldig bin. Ich bin das Opfer einer Verschwörung — verurtheilen Sie mich. — Ich vertraue auf Gott, den Vater der Vaterlosen.“

Diese Worte und die Art, wie sie gesprochen wurden, schienen einen tiefen Eindruck auf die Richter zu machen. Sie sprachen einige Minuten mit einander und dann äußerte einer: „Wir halten es noch nicht für Zeit, den Gefangenen nach Newgate

zu senden. Vielleicht können klarere Beweise vorgebracht werden, und weisen den Gefangenen auf acht Tage zurück."

Den nächsten Tag las man die ganze Verhandlung in den Zeitungen, und ein Blatt fand den Weg in das Zimmer Mariens. Sobald sie die Stelle gelesen hatte, stieß sie das Kammermädchen zurück, das sie ankleiden wollte, eilte mit dem Zeitungsblatte die Treppe hinunter und stürzte in das Speisezimmer, wo ihr Vater allein dicht an dem Kamine saß... „Vater!" rief sie — „Eugen Elliot bestahl Dich? Elliot ist im Gefängnisse! Ein gemeiner Dieb!" und sie zeigte mit wahnsinniger Heftigkeit auf das Blatt. „Ist es so und bist Du sein Ankläger? Nein, nein, nie!" sprach sie, und ein unheimliches Lächeln glänzte auf ihrem bleichen Gesichte. „Nein! nein! nein! Schande über Dich, Vater! Schande, Schande über Dich! Sein Vater ist todt, seine Mutter ist todt; Niemand lebt, der für ihn fühlt, der ihn schützt! Niemand lebt, der ihn liebt, als — ich — ich!" Und damit stürzte sie ihrer ganzen Länge nach bewußtlos zu Boden.

Ihr Vater saß da auf dem Stuhle, die Hände etwas erhoben, und es war ihm, als sei plötzlich ein zorniger Engel vor ihm erschienen. Als seine Tochter zusammenbrach, hatte er nicht die Kraft, aufzustehen, und es vergingen mehrere Minuten, ehe er ihr zu Hilfe kommen konnte. Er fürchtete, sie möge den Verstand verloren haben, und ver-

brachte länger als eine Stunde in der schrecklichsten Angst. Als der Arzt ihn endlich versicherte, daß dies nicht zu fürchten sei, ließ er anspannen und fuhr zu seinem Rechtsbeistande, um diesen aufzufordern, sogleich Elliots Lossprechung zu bewirken. Das war unmöglich, und Hillary hörte mit Entsetzen, daß dies selbst der König von England nicht bewirken könne. Elliot müsse zum Verhör im Gefängnisse bleiben — gegen — sechs Wochen — und Hillary habe dann zwei Wege einzuschlagen, entweder bei dem Verhöre nicht zu erscheinen, oder sich einzufinden und öffentlich zu erklären, daß er die Beschuldigung zurücknehme, und zu sagen, sie beruhe auf einem Irrthume. Elliot könne dann eine Klage gegen ihn anstellen und eine große Summe als Entschädigung verlangen und erhalten. Der alte Hillary hörte mit Angstschweiß, welche Folgen das unbedachtsame Beginnen nach sich ziehe, und der Advokat mochte wohl ahnen, wie die ganze Sache zusammenhänge.

Mariens Aufregung brachte das Fieber zurück — und als sie nach der Genesung wieder vor ihrem Vater erschien, erfuhr sie leider die frühere grausame Behandlung von Neuem. Jeden Tag sprach er von dem Lord Scamp, schmeichelte und fluchte, aber Alles vergebens, denn als der Lord förmlich um ihr Herz und ihre Hand anhielt, gab sie ihm mit ruhiger Verachtung eine vollständig abschlägliche Antwort.

Endlich kam der Tag, an welchem das Verhör mit Elliot stattfinden sollte, und da Niemand die Beschuldigung behauptete, Elliot mit siegender Beredtsamkeit seine Unschuld vertheidigte, so erklärte ihn die Jury nach kurzer Berathung für völlig unschuldig.

Die Richter bestätigten ihm, daß er völlig frei und ohne Makel der Haft entlassen werde, und es ihm frei stehe, gegen Alle aufzutreten, die seiner Ansicht nach seinem Charakter einen Flecken angehangen. Er entfernte sich nach einem durchdringenden Blicke auf Hillary, dachte über seine traurige Lage nach und ging langsam die Fleet Street hin, als eine weibliche Gestalt, in einen großen Shawl gehüllt, sich ihm näherte.

„Eugen, theuerster Eugen," flüsterte leise die Stimme Mariens, „bist Du frei? Bist Du den Fallstricken der Bösen entgangen? Gott sei Dank! Ach, was habe ich gelitten, seit wir uns das letzte Mal sahen! Warum sprichst Du nicht, Eugen? Lässest Du der Tochter entgelten, was der Vater gefehlt hat?"

Elliot stierte sie an, wie vom Donner gerührt.

„Marie?" flüsterte er ungläubig.

— „Ja, ja, Marie, Deine Marie. Ach! Eugen, wie verändert bist Du! Wie blaß und krank siehst Du aus! Ich kann den Anblick nicht ertragen." Und die Thränen stürzten ihr aus den Augen.

„Miß Hillary — schämen Sie sich nicht, mit einem auf der Straße zu gehen, der eben aus dem Gefängnisse von Newgate kommt?“

— „Schämen? Eugen, quäle mich nicht. Meines Vaters schäme ich mich; ach, daß er so niedrig sein konnte.“

Elliot schloß sie in seine Arme und drückte sie heftig an sein Herz.

Wenn der alte Hillary sie in diesem Augenblicke gesehen hätte!

Sie drang in ihn, sie sogleich in das Haus ihres Vaters zu begleiten und Genugthuung von ihm zu verlangen. „Ich werde neben Dir stehen und Dich nie verlassen, und wenn er uns Beide aus dem Hause jagt. Ich fange an, dasselbe zu verabscheuen, und Alles in ihm ist mir gleichgültig, außer der armen kranken Mutter. Komm, Eugen, und sei ein Mann!“ Elliots gesunder Sinn veranlaßte ihn aber, ihr die nutzlose Gefahr eindringlich vorzustellen, der sie sich durch ein solches Beginnen aussetzten. Er nöthigte sie, in dem sie erwartenden Wagen nach Hause zu fahren, nahm die Börse nicht an, die sie ihm anbot, und versprach, ihr bald zu schreiben.

„So ist das Opfer Euch doch entgangen!“ rief Miß Hillary, als sie in das Zimmer trat, wo ihr Vater mit Lord Scamp saß.

— „Ach, Marie, meine Marie, Du bist es?“ entgegnete der Vater, ihr vom Weine schwer ent-

gegenwankend. „Komm, küsse mich, Kindchen! Wo bist Du gewesen, mein Täubchen?“

„In Newgate,“ entgegnete sie ernst, und trat von ihrem Vater zurück.

— „N — ew — gate! — N — ew — gate!“ wiederholte er, als ob dies Wort ihn mit einem Male wieder nüchtern mache. „Und warum dort, Marie?“ stotterte er.

„Um zu denken, daß Dein Blut in meinen Adern fließt,“ fuhr das Mädchen in strengem Tone fort. „Ich nenne Dich Vater, und doch“ — sie schauderte — „und doch bist Du ein schuldbeladener Mann — Du hast eine Schlinge für den Unschuldigen gelegt. Zittere, Vater, zittere! Liebst Du Deine Tochter? Ich sage Dir, Vater, wäre Dir der Plan gelungen, so würdest Du mich todt in Deinem Hause gefunden haben, sobald ich Kunde davon erhalten.“ Sie drückte die Hände gegen ihre Stirn; ihre große Aufregung war vorüber. Auch ihr Vater war zu sich gekommen, ging nach der Thüre und verschloß sie.

„Setze Dich, Marie,“ sagte er ernst und streng, auf das Sopha deutend. Sie gehorchte schweigend. — „Nun, Mädchen, sage mir, bist Du bei Sinnen oder nicht? Wo bist Du gewesen? Was hast Du gethan?“ fragte er wüthend. Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und weinte.

— „Vater, Du treibst mich zum Wahnsinn,“ sprach sie kaum verständlich.

— „Was? Nun spielst Du die Aengstliche, Mamsell! Bettele nun nur um meine Verzeihung. Was meinst Du?" fragte er, indem er die geballte Faust nach ihr ausstreckte, „daß Du jenen — Elliot mein Opfer nennst? He! sage an, Du undankbares Kind. Sage, zum Teufel, was ist Dir in den Sinn gekommen?" Sie antwortete nicht, und nahm die Hände nicht vom Gesicht. „Ich kenne Dich nun! Du denkst, Du kannst mich in das Bockshorn jagen, daß ich Dich den Bettler, den Schwindler heirathen lasse. Wahrhaftig, ich glaube, Ihr habt Euch Beide verschworen, mich um das Leben zu bringen." Er schwieg und holte tief Athem. Seine Tochter antwortete nicht. „Was hat Dich so gegen mich aufgebracht?" fuhr er in demselben heftigen Tone fort. „Bin ich nicht immer ein gütiger Vater gegen Dich gewesen?"

„Ja, ja, ich weiß es, Du bist es gewesen," schluchzte Marie, indem sie aufstand und sich zu seinen Füßen niederwarf.

— „Marie, liegt nicht Deine Mutter oben im Sterben, und was soll aus mir werden, wenn ich sie und Dich zu gleicher Zeit verliere?" Marie weinte bitterlich. „Du thätest besser, Du brächtest Deinen Vater geradezu um, statt ihn so langsam zu Tode zu quälen oder ihn in ein Tollhaus zu bringen. Komm, meine Molly, und versprich mir, nicht mehr an jenen Menschen zu denken. Der Böse muß ihn in mein Haus geschickt haben, um

unsern Frieden zu stören. Du sollst den Lord Scamp nicht heirathen, da Du ihn nicht willst. Es ist wahr, es war immer mein liebster Wunsch, Dich groß und glücklich zu sehen, aber wenn Dir der Lord Scamp nicht gefällt, nun so gebe ich ihn auf. Thue Du dasselbe mit dem Elliot. Denke, daß sein Vater spielte und — sich die Kehle abschnitt. Kannst Du, meine Tochter, mit einem großen Vermögen, das durch lange Mühe und Arbeit zusammengebracht wurde, Dich in die Arme eines gemeinen Diebes, eines Galgenvogels werfen wollen?"

„Vater!" entgegnete Marie feierlich, dem Alten in das Gesicht blickend, „Du weißt, daß dies falsch ist. Du weißt, daß er freigesprochen wurde, daß er unschuldig ist; Du wußtest es im Anfange, daß die Beschuldigung falsch war."

Hillary, der gehofft hatte, seine Tochter auf andere Gedanken zu bringen, war höchst unwillig, als er sah, daß er sich wieder getäuscht hatte. Er biß sich in die Lippen, und sein Gesicht wurde braun. Kaum vermochte er einen entsetzlichen Fluch zu unterdrücken, hörte alle ihre Bitten für Elliot mit tauben Ohren an, stand auf, machte sich mit Gewalt von ihr los und klingelte.

„Man bringe das Mädchen sogleich in ihr Zimmer," donnerte er das Kammermädchen an.

Dieser Auftritt war nicht der letzte der Art. Hillary wendete alle Mittel an, Drohungen und

Versprechungen, vergebens. Dann nahm er sie mit nach Schottland, brachte sie aber nach einigen Wochen entmuthigter wieder zurück. Er zwang sie, ihn an alle Vergnügungsörter zu begleiten; er sah Gesellschaft nach Gesellschaft bei sich, trotz der Lage seiner Gattin. Einst wurde er so aufgebracht, daß er sie gefährlich an den Kopf schlug und keine Reue verrieth, als er sie unter dem Streiche wanken sah. Aber warum diese Scenen einzeln schildern? War dies der Weg, die Liebe in dem Herzen seiner Tochter zu ersticken? Nein, er trug Oel in das Feuer. Ihr Stolz und ihr Haß gegen Ungerechtigkeit standen ihr bei. Sie ertrug die schlimme Behandlung endlich gleichgültig; ihren Vater zu achten hatte sie lange verlernt. Endlich als sie hörte, daß sie ihr Vater auf das Festland mitnehmen wollte, wo er sie zuletzt wohl in einem Kloster einsperren konnte, floh sie in der Nacht verzweifelnd aus dem Vaterhause und suchte Zuflucht bei einem alten Diener ihres Vaters. Hier lebte sie einige Tage in Angst, aber sie konnte ruhig sein, denn ihr Vater hörte ihre Flucht gleichgültig an und sagte endlich: „Mag sie da schlafen, wo sie sich gebettet hat.“ Er stellte keine Nachforschungen nach ihr an und versuchte sie nicht wieder zurück zu führen. Er hatte alle Hoffnung aufgegeben und schien gleichgültig gegen jedes Schicksal zu sein, das seine Tochter treffen konnte. Er hörte, daß sie mit Elliot aufgeboten worden sei, that aber keine Schritte,

um sich der Verheirathung zu widersetzen, und unterschrieb in düsterem Schweigen seinen Namen, als er ihr die 600 Pf. St. abtreten mußte.

So wurde das unglückliche Paar verbunden, und Niemand war Zeuge der kurzen und freudenleeren Ceremonie, als ein Freund Elliots und die armen Leute, bei denen die jungen Eheleute wohnten.

Elliot hatte einen Proceß gegen Hillary wegen dessen böswilliger Verfolgung eingeleitet. Er war des Erfolgs gewiß, und glaubte dadurch seinem widerspenstigen Schwiegervater eine beträchtliche Geldsumme, — in seinen gegenwärtigen Umständen ein kleines Vermögen — abzuzwingen. Mit edler Mäßigung aber und indem er den Bitten seiner Gattin nachgab, welche die Gefühle einer Tochter gegen ihren irrenden Vater noch nicht verloren hatte, gab er seine Forderung und seinen Proceß auf, und sein Advokat schrieb auf seinen Wunsch, Herrn Hillary davon zu benachrichtigen, daß er den Proceß abbrechen wolle, ob er gleich von dem Gewinnen desselben überzeugt sei, und um seiner Gattin willen ihm vergebe.

Der Brief wurde mit einer beleidigenden Antwort von Hillary zurückgeschickt, und damit endigte die Sache.

Wenige Tage nach ihrer Verheirathung erhielt Madame Elliot folgende Mittheilung von Herrn Jeffreys.

„Madame!

„Herr Hillary hat mir aufgetragen, Sie von „seinem unveränderlichen Entschlusse zu benachrich= „tigen, Sie weder jemals als seine Tochter anzuer= „kennen, noch irgend eine Mittheilung von Ihnen „selbst oder Ihrem Manne anzunehmen, die an Herrn „oder Madame Hillary gerichtet sei, die Ihr pflicht= „widriges und undankbares Betragen, wie er sagt, „für immer von Ihnen getrennt hat.

„Er wird Ihnen, wohin Sie es verlangen, alles „das schicken, was Ihnen gehört und sich noch in „seinem Hause befindet, wenn Sie ein Verzeichniß „dieser Sachen zu mir senden.

„Ersparen Sie mir den Schmerz einer persön= „lichen Besprechung darüber und glauben Sie mir, „daß ich aufrichtig bedauere, die Mittelsperson der „in diesem Briefe enthaltenen Mittheilung zu sein.

„Ich bin, Madame,

„Ihr ergebenster Diener
„Jonathan Jeffreys.“

Mit zitternder Hand und mit Hilfe ihres Man= nes schrieb sie nach langer Zögerung einige wenige Gegenstände auf, Bücher, Kleidungsstücke, ein paar Juwelen und ihren kleinen Hund Cato. Diesen hatte aber Hillary, als er ihre Flucht erfahren, erschlagen lassen. Die andern Gegenstände erhielt sie sogleich, empfing sie weinend und las das Schick= sal ihres kleinen Lieblings, der ihr treu geblieben

war, als Alle sie verlassen hatten. So endigte, wie sie fühlte, jede Verbindung mit ihrem Vater und ihrer Mutter auf immer.

Elliot betrachtete seine edelsinnige Gattin mit einer an Abgötterei grenzenden Zärtlichkeit. Das große Opfer, das sie um seinetwillen gebracht, drückte ihn nieder, sobald er daran dachte, und flößte ihm nicht blos die zärtlichste und begeistertste Liebe und Dankbarkeit, sondern auch den eifrigen Wunsch ein, durch seine Anstrengungen ein wenigstens etwas bequemes Leben zu erwerben. Er nahm eine kleine, aber hübsche Wohnung und fand nach langem Bemühen eine Stelle als Commis in einem achtbaren Handelshause mit einem Gehalte von 600 Thlrn., der erhöhet werden sollte, wenn er zur Zufriedenheit arbeite. Das unglückliche Paar fing nun an, wieder etwas freier zu athmen. Nach Verlauf eines Jahres hatte sich der herbe Kummer der jungen Frau in eine stille Melancholie gemildert, und diese ging endlich in eine ruhige Ergebung über. Sie bewegte sich in ihrem engen Kreise, als hätte sie nie in Glanz und Reichthum gelebt. Wie glücklich waren die Stunden, die sie Abends bei einander verbrachten, nachdem er von seiner Arbeit zurückgekehrt war, indem er las oder auf seiner Flöte blies und sie fleißig mit der Nadel arbeitete! Wie liebten sie ihr kleines niedliches Zimmer! Und ihre Sonntage! Welche süße, stille Ruhe brachten sie! Wie gern gingen sie mit einander nach der Kirche

in den kühlen Gärten umher, obgleich bisweilen das Herz der jungen Frau heftig klopfte, wenn sie ihren Vater in dem Wagen vorbeifahren sah, in dem sie so oft gesessen hatte! Aber diese Gedanken fanden nur selten den Weg zu ihrem Herzen, und wenn es geschah, so schmiegte sie sich nur um so fester an ihren Mann an, der eine Perle von hohem Preise für sie war, — einem Preise, den bezahlt zu haben sie nie bereuete.

Ach, welche traurige Tage erwarteten sie! Achtzehn Monate nach ihrer Verheirathung wurde die junge Frau sehr schwer von einem Sohne entbunden, dem Kinde, das ich gesehen hatte. Wie oft berathschlagten sie nun mit einander über die Mittel, den alten Hillary von der Geburt seines Enkels zu benachrichtigen, und sprachen gern von der Möglichkeit, eine solche Nachricht könne wohl sein hartes Herz erweichen! Er hörte aber die Nachricht eben so gleichgültig an, als hätte ihm seine Wirthschafterin gesagt, daß die Katze Junge geworfen habe. Der lange liebevolle Brief, den Madame Elliot an ihren Vater schrieb, wurde den nächsten Morgen unerbrochen durch die Stadtpost zurückgeschickt. Mit welchem Entzücken betrachteten sie Beide das Kind, das außer ihnen keinen Freund und keine Verwandten in der Welt hatte!

Sie hatte eben ihr Kind entwöhnt und litt noch von den Wirkungen des Stillens, als sie das erste Unglück nach ihrer Heirath betraf. Elliot kam eines

Abends später als gewöhnlich aus seinem Geschäfte zurück, und seine ängstlich wartende Gattin sah endlich an dem Hause eine Miethkutsche erscheinen, aus welcher ein fremder Herr ausstieg, der eilig an die Thüre klopfte und dann zurückkehrte, um mit einem andern Manne den anscheinend leblosen Elliot herausheben zu helfen. Todtenbleich stürzte sie die Treppe hinunter, das Kind auf dem Arme tragend, und nur die leise Stimme ihres Mannes, der sie versicherte, er sei nicht schwer verletzt, verhinderte, daß sie in Ohnmacht fiel.

Er hatte unvorsichtiger Weise zwischen zwei einander entgegenfahrenden Wagen quer über die Straße hindurch eilen wollen, war von der Deichsel des einen, eines Postwagens, über den Haufen geworfen worden und eines der Pferde hatte ihn auf die rechte Seite getreten, ehe es der Postillon aufzuhalten vermochte. Die beiden Fremden, die den Verunglückten nach Hause gebracht, thaten, was sie vermochten, um den Schreck und Schmerz der Gattin zu mildern. Einer lief sogleich zu dem in der Nähe wohnenden Wundarzte, und dieser erklärte, der Fall sei zwar ein sehr ernster und erfordere die größte Vorsicht, werde aber wenigstens vor der Hand keine gefährlichen Folgen haben. Elliot konnte drei Monate lang das Bett nicht verlassen, und nach Ablauf dieses Vierteljahres schrieb ihm sein Haus sehr freundlich, man bedauere den unglücklichen Vorfall, zumal da man genöthigt sei,

den Posten anders zu besetzen, weil er, Elliot, wahrscheinlich noch lange verhindert sein werde, die gewohnte Arbeit zu besorgen. Man schickte ihm den Gehalt für das letzte Vierteljahr, so wie den für ein Vierteljahr weiter. Der arme Elliot wurde durch diese Mittheilung in die düsterste Schwermuth versenkt, welche die Worte des Wundarztes, daß er für lange nicht an ernstliche Arbeit denken könne, noch mehr verschlimmerten. Nach einer schlaflosen Nacht fuhr er mit seiner Gattin zu der Bank, um 50 Pf. St. von dem Vermögen der Frau zu verkaufen. Wie konnten sie nun hoffen, dieses Weggenommene wieder zu ersparen, oder auch nur das noch Uebriggebliebene vor dem Angreifen zu sichern? Die treffliche Frau war jetzt Elliots wahrer Schutzengel; sie besänftigte durch ihre liebevolle Aufmerksamkeit seine Unruhe und Besorgniß, und mußte, um dies zu können, erst ihre eigenen trüben Befürchtungen, ihre hoffnungslose Verzweiflung niederkämpfen.

Sie hatten, wie man sich denken kann, die äußerste Sparsamkeit müssen eintreten lassen, um sich frei von Schulden zu halten und nicht bald wieder Gebrauch von einem andern Theile des kleinen Schatzes zu machen. Wie oft erduldete die liebende Gattin ein strenges Wort von ihrem Manne, um ihm im Geheimen eine der Delikatessen zu verschaffen, welche der Arzt empfohlen hatte!

Einige Zeit darauf war ihr Mann so weit

wieder hergestellt, um ausgehen zu können; da es ihm aber nicht gelang, bald eine feste Anstellung wieder zu erhalten, so erbot er sich in den Zeitungen, in seinem Hause die schwierigsten kaufmännischen Rechnungen zu einem so niedrigen Preise zu besorgen, daß er bald dergleichen Arbeit erhielt. Er gab sich dieser mühsamen und erschöpfenden Beschäftigung unkluger Weise mit zu großem Eifer hin, und die Folge davon war, daß er in einem Monate sich auf ein ganzes Jahr zu jeder Arbeit unfähig machte. Dies war ein fürchterlicher Schlag, der von Beiden nicht mit dem frühern Gleichmuthe getragen wurde. Madame Elliot versuchte von Neuem, das harte Herz ihres Vaters zu erweichen. Sie wartete oft auf ihn auf der Straße in den Stunden, wenn er auszugehen und zurückzukommen pflegte, und suchte ihn anzureden, aber er wendete sich von ihr ab, wie von einer gewöhnlichen Straßenbettlerin, und eilte hinweg. Sie schrieb einen Brief nach dem andern, die sie theils selbst in seinem Hause abgab, theils ihm durch die Post schickte, durch welche sie dieselben aber sämmtlich uneröffnet zurück erhielt. Sie fing an, mit Entsetzen über ihres Vaters Unerbittlichkeit nachzudenken, und ihre Gebete zu Gott um Hilfe oder wenigstens ihr Glaube an die Wirksamkeit derselben wurden von Tage zu Tage schwächer.

Hillary's Temperament war zehnmal schlimmer geworden, als es vorher gewesen, und zwar sowohl

wegen der Flucht seiner Tochter, als wegen mehrerer anderer Ursachen. Einige seiner Handelsspeculationen mißglückten völlig und zogen beunruhigende Folgen nach sich, die ihn in einer fortwährenden fieberischen Reizbarkeit erhielten. Seine arme Frau blieb hoffnungslos gelähmt und konnte weder sprechen, noch sich bewegen, und jede Hoffnung auf ihre Vermittelung mußte deshalb wahrscheinlich für immer aufgegeben werden. Vergebens bemühete sich Mad. Elliot, einige ihrer Verwandten für sich zu interessiren; sie stellten sich, als fürchteten sie Hillary zu sehr, um sich in eine so kitzliche Sache zu mischen, hatten aber in der Wirklichkeit zu viel Interesse dabei, die unnatürliche Entfremdung zwischen Vater und Tochter zu unterhalten, wenn nicht noch mehr zu erweitern. Eine Tante besonders, Miß Gubbley, hatte das ganze Vertrauen des alten Hillary gewonnen, führte ihm das Hauswesen und beherrschte ihn ganz. Sie war eine schlaue, eigennützige, gemeine Person,

„die Kröten gleich an seinem Ohre saß"

und wahrscheinlich ihn jeden Tag mehr gegen die Tochter aufzubringen sich bemühete. Auch bei dieser Person hatte Mad. Elliot die dringendsten und demüthigsten Bitten versucht, bis sie endlich durch eine so unerträgliche Grobheit und Herzlosigkeit unterbrochen wurden, daß sich die arme Frau fest entschloß, hier keine weitern Versuche zu machen, es möge auch kommen, was da wolle. Ihre Augen

flossen von Thränen über, als sie dies ihrem Manne erzählte, aber sie fühlte sich darauf erleichterter. Sie nahm ihr Kind auf den Arm, dessen kleine Finger unbewußt die tief nachklingenden Saiten eines Mutterherzens berührten, und vergaß in dem Augenblicke ihre ganze traurige Lage und trübe Zukunft.

Immer enger und enger wurde ihre Einschränkung und jede nicht unumgänglich nöthige Ausgabe abgeschnitten. Sie mußte ihren Sitz in der Kirche aufgeben, was ihr am wehesten that, aber sie betete andächtiger noch an einem bescheidenen Plätzchen; sie waren genöthiget, eine wohlfeilere Wohnung zu suchen, um noch sparsamer leben zu können, als sie vor den Leuten zeigen wollten, die sie gekannt hatten, als solche Opfer noch nicht nöthig gewesen, und um einem Manne näher zu sein, der Elliot einige Beschäftigung versprochen hatte. Lange vorher, ehe seine Gesundheit wieder befestiget war, unternahm er diese anstrengenden Arbeiten, um die bedeutende, wenn gleich nicht übertriebene Rechnung des Arztes bezahlen zu können. Elliot ging aus Verzweiflung an die Arbeit, denn es standen nur noch etwa 80 Pf. St. in der Bank, und er schauderte, wenn er daran dachte. In dieser zweiten Wohnung fand ich sie; er zog die Bilanz aus den Büchern eines Steuereinnehmers rc., und hatte sich mit dieser lästigen Arbeit bereits mehrere Wochen lang über seine Kräfte angestrengt. Seine Frau, die die Nadel

geschickt zu brauchen wußte, bemühete sich ebenfalls um Arbeit, und wohl wurde ihr das Herz schwer, wenn sie emsig stickend neben ihrem Manne saß, dessen Arbeit nicht erlaubte, daß sie mit einander sprechen konnten, und ihre Gedanken dann in die Vergangenheit zurückgingen, oder in die traurige Zukunft hineinzudringen suchten. Büßte sie jetzt so schwer für ihren Ungehorsam? Aber war es Sünde, daß sie eine reine innige Liebe zu einem Jünglinge faßte, den sie in allen Stücken, das Vermögen ausgenommen, für ihres Gleichen ansehen konnte? Wie konnte ihr Vater ein Recht haben, ihrem Herzen zu befehlen, wen es lieben sollte, und über dasselbe wie über einen Handelsartikel zu verfügen? Hatte er ein Recht, dadurch sie zu lebenslänglichem Unglücke zu verurtheilen? sie mit einem vornehmen Taugenichts zu verbinden, nur um seinen schwachen Stolz und Ehrgeiz zu befriedigen? Hatte sie nicht das Recht, einem solchen Versuche sich zu widersetzen? Die Bibel, welche spricht: „ihr Kinder, gehorchet euern Eltern," sagt auch: „ihr Väter, reizet euere Kinder nicht zum Zorne." Aber hatte sie sich nicht übereilt, — war sie nicht ungehörig eigensinnig gewesen, da sie durchaus dem Manne anhing, den ihr Vater haßte? Durfte sie etwas in der Welt veranlassen, von ihrer kranken Mutter zu fliehen? Ach, wie mochte diese gelitten haben! Aber sicherlich war der unbeugsame Sinn ihres Vaters weder zu rechtfertigen, noch zu

entschuldigen. Dieser Vater hatte überdies, wie sie wußte, niederträchtig gehandelt, die Rolle eines Teufels gegen den Mann gespielt, den er haßte. Schweigend rief sie mitten in solchen Gedanken Gott an und flehete zu ihm um Vergebung. Dann dachte sie an ihren Mann, sah ihn an, und ihr Herz sagte ihr, sie würde gerade so handeln, wie sie gehandelt, wenn sie wieder in ihre frühern Verhältnisse zurückversetzt werden könnte.

So stand es mit diesem tugendhaften unglücklichen Paare; die Gesundheit des Mannes nahm von Tage zu Tage mehr ab, als diese Gesundheit gerade den höchsten Werth für sie haben mußte; auch die Frau war durch zu viele Arbeit und durch die Sorgen erschöpft; sie stand überdies nahe daran, einen andern Erben des Elendes zur Welt zu bringen, und so wurden Beide zur Arbeit minder fähig, als gerade die Arbeit sehr nöthig war, da sie kaum noch 40 Pf. St. für die äußerste Noth besaßen. Um diese Zeit besuchte ich sie zum ersten Male, und ich nahm so großen Antheil an ihnen, daß ich den Entschluß faßte, mich ihretwegen selbst an den alten Hillary zu wenden, indem ich zur Ehre der Menschheit hoffte, mein Versuch werde nicht ganz vergeblich sein.

Er hatte ein Jahr nach der Flucht seiner Tochter sein früheres Haus verlassen und ein großes prachtvolles Gebäude in meiner Nähe bezogen. Ein glückliches Zusammentreffen wollte, daß ich bald

darauf aufgefordert wurde, die kranke Mad. Hillary zu behandeln, deren Ende nahe zu sein schien.

Hillary war seit der Flucht seiner Tochter ein ganz anderer Mensch geworden. Lord Scamp hatte ihn in die vornehme Welt eingeführt, wo man den reichen Mann willkommen hieß, und die fortwährenden Aufregungen und Vergnügungen in der Modenwelt verscheuchten von ihm die peinigenden Gedanken, welche ihm seine Einsamkeit unerträglich gemacht hatten. Ich fand ihn so, wie ich ihn bereits beschrieben habe, einen eiteln, selbstsüchtigen, aufbrausenden Mann von gemeinem Sinn, einen Mann, mit dem wohl eine solche Unterhandlung am schwierigsten zu führen ist, wie ich sie zu schnell, aber der Himmel weiß! mit der besten Absicht begann.

„Herr Hillary,“ sagte ich, als ich in das Gesellschaftszimmer trat, wo er, die Hände in den Taschen, allein am Fenster stand, „ich bedauere, Ihnen keine bessere Nachricht von Ihrer Gattin bringen zu können. Ihre Kräfte nehmen von Stunde zu Stunde ab.“

— „Das arme Weib! Ja, ich sehe es auch,“ antwortete er seufzend, indem er das Fenster verließ und mir einen der schönen Stühle anbot, die in dem Zimmer standen. „Sie ist immer eine brave Frau gegen mich gewesen, eine sehr gute Frau, und ich habe dies auch immer erkannt und gesagt.“ Er steckte seine Hände in die Taschen seiner weiten

weißen Weste und ging in dem Zimmer auf und ab. „Die arme Seele hat nie Mangel an Geld gelitten, Doctor, und sie weiß es — das ist ein Trost. Aber kann Geld den Tod verhindern?"

„Nein, Herr Hillary, es kann nur seine Schrecken mildern. Welchen Trost wird es Ihnen immer gewähren, wenn Sie denken, daß Ihre Frau Alles hatte, was Ihr Vermögen ihr verschaffen konnte!" —

— „Und ich grollte nie darüber! Zehnmal noch würde ich thun, was ich gethan habe, — was ist das Geld in meinen Augen? Die arme Frau! Doch muß sie sterben. Wir haben uns nicht ein einziges Mal förmlich gezankt," fuhr er in leisem Tone fort. „Ich werde sie sehr vermissen, sehr. Ich könnte wohl Viele finden, die ihre Stelle ausfüllten, wenn ich Lust dazu hätte, aber — arme Frau!"

„Ja," sagte ich nun, als Antwort auf eine allgemeine Bemerkung, die er machte, „wir Aerzte sehen immer die schlimmste Seite von dem menschlichen Leben. Schmerz, — Krankheit, — Tod sind an sich schon schlimm genug, aber wenn die Armuth noch dazu kommt —"

— „Sehr schlimm — sehr schlimm, Herr Doctor."

„Ich habe noch heute ein trauriges Beispiel von dem höchsten menschlichen Elende gesehen: Armuth, der Hunger vor der Thüre, Krankheit, Trübsinn und Kummer. Ach, Herr Hillary, wel-

ches Schauspiel bot sich mir dar! Ein Mann von guter Geburt, der weit bessere Tage gesehen hat —"

„Bessere Tage, ja, das ist doppeltes Elend. Aber welche treffliche Anstalt ist — ich bin auch ein Unterzeichner — die zur Unterstützung heruntergekommener Kaufleute! Ich glaube, ich behaupte, daß 200 Pf. St. jährlich nicht reichen, die ich dazu gebe. Doctor, ich werde nach Thee klingeln; Sie trinken doch eine Tasse?" Ich nickte, und in wenigen Minuten erschien ein glänzendes Theeservice.

„Wissen Sie, Doctor, es ist mir, als werde meiner noch nach meinem Tode gedacht werden, und ich habe oft gedacht, wenn ich mein Vermögen zur Errichtung eines Hospitals oder dergl. in diesem Theile vermachte, würde es so unrecht nicht sein .."

— „Ein edler Ehrgeiz, wahrhaftig. Aber, wie ich schon bemerkte, das arme Paar, das ich gestern sah, trug sein Unglück mit solcher Stärke .."

„Das wären gleich Leute, hm! für Hillary's Hospital. Es klingt nicht übel."

— „Vortrefflich. Aber ich meinte ...," ich bemerkte, daß er unruhig wurde, aber ich war fest entschlossen, mich nicht abweisen zu lassen — „ich könnte mir eine Freiheit nehmen, Herr Hillary .."

„Sie wollen betteln, Doctor, nicht wahr?" unterbrach er mich, „aber ich muß Ihnen gestehen, daß es gegen meinen Grundsatz ist, etwas zu geben, wenn außer mir und den Empfängern noch ein Dritter davon weiß. Das ist mein Begriff von

Mildthätigkeit, und er erspart mir viel Unruhe. Wenn indessen Sie glauben, — wenn der Fall wirklich eine Ausnahme verdient, hm! so könnte ich vielleicht ..; Dr. ... ist ja durch seinen wohlthätigen Sinn allgemein bekannt. Fangen Sie es mit allen Ihren größern Patienten so an?" Er sagte dies gut gelaunt, ich verbeugte mich und lächelte. „Ja, in einem solchen Falle, hm! hm! könnte ich wohl einmal von meiner Regel abgehen," und er nahm die linke Hand aus der Westentasche, um sie in die Beinkleidertasche zu stecken; „so, da ist eine Guinee für Sie. Aber ich will auf keine Weise genannt sein, Doctor. Man soll nicht von mir reden .."

„Aber den armen Leuten darf ich doch Ihren Namen nennen, Herr Hillary?"

— „Meinetwegen. Wer und was sind sie? Wo wohnen sie?"

„Sie wohnen jetzt in der —Straße, werden aber wohl nicht lange da bleiben können, da die Wirthin sie um die Miethe quält."

— „Ah, die alte Geschichte! Wirthe, besonders kleine, sind immer solche Tyrannen, nicht wahr?"

„Leider ist dies häufig der Fall. Die armen Leute sind unlängst erst verheirathet, — sehr unglücklich —" Hillary, der sich kurz vorher auf das Sopha gesetzt hatte, stand auf und ging schneller als früher auf und ab — „gegen den Wunsch ihrer Familie, von der sie gänzlich verlassen sind,

ohne daß sie die Leiden der Armen kennt. Sie haben ein Kind, das, wie ich fürchte, bald seinen Hunger nicht wird stillen können.“ Hillary war offenbar sehr unruhig; sein Gesicht hatte die Farbe verloren, aber er sagte nichts und schien nicht geneigt, mich zu unterbrechen. „Ich bin überzeugt,“ fuhr ich so gelassen als möglich fort, „wenn ich ihre Familie nur bewegen könnte, sie zu sehen, ehe es zu spät wird, so könnte wohl eine Erklärung ..“

„Wie heißen Ihre Freunde, Herr Doctor?“ fragte Hillary, indem er plötzlich vor mir stehen blieb und seine Blicke sich fest auf mich hefteten.

— „Elliot, Herr ...“

„Das dachte ich,“ entgegnete er und wischte den Schweiß von der Stirn. „Ich wußte, daß Sie dorthin fuhren. Nun erkenne ich Alles! Sie kommen hierher, um mich zu insultiren; ja, das thaten Sie, Herr.“

— „Vergeben Sie mir, Herr Hillary; ich versichere Sie, daß ...“

„Nichts da; ich mag nichts hören, habe genug gehört, zu viel. Sie haben genug gesagt, daß ich erkennen kann, was für ein Mann Sie sind ..“

— „Sie verkennen mich, Herr Hillary,“ antwortete ich gelassen.

„Nein, nein, aber Sie verkennen mich gewaltig, Herr. Wenn Sie die Leute kennen, ihren Gönner spielen wollen, und nichts Besseres zu thun haben ...“

— „Entschuldigen Sie, wenn ich Ihr Gefühl verletzte . .“

„Mein Gefühl verletzte? Was meinen Sie? Wer mich insultirt, verletzt mein Gefühl, Herr, und Sie haben mich insultirt.“

— „Wie, Herr?“ begann ich nun auch ernst. „Erklären Sie sich über Ihre ungewöhnlichen Ausdrücke.“

„Sie werden sie verstehen. Sie haben eine Guinee von mir erhalten, sehen Sie dieselbe als Bezahlung für Ihre Bemühung an. Wir sind geschiedene Leute,“ stammelte er fast unverständlich vor Wuth.

Ich warf seine Guinee hin, als besudele mich die Berührung derselben. „Leben Sie wohl, Herr Hillary,“ sagte ich bedächtig, indem ich meine Handschuhe anzog. „Möge Ihre Sterbestunde so ruhig sein als die, welche ich heute noch eine Treppe höher bei einem armen braven Manne sah.“

Er sah mich ernst an, als wären die Gedanken, die ich geweckt, Dolche gewesen, und wurde sehr blaß. Ich verbeugte mich stolz und ging. Auf der Rückfahrt in meine Wohnung dachte ich daran, den alten Unmenschen dadurch zur Reue und zum Mitleiden zu bringen, daß ich ihn in einem Zeitungsblatte angriffe; den nächsten Morgen aber sah ich die vielen Einwürfe ein, die sich gegen ein solches Benehmen machen ließen. Natürlich sagte ich Elliots nichts von meinem Versuche zu ihren Gunsten.

Es war traurig, den verzweifelten, aber nutzlosen Kampf zu sehen, wodurch sie ihre Umstände verbessern wollten. Er saß von früh bis zur Mitternacht über den Büchern und erlaubte sich kaum einige Minuten zum Essen; sie arbeitete für einen Modenhändler, mußte oft die halbe Nacht aufbleiben und verdiente doch nur sehr wenig. Dabei hatte sie ihren Mann und ihr Kind zu versorgen, denn eine Magd konnten sie sich nicht mehr halten. Oft wusch sie die Nacht hindurch Wäsche für das Kind oder für sich und ihren Mann.

Als ob die unglücklichen Leute nicht schon genug geprüft wären, zeigten sich Spuren von einem noch traurigern Leiden. Die strenge und fortwährende Arbeit Elliot's bei Tage und Nacht unter fortdauernder Aufregung seines Nervensystems fing an, auf seine Augen zu wirken. Ich fand ihn eines Morgens aufgeregter als je, und als ich ihn fragte, mußte ich leider bekennen, daß er nur zu gegründete Ursache dazu habe, denn er beschrieb mit entsetzlicher Bestimmtheit gewisse Gefühle und Anzeigen, welche unfehlbar darthaten, daß in seinen beiden Augen der schwarze Staar sich ausbilde. Er sprach von Schmerzen tief in den Augenhöhlen, fortwährenden Funken, eigenthümlichen Kreisen um die Lichtflamme herum, Schwäche des Gesichts und mehrern andern Symptomen, die, wie ich fand, bereits längere Zeit dagewesen waren, die er aber früher nicht des Erwähnens werth gefunden hatte.

„Ach, mein Gott!" rief er, indem er die Hände in einander schlug und gen Himmel blickte, „erhalte mir nur mein Augenlicht, erhalte mir mein Gesicht, denn was soll sonst aus mir werden? Die tiefste Armuth scheint mein Loos zu sein, aber Blindheit noch dazu?!" Er schwieg und glich einem Verzweifelten.

— „Ich würde Sie täuschen, Herr Elliot," sprach ich nach mehrern andern Fragen, „wenn ich sagen wollte, es sei nichts zu fürchten. Leider muß ich Ihnen erklären, wenn Sie Ihre Augen, die Sie in der letzten Zeit so sehr angegriffen haben, nicht schonen, werden Sie sich der Gefahr aussetzen, das Gesicht ganz einzubüßen."

„Ach, lieber Doctor," entgegnete er mit unwillkührlicher Bitterkeit, „es ist leicht zu sagen, ich solle aufhören, meine Augen anzustrengen; aber wie ist es möglich? Wie soll ich leben? Sagen Sie mir dies. Wird Geld vom Himmel in meinen Schooß oder Brod in den Mund meiner Frau und meines Kindes fallen? Was soll aus uns werden? Gnädiger Gott! und gerade jetzt! Meine Frau hochschwanger" — ich dankte Gott, daß sie nicht zugegen war — „unser letztes Geld dahin; wer soll die Stütze meiner Familie sein, wenn ich blind bin? Ach Gott, ach Gott! was habe ich verbrochen, daß ich so gestraft werde! Wäre ich doch gehangen oder deportirt worden, als mich der alte Schurke nach Newgate bringen ließ!" In diesem Augenblicke

ließ sich der langsame, schwere, müde Schritt seiner Frau auf der Treppe hören, und ihr Eintritt machte den Ausrufungen Elliot's ein Ende. Ich bat ihn, seinen großen Fleiß wenigstens eine Zeit lang zu unterbrechen, verschrieb ihm einige wirksame Mittel, und er versprach, mir zu folgen. Seine Frau saß so erschöpft neben mir, daß mich ihr Anblick tief rührte. In welcher Lage befand sie sich, welche Aussicht lag vor ihr! Ihre Entbindung kam näher und näher; wie sollte sie das Nöthige dazu vorbereiten, wie die nöthige Bedienung sich verschaffen? Was sollte aus ihrem Manne und ihrem Kinde werden, da sie eine Zeit lang für sie nicht sorgen, sie nicht abwarten konnte? Wer sollte ihre Stelle vertreten? Man las auf ihrem Gesichte, daß diese Sorgen ihr Gemüth nicht ruhen ließen.

Einige Tage darauf theilte ich ihnen so schonend als möglich die Nachricht von dem Tode ihrer Mutter mit, da ich fürchtete, sie könne nachtheilig auf Madame Elliot bei deren Zustande wirken. Sie weinte bitterlich, aber dieser Todesfall war von ihr so lange schon vorausgesehen worden, daß sie gefaßt die Nachricht ertrug. In der nächsten Nacht fiel es ihr aber ein, dieser Todesfall könne vielleicht eine Gelegenheit sein, ihres Vaters Zuneigung wieder zu gewinnen. Den andern Morgen brach also das unglückliche Paar nach der Wohnung Hillary's auf, denn Elliot sollte seine Frau bis an dasselbe begleiten und dann den Aus-

gang erwarten. Langsam und zitternd näherte sie sich dem gefürchteten Hause, dessen große Fenster völlig verhangen waren.

Sie mußte einen Augenblick stehen bleiben, und welche bittere Gedanken bestürmten sie in dieser kurzen Zeit! Hier in diesem großen Hause lebte ihr — tyrannischer, ihr tief gekränkter Vater; hier lagen die sterblichen Ueberreste ihrer armen guten Mutter, — die sie auch verlassen hatte, deren letzte Gedanken vielleicht bei ihrer verfolgten Tochter gewesen waren, und diese Tochter bebte jetzt wie eine Verbrecherin vor der Thüre ihres verwittweten und, wie sie fürchtete, unerbittlichen Vaters. Sie fühlte sich sehr schwach und winkte ihrem Manne, der zu ihr kam, sie hielt und von der Thüre hinwegführte. Nachdem sie eine Zeit lang herumgegangen war, kehrte sie zu dem Trauerhause ihres Vaters zurück, stieg die Treppe hinan und zog mit zitternder Hand die Klingel.

„Was wünschen Sie, junge Frau?" fragte ein Bedienter auf der Hausflur.

— „Ich möchte Joseph sprechen; ist er zu Hause?" antwortete sie kaum hörbar. Joseph war der Thürsteher und einige Jahre vor ihrer Verheirathung in das Haus ihres Vaters gekommen. Er erschien bald.

„Joseph! Joseph! Mir ist sehr unwohl; lassen Sie mich einen Augenblick auf Ihrem Stuhle an der Thüre sitzen," sagte sie.

— „Gott sei mir gnädig! — meine junge Gebieterin!" rief Joseph, indem er schnell besorgt um sich blickte, als fürchte er, es könne Jemand ihn mit ihr sprechen sehen, und hielt sie dann in seinen Armen, denn sie war in Ohnmacht gesunken. Er trug sie auf seinen Stuhl und rief eine Magd, die auf sein Geheiß ein Glas Wasser brachte und die Fremde für eine Bekannte oder Verwandte Josephs hielt. Nach wenigen Augenblicken kam sie wieder zu sich.

„Eilen Sie nicht, Miß —, Madame, wollte ich sagen," stotterte der Portier leise. „Sie können noch ein wenig hier bleiben. Sie wissen wahrscheinlich .."

— „Ja, Joseph, ich weiß es! Starb sie — leicht?" fragte sie und griff nach seiner Hand.

„Ja, Madame; sie hatte ja so lange gelitten, daß sie allmälig verlosch wie die Flamme einer abgebrannten Kerze, pflegt man zu sagen. Wir Alle hörten ihre Stimme viele Monate, ja wohl Jahre lang nicht."

— „Und wie benimmt sich — mein Vater?"

„Er nimmt es sich wohl an, Madame, aber Sie wissen, er mußte es so lange schon erwarten."

— „Meinen Sie, Joseph," fragte sie kaum vernehmlich, „daß mein Vater — sehr, sehr böse sein würde, wenn er wüßte, daß ich hier bin? Würde er mich sehen?"

„Ach Gott! Madame," rief der Portier er=

schrocken; „das ist nicht möglich; Sie können nicht glauben, wie mürrisch er ist. Sie werden gehört haben, welche Befehle er uns gegeben hat, Sie von dem Hause fern zu halten. Ich weiß, es ist hart, Madame," — und er wischte sich eine Thräne aus dem Auge — „und wir Alle haben oft Sie in der Küche beklagt. Doch still!" und er horchte aufmerksam nach der Treppe hin. „Es ist Niemand."

„Nun will ich gehen, Joseph, und auf der Straße warten, bis Sie diesen Brief hinaufgetragen und gesagt haben, daß ich auf Antwort warte."

Joseph nahm den Brief, hielt ihn zögernd in seiner Hand und schüttelte den Kopf.

„Tragen Sie ihn hin, Joseph," bat sie ihn mit flehender Stimme, die wohl einen Stein erweicht haben könnte. „Ich bitte nur um Trauer für meine Mutter; denn ich habe kein Geld, mir sie zu kaufen."

Seine Augen füllten sich mit Thränen. „Meine arme junge Herrin," stotterte er. „Es ist mehr, als mein Amt werth ist, — ja, ich will ihn doch nehmen, möge auch kommen, was da will, Madame. Der Herr, sehen Sie, ist gar nicht mehr der alte, aber," und er sah sich schüchtern um, — „aber vor Miß Gubbley fürchte ich mich. Sie macht ihn so grausam gegen Sie, arme Madame. Aber ich werde gehen und den Brief abgeben. Bleiben Sie im Hause, wenn ich auf der Treppe nicht „hm!" laut sage."

Sie versprach, seinem Winke zu folgen, wie die Magd, die bei ihr blieb, und Joseph verschwand. Ihr Herz klopfte heftig, als sie in der größten Angst einige Minuten gewartet hatte und Josephs Tritte schon die Treppe herunter kommen hörte.

„Nun, Joseph?“ fragte sie, ihn forschend anblickend.

— „Ich kann nicht zu dem Herrn gelangen, Madame, ob ich es gleich versucht habe. Miß Gubbley hat mir gedroht, mich aus dem Dienste zu bringen, wenn ich mich dergleichen noch einmal unterfinge. Ich sagte ihr, daß Sie unten wären und sie Sie sehen könnte, aber sie schüttelte den Kopf und sagte, es sei dies wieder ein Stück von Ihrem schamlosen Betragen gegen Ihren betrübten Vater.“ Madame Elliot schluchzte. „Sie würde um keinen Preis ihm jetzt etwas davon sagen, um ihn nicht noch mehr zu kränken; Ihre Bemühungen würden ganz vergeblich sein; Sie hätten Alles dies eher bedenken sollen, und sie habe den Herrn erst vor einem Monate sagen hören, es sei ganz Ihre Schuld, wenn Sie in das größte Elend geriethen, Sie möchten nun schlafen, wie Sie sich gebettet ... Aber sie schickt Ihnen ein paar Guineen, unter der Bedingung, daß Sie den Herrn nicht wieder incommodiren wollen.“ Er konnte seine Thränen nicht länger zurückhalten. „Ich habe drei Guineen daraus gemacht, Madame, und hoffe,

Sie werden mir es nicht übel nehmen." Damit versuchte er, etwas in Papier Gewickeltes der Madame Elliot in die Hand zu schieben, welche schweigend ihn angehört hatte.

„Joseph," sagte sie endlich in leisem, aber vernehmlichem und feierlichem Tone, „wenn Sie mich nicht sterben sehen wollen, — so helfen Sie mir niederknien." Mit der Beihilfe der Magd sank sie nieder, schlug langsam ihre Hände über der Brust zusammen und blickte gen Himmel. Ihr Auge war thränenlos und ein unbeschreiblicher Ausdruck lag in ihren unbeweglichen Zügen. Joseph fiel unwillführlich neben ihr auf die Knie, zitterte wie ein Espenblatt, und das Schluchzen mehrerer Dienstleute, die sich leise herbeigeschlichen hatten, war das Einzige, das man hörte. Nachdem sie so einige Minuten gekniet hatte, erhob sie sich langsam und fragte: „Wann wird meine Mutter begraben werden?"

— „Nächsten Sonnabend um zwei Uhr," antwortete Joseph leise.

„Joseph, Sie sind sehr gütig gegen mich gewesen; leben Sie wohl," und langsamen Schrittes entfernte sie sich.

Joseph versuchte nochmals, ihr das Papier mit den drei Guineen in die Hand zu drücken, aber sie wies es standhaft zurück.

„Nein, Joseph, so ganz arm bin ich noch nicht.

Von Ihnen kann ich nichts annehmen — und von ihr mag und darf ich es nicht."

Mit festerem Schritte, als sie eingetreten war, verließ sie das Haus. Ihr Mann, der ängstlich wartend in einiger Entfernung stand, eilte auf sie zu, fragte besorgt nach dem Resultate, schlang seinen Arm um sie, denn er fühlte, daß sie wankte, und führte sie langsam nach Hause. Mit der Ruhe der Verzweiflung hörte er ihre Erzählung an und sagte endlich: „Also ist hier keine Hoffnung mehr für uns!"

„Laß uns, Theuerster, auf Den hoffen und vertrauen, der die Armen und Beladenen zu sich ruft und auch uns gewiß nicht verlassen wird," entgegnete zärtlich die Gattin. „Ich fühle, ich weiß es, er wird uns nicht untergehen lassen. Er hat mein Gebet erhört, Eugen. Laß uns nach Hause eilen. Der kleine Eugen wird unruhig sein und die Frau ... belästigen."

Elliot hörte sie in düsterem Schweigen an, und seine Züge verriethen nichts von der Ruhe und Ergebung, womit der Himmel das Herz seiner Gattin beruhigte, sondern die in ihm wühlende Verzweiflung. Er fürchtete, der Verstand seiner Gattin werde endlich leiden, dachte an ihre nahe bevorstehenden Schmerzen mit Schauder, und sein Muth sank ihm ganz, als er mit ihr in das ärmliche Stübchen trat. Sie schloß ihren lächelnden Sohn an ihr Herz; er küßte ihn, aber kalt, mechanisch,

in Zerstreuung. Er setzte den seidenen Schirm auf, theils um seine Augen zu schonen, theils um seinen sorgenvollen Blick zu verbergen, lehnte sich an den Stuhl und überdachte mit Entsetzen seine Lage.

Kaum 20 Pf. St. waren von den 600 übrig; seine Frau konnte eine Zeit lang nichts verdienen; er durfte sich, wenn er nicht erblinden wollte, mit der einzigen Arbeit nicht beschäftigen, die er erhalten konnte; der letzte Strahl der Hoffnung auf Hillary's Wiederaussöhnung war erloschen, — und alles dies, als ihre Ausgaben verdoppelt, ja verdreifacht werden sollten, — als Krankheit — oder Tod —

Während seiner Abwesenheit den nächsten Morgen in der Augenheilanstalt, wohin er wöchentlich zweimal auf meinen Wunsch ging, um sich von dem dortigen ausgezeichneten Augenarzte behandeln zu lassen, benutzte ich die Gelegenheit, um der Madame Elliot 250 Thlr. zu überbringen, welche meine gute Frau unter ihren Freundinnen gesammelt hatte. Als sie das freundliche Briefchen, worin meine Frau sie ersuchte, ihren Knaben zu uns zu schicken, bis sie völlig wieder genesen sei, las oder vielmehr zu lesen versuchte, füllten sich ihre Augen mit Thränen, sie schlug die Hände zusammen und rief: „Hat Gott nicht mein Gebet erhört! Liebster Doctor, der Himmel wird Ihnen vergelten. Welche Nachricht für meinen armen gebeugten Mann, wenn er müde und muthlos aus der Anstalt zurückkommt! —

Soll ich Ihnen nun auch einen Plan vertrauen?" fuhr sie fort, während sie mich ernst ansah. „Versuchen Sie nicht, mich von der Ausführung abzubringen, denn ich bin fest dazu entschlossen, und nichts kann mich davon abwendig machen."

Ich sah sie erstaunt an.

„Sie wissen, daß wir nur dies eine Stübchen und den kleinen Alkoven haben, wo wir schlafen. Wo sollte mein Mann und mein Kind sein, wenn ich niederkomme? Außerdem vermögen wir, trotz Ihrer edeln Freigebigkeit gegen uns, die gehörige, ja die gewöhnlichste Abwartung nicht anzuschaffen."

Sie schwieg und ich lauschte erwartungsvoll.

„So dachte ich denn — ob Sie" — sie zögerte und kämpfte mit einem starken innern Gefühle — „ob Sie mir nicht die Erlaubniß verschaffen könnten" — ihre Stimme zitterte — „in dem Gebärhause niederzukommen?" Ich schüttelte mit dem Kopfe, denn ich konnte in diesem Augenblicke keine Worte finden.

„Es hat mich einen schweren Kampf gekostet, aber die Vorsehung scheint mir diesen Gedanken eingegeben zu haben. Ich werde dort meinem Manne keine Unkosten machen und, wie ich glaube, die beste Pflege haben."

— „Arme liebe Frau," sprach ich endlich, „Sie müssen mir vergeben, aber ich kann den Gedanken daran nicht ertragen." Trotz meinem Kampfe drangen die schwellenden Thränen endlich aus mei-

nen Augen. Sie verhüllte ihr Gesicht in ihrem Taschentuche und weinte bitterlich. „Mein Mann kann jeden Tag Nachricht von mir haben und nach einem Monate kommen wir vielleicht, wenn es Gott gefällt, gesunder und froher wieder zusammen. Und wenn, — wenn, wenn ich Ihre edle Gattin oder Sie selbst durch meinen kleinen Eugen nicht beschwerte" — sie konnte nicht weiter, denn die Thränen erstickten ihre Stimme von Neuem. Ich versprach ihr endlich, unmittelbar Schritte zu thun, damit sie Aufnahme in dem Gebärhause zu jeder Zeit finde, wenn es nöthig werde.

„Aber, beste Frau, Ihr Mann, Herr Elliot, verlassen Sie sich darauf, wird nichts davon hören wollen, es nie erlauben."

— „Ach, Herr Doctor, ich weiß es wohl, daß er es nicht zugeben würde, aber er soll von meiner Absicht nichts erfahren, bis ich mich sicher in dem — Hospitale befinde. Ich werde fortgehen, ohne daß er weiß, wohin, und wenn er aus der Augenheilanstalt zurückkommt, wird er einen Brief von mir finden, der ihn mit meiner kleinen List bekannt macht, und Gott möge mir vergeben, was ich thue. Ich weiß übrigens, daß er mich zu zärtlich liebt, um mich unglücklich zu machen."

Den nächsten Morgen begleitete mich meine Frau, um den kleinen Elliot mit sich zu nehmen. Es war ein trauriger Auftritt, Elliot ertrug ihn aber als Mann. Er trug das Kind hinunter in

meinen Wagen, übergab es nach vielen Liebkosungen mit melancholischer Resignation meiner Frau und einem Diener und versprach, sich täglich nach ihm zu erkundigen. Ich versuchte, ihn über diese kurze Trennung von seinem Kinde zu trösten und ihm recht dringend die Nothwendigkeit völliger Ruhe vorzustellen, damit die Behandlung seiner Augen wirksam sein könne. Ich that dies auch, um ihn auf den zweiten ihn erwartenden Schlag vorzubereiten und ihn im Voraus über eine kurze Trennung von seiner Frau zu beruhigen.

Es war zu bewundern, wie Madame Elliot in der Zeit zwischen diesem Tage und dem Freitage, an welchem sie sich in das Gebärhaus begeben wollte, ihren Muth aufrecht hielt. Sie war zärtlicher noch als gewöhnlich gegen ihren Mann, dessen Besorgniß durch die erwähnte Summe etwas gemildert worden war, der aber doch bisweilen seine Verwunderung darüber äußerte, daß gar keine Vorbereitung auf die so nahe bevorstehende Entbindung gemacht würde.

Den Freitag früh, eine halbe Stunde nachdem Elliot nach der Anstalt gegangen war, erschien eine Miethkutsche vor der Thüre ihres Hauses mit einer Wartefrau, welche auf meine Bitte von dem Gebärhause abgeschickt worden. Wenige Minuten darauf kam auch ich, und die arme Madame Elliot setzte sich, nachdem sie Alles geordnet und der Aufwärterin wiederholt ihren Mann empfohlen hatte,

nieder und legte unter Thränen einen sorgfältig gesiegelten und an ihren Mann gerichteten Brief hin, der ihn von ihrer Entfernung und ihrer Bestimmung benachrichtigen sollte. Nachdem ihre Aufregung sich etwas beruhigt hatte, verließ sie das Zimmer, nach ihrem Gefühle vielleicht auf immer, stieg in die Kutsche und befand sich bald darauf in der Anstalt.

Der Brief an ihren Mann lautete also, — denn die traurigen Ereignisse, die noch zu erzählen sind, brachten ihn mit andern Documenten in meinen Besitz.

„Geliebtester!

„Die Stunde meiner Zeit nahet, und die Vor„sehung hat mir einen Ort der Zuflucht angedeutet. „Theuerer Eugen, ich kann den Gedanken nicht er„tragen, Dein Leiden durch den Anblick der meini„gen zu steigern. Wenn Alles vorüber ist, was, „wie ich hoffe, bald und glücklich geschehen wird, „werden wir wieder beisammen sein und Gott wird „uns glücklichere Tage senden. Eugen, sei nicht „betrübt, nicht böse über den Schritt, den ich that; „ich meinte es gut, und es wird das Beste sein. „Dr. .. wird Dir sagen, wie geschickt und sorgsam „die Leidenden in dem Gebärhause behandelt wer„den, in welches ich mich gewendet habe. Ach, „Eugen, Du bist die Freude meiner Seele! Je „mehr Noth und Leiden wir mit einander gesehen „und ertragen haben, um so mehr liebten wir uns.

„Ach, wie liebe ich Dich! Wie inbrünstig betete „ich in der Nacht, als Du schliefest, daß der All„mächtige Dich und unsern kleinen Eugen segnen, „mir aber gnädig sein möge um Euretwillen, da„mit wir bald wieder bei einander wären. Ich „werde, Geliebter, jede Stunde, in der Du fern „von mir bist, für Dich beten. Sei noch ein wenig „geduldig, mein Eugen, Gott hat uns nicht ver„lassen, er wird, er kann uns nicht verlassen, wenn „wir ihn nicht verlassen. Ich lasse Dir, lieber „Eugen, meine Bibel und mein Gebetbuch zurück, „— ach, lies darin! Küsse in meinem Namen „alle Tage meinen kleinen Eugen. Wie freundlich „ist Dr. .. und seine liebe Frau! Gehe aus, ge„nieße die frische Luft und sitze nicht brütend zu „Hause, Bester, noch strenge Deine Augen mit Lesen „oder Schreiben an, bis ich wieder komme. Ich „kann kaum die Feder hinlegen, aber die Kutsche „ist angekommen und erwartet mich. So lebe denn „wohl, mein lieber, theuerer, theuerster Eugen, aber „nur auf eine ganz kurze Zeit.

„Deine

„zärtliche Frau.“

„Nachschrift. Die Socken, die ich für Eugen „strickte, liegen in dem Commodenkasten am Fenster. „Nimm sie doch morgen mit zu Dr. .., da ich sie „in der Unruhe ihm mitzugeben vergaß und er sie „brauchen wird. Dr. .. sagt, Du könntest mich

„jeden Tag besuchen, ehe ich krank werde. So „komm denn oft.“

Ich besuchte, wie ich es der Mad. Elliot versprochen hatte, gegen Abend ihren Mann, um zu sehen, wie er die plötzliche Entfernung seiner Frau aufgenommen habe.

Er saß, als ich eintrat, mit einem einzigen Lichte an dem Tische, und der Brief seiner Frau lag aufgeschlagen vor ihm.

„Ach, Doctor!“ rief er, „ist dies nicht schlimmer als der Tod? Bin ich nun nicht allein, um eine Beute des Satans zu werden?“

— „Mäßigen Sie Ihre Gefühle, Herr Elliot, und lernen Sie von Ihrer unvergleichlichen Frau — Geduld und Ergebung.“

„Sie giebt mir eine himmlische Lehre, aber kann ich Armer von ihr lernen?“ erwiederte er mit einer Heftigkeit, einem Tone und Aussehen, die mich erschreckten. „So bin ich nun von Gott und Menschen verlassen, um ein Spielball der Teufel zu sein, und das bin ich. Welcher Fluch ruht auf mir, daß ich Alles dies ertragen muß? Ich fühle es, ich bin überzeugt,“ fuhr er finster fort, „daß meine Marie auf ewig von mir genommen ist. Sprechen Sie nicht anders; ich weiß es. Ich habe sie unglücklich gemacht! Ich habe sie durch meine unsinnige Liebe in Armuth gestürzt. Der Fluch des Ungehorsams gegen die Eltern ruht auf uns Beiden. Aber unser Elend hätte wohl jedes Herz

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

erweicht, außer dem ihres teuflischen Vaters. Ach, morgen begräbt er ihre Mutter! Ich werde dabei sein. Die Erde soll nicht auf sie fallen, ohne daß sein Blick mich gesehen. Wie soll der alte Mann an dem Grabe zittern, in das er bald hinabsteigen muß!" — Er holte tief Athem. „Mag er mir fluchen, sie verfluchen, uns Beide, unser Kind verfluchen."

— „Der nicht begründete Fluch geht nicht in Erfüllung," unterbrach ich ihn.

„Ja, unbegründet! Das ist es eben." Er schwieg. „Vergeben Sie mir," fuhr er nach einem tiefen Seufzer in seinem gewöhnlichen Tone fort; „Doctor, ich sprach im Wahnsinne; aber können Sie sich darüber wundern? Der Brief meiner armen Marie hat mich fast umgebracht. Ich war an dem Gebärhause, wagte aber nicht, hinein zu gehen und sie zu sehen. Doctor, wird man Sorge für sie tragen?" fragte er plötzlich und ergriff hastig meine Hand.

— „Mit der größten Sorgfalt wird man sie behandeln; die größte Geschicklichkeit und Wissenschaft in London wird ihr augenblicklich zu Diensten stehen, wenn sie derselben bedarf, wie es ihr durchaus an keiner Bequemlichkeit fehlt, die ihre Lage erfordert. Wenn es Ihnen zum Troste gereicht, will ich sie selbst alle Tage besuchen." — So beruhigte ich ihn wieder etwas. Seine Aufregung, seine Melancholie war durch die ungünstige

Meinung gesteigert worden, welche früh — wie ich fürchtete mit Recht, der geschickte Augenarzt, der ihn behandelte, über seine Augen ausgesprochen hatte. Dieser fragte ihn nach eigenthümlichen Symptomen und Gefühlen in seinen Augen, die er leider für vorhanden erklären mußte, und die beunruhigende Wirkung dieser Fragen war durch die vorsichtige Antwort des Arztes nicht verringert worden, die ihm dieser über seine endliche Genesung gegeben hatte. Ich versicherte ihn, daß nichts in der Welt besser für ihn sei, als körperliche und Gemüthsruhe, denn sein Augenleiden hänge fast ganz von dem Nervensysteme ab. Er versprach mir endlich, seinen Vorsatz, dem Leichenbegängnisse der Mad. Hillary beizuwohnen, aufzugeben, und ich gab ihm dagegen das Versprechen, den nächsten Mittag ihn mit seinem kleinen Sohne zu besuchen und ihm auch Nachricht von seiner Frau zu bringen.

Ich hielt mein Wort, nicht so er. Ich erfuhr in dem Hause, daß er gegen Mittag ausgegangen sei, ohne zu sagen, wann er zurückkommen werde. Er war, wie ich später erfuhr, auf den Kirchhof gegangen, folgte dem Leichenzuge und begab sich so nahe an den Platz Hillary's in der Kirche als möglich, aber dieser nahm das Tuch keinen Augenblick von dem Gesichte. Als der Leichnam nach dem Grabe getragen wurde, folgte ihm Elliot wieder und stellte sich ganz nahe bei Hillary. Mehrmals nahm er sich vor, die traurige Feierlichkeit

durch eine öffentliche Aufforderung an den Alten zu unterbrechen, — aber die Zunge versagte ihm den Dienst, und er wankte an einen nahen Leichenstein, an den er sich lehnte, bis die Leidtragenden zurückkehrten. Da näherte er sich mit verzweifeltem Vorsatze noch einmal und trat zu Hillary, als dieser eben in seinen Wagen steigen wollte.

„Sehen Sie mich an, Herr," sagte er, indem er Hillary auf die Achseln klopfte. Der alte Mann schien einen Augenblick wie gelähmt zu sein und stierte ihn an, als ob er ihn nicht kenne. „Ich heiße Elliot, Herr; — Ihre verlassene Tochter ist meine — verhungernde Frau. Regt sich das Vatergefühl nicht in Ihrer Brust?"

— „Elliot! — Haltet ihn fern von mir! führt ihn hinweg um Gottes willen!" rief Hillary mit Abscheu, und seine Leute rissen Elliot mit Gewalt von ihrem Herrn weg, der unterdeß fortfuhr. Elliot kam eine Stunde nach meiner Anwesenheit in seine Wohnung zurück. Abends besuchte er mich, und ich fand ihn zu meiner Freude viel ruhiger, als ich erwartet hatte. Er entschuldigte seine Wortbrüchigkeit mit warmem Eifer und sagte, er habe unmöglich dem Antriebe widerstehen können, der ihn gegen seinen Willen gezwungen habe, dem Begräbnisse beizuwohnen; er sei überzeugt gewesen, daß durch seine unerwartete Erscheinung in einem so feierlichen Augenblicke das Herz des Alten gerührt werden müsse. Jetzt sei jede Hoffnung verschwun-

den, und er werde sich ruhig und geduldig allen meinen und seines Augenarztes Vorschriften unterwerfen. Er erzählte auch, daß er seine Frau besucht und sie ziemlich wohl verlassen habe.

„Ich möchte wissen," sagte er endlich mit einem tiefen Seufzer, „welchen Eindruck ihr Tod auf ihren Vater machen, ob er ihre Kinder verstoßen würde, wie er sie verstoßen hat. Würde ihr sein Haß in das Grab folgen?"

— „Sein Herz müßte ganz verhärtet sein, wenn dies der Fall wäre," entgegnete ich. „Ich hoffe überhaupt, daß er trotz Allem, was geschehen ist, sein Unrecht einsehen und seine Grausamkeit erkennen wird Wenn er sich allein sieht — —"

Elliot schüttelte den Kopf.

„Es müßte ein Donnerschlag sein, Doctor, der sein Eisenherz zum Fühlen brächte, und — dieser Schlag," seufzte er, „kann wohl bald kommen." Er schauderte und blickte mich besorgt an.

— „Lassen Sie uns das Beste hoffen, Herr Elliot."

Es war unterdeß spät geworden; er nahm zärtlichen Abschied von seinem Sohne, der die ganze Zeit schläfrig auf seinem Knie gesessen hatte, und ging.

Den Sonntag gegen Mitternacht wurde Mad. Elliot unwohl und am Montag Abend nach langen schweren Leiden von einem Kinde entbunden, das wenige Minuten nach der Geburt starb. Da ich

den Leuten im Hause den Auftrag gegeben hatte, mich sogleich rufen zu lassen, wenn die Zeit der Mad. Elliot komme, so befand ich mich bald bei ihr. Den Montag früh schickte ich zu Elliot und ließ ihm sagen, er möge den ganzen Tag zu Hause bleiben und meinen Besuch erwarten. Er kam indeß fast sogleich, nachdem er die Nachricht erhalten, an die Entbindungsanstalt, ging vor dem Hause auf und ab, fragte alle Viertelstunden, wie es mit seiner Frau gehe, und erhielt oft beruhigende Antwort. Als ich sie Abends eine Stunde nach ihrer Entbindung sehr erschöpft, aber, wie ich glaubte, außer Gefahr verließ, bat ich Elliot, der noch immer in der höchsten Aufregung vor dem Hause stand, nach Hause zu gehen, aber vergebens. Ich sagte ihm, daß sein Benehmen nutzlos und verkehrt, ja höchst verderblich für ihn selbst sei. „Was soll aus Ihren Augen werden, denken Sie doch daran, wenn Sie sich in eine so außerordentliche Aufregung bringen? Ich versichere Sie, daß jede Stunde Ihnen einen Schaden thut, der zur Heilung Monate, vielleicht Jahre braucht, und ist es recht, ist es besorgt für die, welche Sie lieben, daß Sie so Ihre Herstellung unsicher machen? Ich bitte Sie, Herr Elliot, hören Sie auf Gründe und kehren Sie nach Hause zurück.“ Er antwortete nicht, sondern weinte, und ich verließ ihn in der Hoffnung, daß meine Worte die gewünschte Wirkung haben würden.

Um vier Uhr früh wurde ich durch heftiges Klingeln und Pochen an der Thüre geweckt, und als ich schnell durch das Fenster sah, erkannte ich Elliot.

„Ach, Doctor, Doctor — um Gottes willen kommen Sie! Meine Frau! Meine Frau! Sie stirbt. Kommen Sie, Doctor, kommen Sie!" Ob ich gleich von der Anstrengung des vorigen Tages sehr ermüdet war, so vertrieb doch diese dringende Aufforderung schnell alle Schläfrigkeit, und in weniger als fünf Minuten stand ich bei ihm. Als ich in dem Gebärhause ankam, fand ich seine Besorgniß nur zu wohl begründet, denn um zwei Uhr hatten sich sehr beunruhigende Symptome eines starken Blutflusses eingestellt, und als ich wenige Minuten nach vier Uhr mit dem Arzte der Anstalt an ihrem Bette stand, sah ich wohl, daß ihr Leben in der höchsten Gefahr schwebe. Während ich da saß und ihr schneeweißes, fast lebloses Gesicht betrachtete, klopfte mich eine der Wartefrauen auf die Achsel und winkte mich hinaus. Ich folgte.

„Der Mann dieser armen Frau da," sagte sie, „befindet sich in einem schrecklichen Zustande auf der Straße. Der Hausmann hat sagen lassen, er fürchte, daß der Herr wahnsinnig werde und das Thor aufzubrechen suche; er will durchaus in das Zimmer seiner Frau oder wenigstens in das Haus gelassen werden. Thun Sie mir den Gefallen, Herr Doctor, und suchen Sie ihn zu beruhigen." Ich

eilte hinunter und schritt schnell über den Hof. Der arme Mann stand außen vor dem eisernen Geländer und streckte mir die Arme durch dasselbe hindurch entgegen.

„Ach, lebt sie? Lebt sie?“ rief er mit kläglicher Stimme.

— „Sie lebt, Herr Elliot, aber wirklich ..“

„Sie lebt wirklich? Sagen Sie mir die Wahrheit?“

— „Ja, ja, Herr Elliot; aber wenn Sie nicht aufhören, solchen Lärm zu machen, wenn sie Ihre Stimme erkennt, so kann sie augenblicklich den Tod davon tragen.“

„Ich werde ganz still sein; aber lebt sie wirklich? Täuschen Sie mich nicht.“

— „So hat er es die ganze Nacht getrieben,“ sagte der Wächter, der herbeitrat.

— „Ich versichere Sie bei Gott! daß Ihre Frau lebt — und ich habe die Hoffnung auf ihre Genesung noch nicht aufgegeben.“

„Ach, meine Marie, Marie! Komm zu mir. Du sagtest ja, Du wolltest zu mir zurückkehren.“

— „Wäre es nicht besser, ich führte ihn weg?“ sagte der Wächter. „Der Hausmann sagt, er werde alle Weiber in dem Hause erwecken. Soll ich?“

„Laßt mich bleiben — laßt mich bleiben! Ich will Euch Alles geben, was ich in der Welt besitze. Ich will Euch 40 Pf. St. geben“ — sprach

der unglückliche Mann, indem er sich an das eiserne Gitter anklammerte und mich flehentlich ansah.

— „Laßt ihn — rührt ihn nicht an," sagte ich zu dem Wächter.

„Gott segne Sie und vergelte Ihnen!" entgegnete der Arme, indem er tief aufathmete, seine Hand nach der meinigen ausstreckte und sie krampfhaft drückte. Dann wendete er sich an den Wächter und sagte in leisem bittendem Tone: „Führt mich nicht fort! Meine Frau ist hier, — sie liegt im Sterben, — ich kann nicht fort, — aber ich will kein Geräusch mehr machen. — Still! da kommt Jemand." Eine Frau sagte mir etwas in das Ohr, und ich sprach dann: „Danken Sie Gott, Elliot, Ihre Frau lebt wieder auf. Der Arzt läßt mir eben sagen, daß eine günstige Wendung eingetreten sei." Da sank er plötzlich auf seine Knie nieder, ergriff meine Hände durch das Gitter hindurch und drückte sie krampfhaft. Dann faßte er auch die Hand des Wächters und drückte sie.

„Still! Still!" sprach er. „Sprechen Sie nicht! Es stört sie. Ein einziger Ton kann sie umbringen. Ach!" — er blickte mit verzweifelnder Angst nach der Postkutsche, welche in diesem Augenblicke rasch und donnernd vorbeirasselte. Endlich wurde er um so viel ruhiger, daß ich nach dem Versprechen, bald wieder zu kommen, besonders wenn eine ungünstige Veränderung eintreten sollte, mich

entfernte und in das Zimmer begab, wo die arme Frau, der Gegenstand der schrecklichen Besorgniß ihres Mannes, bewußtlos lag. Ob ich sie nun schon in dem ungewissesten Zustande fand, ohne ein Zeichen des Lebens auf ihrem bleichen Gesichte und ohne einen erkennbaren Pulsschlag, so hatten wir doch Grund zu dem Glauben, daß eine günstige Veränderung eingetreten sei. Nachdem ich etwa eine Viertelstunde schweigend neben ihr geblieben war, während sie zu schlafen schien, ging ich fort und brachte diese freudige Kunde dem armen Leidenden draußen. Es gelang mir, ihn zu überreden, mich nach Hause zu begleiten und ihn etwas zu beruhigen, aber sobald er schnell eine Tasse Kaffee getrunken hatte und ohne seinen kleinen Sohn zu sehen, der eben angekleidet wurde, um, wie gewöhnlich, zum Frühstück zu kommen, verließ er das Haus wieder und kehrte an das Institut zurück, wo ich ihn fand, als ich um zwölf Uhr ankam, und wo er, jetzt aber ruhig, auf und ab ging. Welche Angst sprach aus seinen Zügen! Aber ein Lächeln zog über sie hin, eine freudige Miene, als er mir, ehe ich aussteigen konnte, erzählte, daß Alles gut gehe. Es war dem wirklich so, und als ich zurück kam, zwang ich ihn fast in meinen Wagen hinein und brachte ihn in seine Wohnung, wo ich wartete, bis er zu Bett gegangen war und mir feierlich versprochen hatte, in demselben zu bleiben, bis ich Abends wiederkomme.

Drei Tage lang blieb Mad. Elliot in dem kritischsten Zustande; ihr Mann war während der Zeit fast jede Stunde vor dem Hospitale und ermüdete endlich durch seine Angst und fortwährenden Fragen Jedermann so, daß er von Niemand mehr eine höfliche Antwort erhielt. Hätte ich ihm nicht zweimal eigenhändig zur Ader gelassen und ihm beruhigende Medicin gegeben, so würde er höchst wahrscheinlich rasend geworden sein. Am fünften Tage konnte man Mad. Elliot für außer Gefahr erklären, aber sie war noch immer höchst erschöpft. Ihre ersten Fragen betrafen ihren Mann und ihren kleinen Eugen; als sie gute Nachricht von ihnen erhielt, glitt ein mildes, trauriges Lächeln über ihre Züge und ihre schwachen Finger drückten meine Hand. Ehe ich sie verließ, fragte sie, ob ihr Mann sie besuchen dürfe, was ich indeß verneinte. Zwar rann eine Thräne über ihre Wange, aber sie entgegnete nichts.

Meine Geschäfte erlaubten mir nicht, Elliot in der nächsten Woche mehr als zweimal zu sehen. Ich hörte indeß in dem Gebärhause häufig von ihm, wo er regelmäßig des Tages dreimal sich erkundigte, ohne noch die Erlaubniß erhalten zu haben, seine Frau zu sehen, welche die durch ein solches Zusammentreffen nothwendig veranlaßte Aufregung noch nicht ertragen zu können schien.

Der schreckliche Zustand seines Gemüthes in den letzten vierzehn Tagen mußte nothwendig eine

höchst verderbliche Einwirkung auf seine Augen haben, und er schien es selbst nur zu wohl zu wissen, denn alle Symptome, über welche er geklagt, hatten sich merklich verschlimmert. Dennoch konnte ich ihn nicht vermögen, — wenigstens für den Augenblick, sagte er, — seine Besuche in dem Blindeninstitute fortzusetzen. Mit traurigem Blicke meinte er, er habe jetzt zu viel und zu verschiedene Geschäfte zu besorgen und müsse für jetzt die Pflege seiner selbst ganz hintansetzen. Und wirklich, wer hätte ihm nicht Recht gegeben? Angenommen, daß seine arme Frau ihm auch ziemlich genesen zurückgegeben wurde, — welche Aussicht hatten sie? Welche Mittel waren ihnen geblieben, den Lebensunterhalt zu gewinnen? Sollte seine Gattin den Schauplatz ihres Leidens verlassen, nur um vor seinen Augen zu verscheiden, — Hungers zu sterben, während ihr Vater Millionen besaß? Der Gedanke war schrecklich! — Elliot saß in seiner Wohnung allein, dachte an alle diese Dinge und schauderte: er verließ das Haus und ging mit stierem Auge und gebrochenem Herzen in den Straßen umher. Er ziehet hin und her nach Brod und dünkt ihn immer, die Zeit seines Unglücks sei vorhanden.*)

Freitag. Diesen Morgen besuchte meine Frau die Mad. Elliot und nahm deren kleinen Sohn mit,

*) Hiob XV. 23.

da sie große Sehnsucht nach demselben geäußert hatte.

„Mein lieber kleiner Eugen!" rief eine leise, weiche Stimme, als meine Frau mit dem Kinde in das Zimmer geführt wurde, wo Mad. Elliot lag, abgezehrt bis zu einem Schatten, mit lilienweißen Händen und Gesicht. „Komm, Herz — küsse mich!" flüsterte sie schwach, und meine Frau brachte das Kind an das Bett, hob dasselbe auf ihre Knie, und es neigte sich sogleich nach seiner Mutter. Sie schlang schwach ihren Arm um das Kind und drückte es an ihren Busen.

„Laß mich Dein Gesicht sehen," flüsterte sie, indem sie den Arm wegnahm.

Sie blickte den Knaben einige Augenblicke zärtlich an und sprach dann: „Wie ähnlich seinem Vater! Komm, Herz, küsse mich. Fürchte Dich nicht vor Deiner armen Mutter, Eugen!" setzte sie hinzu, als das Kind unruhig hin und her blickte. Ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Bin ich denn so verändert?" fragte sie meine Frau, die in einem Athem Ja und Nein stammelte.

„Ist er ein gutes Kind gewesen?"

— „Sehr — sehr" — antwortete meine Frau, die für den Augenblick weder die Mutter, noch das Kind ansehen konnte, und Mad. Elliot, die ihre Rührung bemerkte, drückte mit ihren kalten, schwachen Fingern die Hand meiner Frau.

„Sagt er seine Gebetchen? — Die hast Du doch nicht vergessen, Eugen?“

Das Kind, dessen kleine Brust sich allmälig zu heben begann, schüttelte sein Köpfchen und sprach leise: „Nein, Mama.“

„Gott segne Dich, mein Herz!“ sprach darauf seine Mutter, während sie die Augen schloß. „Er wird Dich nicht verlassen, — auch Deine Eltern nicht. Er füttert ja die jungen Raben, die zu ihm schreien.“ Sie schwieg, und die Thränen zitterten durch ihre fast durchsichtigen Augenlider hindurch. Meine Frau, die nur mit der äußersten Anstrengung ihr Gefühl zurückgehalten hatte, beugte sich über die arme Leidende, küßte sie auf die Stirn, nahm sanft das Kind von ihr und verließ schnell das Zimmer. Sobald sie in das Zimmer der Oberhebamme gekommen waren, wo sich meine Frau einen Augenblick niedersetzte, brachen die Thränen des Knaben hervor und er weinte bitterlich, als müsse sein Herz brechen. In diesem Augenblicke kam ich, um die Kranke zu besuchen, als ich aber hörte, wie sehr sie von dem ersten Besuche angegriffen sei, kehrte ich mit meiner Frau und dem kleinen Elliot um und versprach, womöglich Abends wieder zu kommen. Ich that es, und fand sie zum Glück nicht schlimmer als vorher. Sie dankte mir sehr für die Sorge, mit welcher man ihren Knaben zu pflegen scheine, — „und wie ähnlich wird er seinem armen Vater!“ setzte sie

hinzu. „Ach, Doctor, wann darf ich ihn sehen? Ach, lieber Doctor, lassen Sie uns nur einen Augenblick einander sehen! Ich werde nicht aufgeregt werden, und es wird mir besser sein, als alle Arzenei in diesem Hause.“

— „In wenigen Tagen, meine liebe Madame, ich versichere Sie ..“

„Warum nicht morgen? Ach, wenn Sie wüßten, wie wohl mir ein Blick von ihm thun würde! — Er sieht doch nicht krank aus?“ fragte sie plötzlich.

— „Er —, er sieht Ihretwegen ziemlich angegriffen aus, sonst aber ist er ..“

„Versprechen Sie mir, daß ich ihn sehen darf; ach! bringen Sie ihn mit. Ich — ich gestehe, daß ich ihn allein nicht zu sehen vermöchte, aber in Ihrer Gegenwart, .. bitte, lieber Doctor, versprechen Sie es mir. Ich werde die Nacht so sanft schlafen, wenn Sie es thun.“

Ihre Blicke, — ihre zärtlich flüsternde Stimme überwältigten mich, und ich versprach, Elliot den andern Tag mit zu bringen. Darauf wünschte ich ihr gute Nacht, bereuete aber schon halb das zu schnell gegebene Versprechen. Indeß wer hätte ihr widerstehen können?

Sonnabend. Ich schickte mich an, einige entfernt wohnende Kranke frühzeitig zu besuchen, um auf dem Rückwege Elliot mitzunehmen, als mein

Bedienter mehrere Briefe brachte, welche die Stadtpost eben abgegeben hatte. Ich wollte sie eben alle in die Tasche stecken, um sie im Wagen zu lesen, als mir einer in die Augen fiel, der größer als die andern, schwarz gesiegelt und von Elliot überschrieben war. Ich setzte mich sogleich wieder nieder, schob die andern Briefe in die Tasche und brach zögernd das Schreiben auf, aus dem vier andere, sämmtlich schwarz gesiegelte, von Elliot geschriebene und an „Herrn Hillary," — „an Mad. Elliot," — „an Eugen Elliot," und „an Dr. .." (mich selbst) gerichtete fielen. Einige Augenblicke saß ich da, wagte kaum zu athmen oder meinen Gedanken zu trauen — als meine Frau mit dem kleinen Elliot wie gewöhnlich kam, um Abschied zu nehmen, ehe ich ausfuhr. Der Anblick des Briefes „an Eugen Elliot" überwältigte mich. Meine Frau, die meine Unruhe bemerkte, fing an, nach der Ursache zu fragen, und ich stand deshalb auf, führte sie sanft aus dem Zimmer hinaus, riegelte die Thüre zu und sagte ihr eilig, ich habe schlimme Nachrichten von einigen Patienten erhalten. Mit zitternder Hand erbrach ich dann den an mich gerichteten Brief und las mit der größten Bestürzung das Nachstehende:

„Wenn Sie diese wenigen Zeilen lesen, lieber „Doctor, werde ich sanft den Schlaf der Todten „schlummern. Alles wird vorüber und ein Un„glücklicher weniger auf der Erde sein.

„Gott, vor dem ich stehen werde, wenn Sie „diesen Brief lesen, wird, wie ich hoffe, Gnade mit „mir haben und mir verzeihen, daß ich ungerufen „vor ihm erscheine. Amen.

„Aber ich konnte nicht länger leben. Ich fühlte „Blindheit — den letzten Fluch — über mich kom= „men, — Blindheit und die tiefste Armuth. Ich „sah meine Frau mit gebrochenem Herzen. Elend „und Hunger erwartet sie und ihr Kind.

„Ach, hat sie mich nicht mit edler Liebe ge= „liebt? Und doch verlasse ich sie so! Aber sie weiß, „wie ich im Leben ihre Liebe erwiederte, und spä= „ter wird sie finden, daß nur die Liebe mich zu „diesem schrecklichen Schritte trieb.

„Schrecklich war das Elend, das sie um mei= „netwillen ertragen hat. Als ich sie heirathete, „glaubte ich die Schwierigkeiten, welche uns bedro= „heten, überwinden und wenigstens mit Erfolg das „Brod erringen zu können, aber Er ordnete es an= „ders, und vergebens stand ich früh auf, saß spät „in der Nacht und aß mein Brod mit Sorgen.

„Warum verließ ich das Leben? Weil ich weiß, „als ob es mir eine Stimme vom Himmel verkün= „digt hätte, daß mein Tod Marien mit ihrem Va= „ter wieder aussöhnen wird. Nur mich haßt er „und sie nur meinetwegen. Wenn ich hinweg bin, „wird er sie wieder in seine Arme nehmen, und sie „wird mit meinem Sohne glücklich sein.

„Ach, mein Gott! daß ich nie das Gesicht mei=

„ner Marie wiedersehen soll!. Aber sie wird unser „Kind anblicken, und dieser Anblick ihr neues Le„ben geben.

„Ich bitte Sie als ein Sterbender, — es ist „eine Stimme aus dem Grabe — diese Nachricht, „wann und wie Sie es für zweckmäßig finden, „Marien selbst zu überbringen. Geben Sie ihr „diesen Brief, sowie Herrn Hillary den andern. „Ich weiß, ich fühle es, er wird sein Herz erwei„chen, daß er sie wieder aufnimmt.

„Ich habe auch einige Zeilen an meinen Sohn „geschrieben. Ach, mein Knabe! Dein Vater wird „in Staub zerfallen sein, ehe Du verstehst, was ich „geschrieben habe! Beklage Deinen unglücklichen „Vater, aber — erkenne ihn an.

„Sie, bester der Menschen, mein einziger „Freund, leben Sie wohl! Vergeben Sie mir alle „Sorge und Mühe, die ich Ihnen gemacht habe. „Gott möge Ihnen vergelten! Sie werde ich zuletzt „in Gedanken haben. An Sie schrieb ich zuletzt.

„Nun ist es vorüber. Ich bin ruhig; die Bit„terkeit des Todes ist vorbei. Leben Sie wohl. „Das Grab, — das Dunkel des Todes liegt auf „meiner Seele —, aber ich fürchte mich nicht. Diese „Nacht, ehe dieses Licht abgebrannt sein wird, — „um Mitternacht —. Ach! Marie! Eugen! — „Werden wir uns jemals wieder sehen?

E. E."

Ich überlas diesen Brief wohl sechsmal, denn jede Zeile drängte die vorhergehende aus meiner Erinnerung. Dann nahm ich mechanisch den an seinen Sohn gerichteten Brief und erbrach ihn. Er enthielt eine große Locke von seinem Vater und die folgenden Verse, die mit zitternder Hand geschrieben waren:

„Wenn Gott wird meine Seele wegnehmen, so begrabe meinen Leib und ehre Deine Mutter alle Dein Leben lang.

Denke daran, was sie für Gefahren ausgestanden hat, da sie Dich unter ihrem Herzen trug.

Und wenn sie gestorben ist, so begrabe sie neben mich*).“

„So schreibt auf der Schwelle des Todes Dein Vater an seinen geliebten Sohn. Gedenke daran, Eugen Elliot.“

Sobald ich mich von der Erschütterung etwas wieder erholt hatte, legte ich alle diese Briefe zusammen, stieg schnell in meinen Wagen, verschob alle andern Besuche und fuhr direct nach der Wohnung Elliots. Die Frau vom Hause stand an der Thüre und sprach ernst mit einigen Personen.

„Wo ist Herr Elliot?“ fragte ich, indem ich aus dem Wagen sprang.

— „Ja, das möchten wir selbst gern wissen,

*) Tobias IV. 2, 3, 4, 5.

lieber Herr," antwortete die Frau. „Er muß sehr spät in der Nacht ausgegangen sein und — ist noch nicht zurückgekommen."

„Bemerkten Sie etwas Besonderes an ihm vorigen Abend?" fragte ich weiter, während ich mich anschickte, die kleine Treppe hinaufzusteigen.

— „Ach ja, er sah sehr verstört und wild aus. Gegen acht oder neun Uhr trat er oben an die Treppe und rief: Frau ... hörten Sie den Lärm? Sahen Sie nichts? — Nein, antwortete ich erschrocken, es ist gar kein Geräusch gewesen. Darauf ging er wieder in die Stube, verschloß die Thüre, und ich habe ihn nicht wieder gesehen."

Ich eilte in das Zimmer. Ein Leuchter mit bis herunter abgebranntem Lichte stand auf dem kleinen Tische, an welchem er gewöhnlich saß, und dabei lag eine Feder, schwarzes Siegelwachs, ein Bogen Papier und eine aufgeschlagene Bibel. Die Stube war offenbar so, wie sie der Unglückliche verlassen hatte. Ich öffnete den Tischkasten; er war voll beschriebener Papiere, die in Stücke gerissen worden waren. Ein halber Bogen war noch ganz und mit seltsamen unzusammenhängenden Ausdrücken bedeckt, die offenbar zu einem Gebete gehörten und leider von des Schreibers zerrüttetem Verstande zeugten. Aber wo war der arme Elliot?

Anfangs wollte ich sein Verschwinden sogleich bekannt machen und seine Person beschreiben, endlich entschloß ich mich aber bis nächsten Montag

zu warten, da einige der da erscheinenden Zeitungen vielleicht eine Andeutung über ihn enthielten. Wie sollte ich aber unterdeß vor Madame Elliot erscheinen und wie erklären, daß ich ihren Mann nicht mit mir bringe? Ich nahm mir vor, ihr eine schriftliche Entschuldigung in Folge dringender Geschäfte zu schicken, versprach aber, sie den Sonntag oder Montag zu besuchen. Ich nahm mir überhaupt vor, nicht voreilig zu Werke zu gehen, weil es möglich war, daß Elliot seinen schrecklichen Vorsatz nicht wirklich ausgeführt, sondern nur diese List benutzt habe, um Hillary zu erschrecken. Leider dauerte dieser Glaube nicht lange, denn als ich am Montage das erste Zeitungsblatt in die Hand nahm, las ich:

„Am Sonnabend gegen 8 Uhr Vormittags sahen einige Arbeiter den Körper eines Mannes von respectablem Aussehen und etwa 30 Jahre alt, ohne Hut in dem New River schwimmen. Er wurde sogleich herausgezogen, schien aber bereits seit mehrern Stunden todt zu sein. Man fand bei ihm einige Briefe, aber die Schrift war durch das Wasser so unkenntlich gemacht, daß man über die Person des Unglücklichen keine Nachweisung erhielt. Der Körper liegt in der Schenke zum rothen Eber, wo heute um 12 Uhr eine Coroners Besichtigung stattfinden soll."

Ich fuhr sogleich an den angegebenen Ort und kam an, als eben die Jury versammelt war. Es

standen viele Menschen an der Thüre. Ich schickte meine Karte hinein, ließ sagen, daß ich wahrscheinlich den Körper erkennen würde, und wurde sogleich hinein gerufen.

Ich wünschte, Hillary hätte mich begleitet, als ich über die Schwelle des Hauses trat und erkannte, daß ich sein Opfer vor mir sah. Der Leichnam lag in den nassen Kleidungsstücken da, wie man ihn gefunden hatte.

Da lag der Gatte der Madame Elliot, der Gegenstand ihrer unerschütterlichen Liebe! Das war er, an den sie so zärtlich geschrieben hatte, als sie ihn verließ! Da lag er, den sie fast täglich durch liebevolle Botschaften zu trösten gesucht! Dies war der Vater des lieben Knaben, der denselben Morgen plaudernd an meinem Tische saß! Dies — Elender! ist der Leichnam dessen, den Du nach ehrloser Beschuldigung in das Gefängniß brachtest ..!

Ich konnte den Anblick nicht länger ertragen, eilte hinaus und wartete draußen, bis ich mich wieder gefaßt hatte, worauf ich vor der Jury aussagte, was ich wußte, so daß sie sich für überzeugt hielt, der Unglückliche habe sich in einem Zustande von Verstandeszerrüttung selbst das Leben genommen. Doch verschwieg ich wegen Madame Elliot und ihres Sohnes die Ursachen, welche ihn zu dieser That gebracht hatten.

Nachdem ich angeordnet hatte, den Körper sogleich in die Wohnung Elliots zu bringen, fuhr ich

fort und machte schnell meine Krankenbesuche, um Muße zu haben, die mir von Elliot auferlegte traurige, schreckliche Pflicht zu erfüllen, nämlich seinen Brief an Hillary abzugeben und demselben zugleich mit aller mir zu Gebote stehenden Energie die grauenhafte Folge seines grausamen, unnatürlichen und tyrannischen Benehmens mitzutheilen. Wie inbrünstig betete ich, daß Gott mir Kraft geben möge, die schuldbeladene Seele dieses alten Mannes zu erschüttern!

Den Mittag wurden unsere Speisen fast unberührt wieder abgetragen. Ich und meine Frau sprachen nur wenige Worte, und den kleinen, fröhlichen Elliot hatte ich nicht in das Speisezimmer bringen lassen. An Madame Elliot schrieb ich einige Zeilen, daß ich Herrn Elliot eben gesehen habe, daß es aber uns Beiden unmöglich sei, zu kommen, wogegen ich versprach — der Himmel vergebe mir die Lüge! — Elliot wo möglich den andern Tag zu ihr zu bringen.

Ich stärkte mich nun mit einigen Gläsern Wein, steckte den Brief Elliots an Hillary zu mir und fuhr zu diesem. Ich kam gegen acht Uhr Abends an seinem Hause an. Auf mein Geheiß donnerte mein Bedienter heftig an die Thüre. Sie wurde schnell aufgerissen, und während ich eilig mit dem furchtbaren Briefe in der Hand aus dem Wagen sprang, fragte ich: „Ist Herr Hillary zu Hause?“ — „Er ist es, Herr,“ antwortete der Diener be-

sorgt, „— aber er empfängt seit dem Tode seiner Frau keine Besuche."

— „Bringen Sie ihm meine Karte. Ich muß ihn augenblicklich sehen."

Ich wartete einige Augenblicke und wurde sodann in ein Zimmer gewiesen. Hier sah ich Miß Gubbley allein, in tiefer Trauer, und aus dem Anblicke ihres Gesichtes konnte man den häßlichen Charakter des Weibes sogleich erkennen.

„Ich wünsche mit Herrn Hillary selbst zu sprechen, und zwar sogleich," sagte ich.

— „Was bringen Sie, Dr. ..?" fragte sie unwillig und besorgt zu gleicher Zeit.

„Ich habe Herrn Hillary selbst eine Mittheilung zu machen; ich muß ihn sehen, und zwar sogleich."

— „Es ist dies ein seltsames Benehmen, Herr," sagte Miß Gubbley in ziemlich beleidigender Weise, aber ihr Gesicht wurde bleicher und bleicher. „Haben Sie nicht bereits —?"

Ich schob die boshafte kleine Person ohne Umstände bei Seite, öffnete die Flügelthüre und trat vor den Mann, den ich zu sehen wünschte und — fürchtete. Er saß auf dem Sopha und sah aus, als sei er plötzlich aus dem Schlafe aufgeschreckt worden.

„Dr. ...!" rief er erstaunt und unwillig. „Ihr ergebener Diener. Was bedeutet alles dies?"

— „Es thut mir leid, Sie stören zu müssen,

besonders nach der Art, wie unsere Bekanntschaft endigte, aber ich habe — eine schreckliche Pflicht zu erfüllen," und damit deutete ich auf den Brief, den ich in der Hand hielt, und zeigte ihm das schwarze Siegel. Er sah es, schien ziemlich zu erschrecken, ersuchte mich mit einer raschen Verbeugung, Platz zu nehmen, und setzte sich selbst wieder nieder. „Wir müssen allein sein, Herr Hillary," fuhr ich fort, und deutete auf Miß Gubbley, die mir gefolgt war, auf Hillary zuging und ihm sagte, er solle ein solches Betragen nicht dulden.

— „Wir müssen allein sein, Sir," wiederholte ich ruhig, aber bestimmt, „oder ich gehe wieder, aber dies würden Sie sehr bereuen," und Hillary, der wohl etwas Besonderes in meinem Blicke lesen mochte, schickte die Haushälterin fort. Darauf rückte ich näher an Hillary, dem es mehr und mehr Angst zu werden schien. — „Wollen Sie diesen Brief lesen?" fragte ich ihn, indem ich ihm das Schreiben übergab. Er nahm es, sah die Adresse, dann das Siegel und endlich mich an, ohne ein Wort zu sprechen.

— „Kennen Sie die Handschrift?" fragte ich.

Er stotterte eine verneinende Antwort.

— „Sehen Sie dieselbe nochmals an. Sie werden, Sie müssen sie wohl kennen." Er legte den Brief hin, suchte in seinen Taschen nach der Brille, setzte sie auf und nahm dann den Brief wieder in die Hand, welche heftig zitterte. Ich er-

kannte, daß er den Brief vor Unruhe nicht werde lesen können.

„Es scheint — eine Mannshand zu sein. Wessen? Was enthält der Brief?" fragte er, während seine Augen über die Brille hinweg mich anstierten.

— „Ich habe diesen Morgen einer Todtenschau beigewohnt —." Der Brief entfiel Hillary's zitternder Hand, und seine Lippen öffneten sich langsam.

„Man fand den Schreiber dieses Briefes letzten Sonnabend todt im Wasser," fuhr ich langsam fort, während ich ihn fest anblickte. „Heute sah ich den Leichnam — auf einem Laden in einer Schenke liegen. Ach, die grausigen Augen! Das verworrene Haar voll Schmuz! Die zusammengepreßten Hände! — Schauder füllte mein Gemüth, als ich alles dies sah und an — Sie gedachte."

Unterdeß kam die neugierige Miß Gubbley leise wieder hereingeschlichen, und ihre Gegenwart schien Hillary zum Bewußtsein zurückzubringen.

„Fort — fort mit ihr!" sprach er; ich führte sie hinaus und riegelte die Thüre zu.

— „Am besten wäre es, Sie läsen den Brief," sagte ich mit einem tiefen Seufzer, während ich mich wieder setzte.

„Ich — ich — ich kann nicht," stotterte er. Es folgte eine lange Pause. „Wenn sie — nur einmal — gekommen wäre" ächzte er — „oder einmal — geschickt hätte — nach ihrer Mutter Tode —." Er holte tief Athem und fiel gegen mich.

— „Das that sie. Sie kam den Tag nach ihrer Mutter Tode," sagte ich, während ich den Kopf besorgt schüttelte.

„Nein, das that sie nicht," entgegnete er, mich erstaunt anblickend.

— „So ist ihr Besuch Ihnen verheimlichet worden. Ich weiß, daß die arme Frau hier gewesen ist."

Er erhob sich langsam aus seiner tief gebückten Stellung, ballte seine zitternden Fäuste und schüttelte sie in ohnmächtiger Wuth. „Wer — wer," stotterte er — „wer wagte — ich — ich werde die Klingel ziehen. Ich — muß Alles wissen .."

— „Würden Sie dieselbe wirklich aufgenommen haben, wenn Sie gewußt, daß sie im Hause sei?"

Seine Lippen bewegten sich, er versuchte vergebens zu sprechen, schluchzte heftig und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

— „Kommen Sie, Herr Hillary," sagte ich etwas sanfter, „ich sehe, daß die Gefühle eines Vaters nicht ganz erloschen sind," — er fing an heftig zu weinen; — „und ich hoffe, — daß Sie bereuen werden — was Sie gethan haben, und gutmachen, so weit es möglich ist. — Ihre arme verfolgte Tochter, Herr Hillary, ist nicht todt." Er stieß einen gellenden Schrei aus, der mich erschreckte, griff krampfhaft nach meinen Händen, führte sie an seine Lippen und küßte sie in einer Art Verzückung.

„Sagen Sie mir — sagen Sie mir — daß Marie lebt —“

— „Ja, Herr, Ihre Tochter lebt, aber —“

Er fiel auf seine Knie und seufzte: „Gott, ich danke, ich danke dir!“

Ich wartete, bis er sich etwas beruhiget hatte, und half ihm sein Halstuch abnehmen, das ihn fast zu erwürgen schien.

„Wer“ — stotterte er — „wer ward — todt im Wasser gefunden?“

— „Ihrer Tochter armer, verzweifelnder Mann, Herr, der auf meine Kosten in wenigen Tagen begraben werden wird.“

Er bedeckte sein Gesicht wieder mit den Händen und weinte bitterlich.

— „Diesen Brief schrieb er an Sie, sandte ihn mir, wie es scheint, wenige Stunden vor der Vollbringung seiner That, und trug mir auf, Ihnen denselben zu übergeben. Klebt nicht sein Blut an Ihrer Hand?“

„Ach, Gott, sei mir gnädig! Herr Jesus, vergieb mir! Herr, vergieb dem alten Sünder!“ ächzte er, sank wieder auf seine Knie und rang die Hände. „Ich — ich bin sein Mörder. Ich fühle — ich weiß es.“

— „Soll ich Ihnen seine letzten Worte vorlesen?“ fragte ich.

„Ja — aber — Sie werden mich umbringen. Ich kann es nicht ertragen.“ Er sank erschöpft auf

das Sopha zurück. Ich nahm den Brief auf, der bisher auf dem Fußboden liegen geblieben war, erbrach ihn und las stotternd das Folgende:

„Um Ihrer armen, lieben Tochter willen, Herr, „— die nun eine Wittwe und Bettlerin ist, geben „Sie Ihren grausamen Haß auf. Ich weiß, daß „ich die schuldige Ursache alles ihres Elendes bin. „Ich habe meine Sünde theuer gebüßt, und befinde „mich, wenn Sie dies lesen, unter den Todten.

„Vergeben Sie mir, Vater meiner geliebten, „meiner leidenden Frau! Vergeben Sie mir, wie „ich Ihnen in diesem feierlichen Augenblicke von „Herzen Alles vergebe, was Sie mir gethan haben.

„Möge mein Tod laut an die Pforte Ihres „Herzens klopfen, daß es sich öffne und meine lei„dende, meine sterbende Marie, — Ihre Marie „und Ihren unschuldigen Enkel aufnehme! Ich „weiß, es wird sich öffnen. Der Himmel sagt mir, „daß er mein Opfer annimmt. Ich sterbe voll „Kummer, aber zufrieden in dem Glauben, daß es „den Theuern, die ich hinterlasse, gut gehen werde. „Gott neige Ihr Herz zur Barmherzigkeit! Leben „Sie wohl — so betet Ihr unglücklicher, Ihr schul„diger Schwiegersohn

Eugen Elliot."

Hillary saß, während ich las und häufig meine Thränen trocknen mußte, wie versteinert da. „Der Galgen ist zu gut für mich," ächzte er endlich. „Ach, welcher Unmensch, welcher Elender bin ich

gewesen! Ich weiß, daß ich schuldig bin; ich gestehe Alles — ich habe, ich habe ihn — in das Gefängniß bringen lassen.“ Ich blickte ihn bei diesen Worten finster an und schüttelte schweigend den Kopf.

„Ach, ich sehe, ich sehe — Sie wissen Alles! So kommen Sie, — führen Sie mich fort, fort — in das Gefängniß, wohin Sie wollen.“ — Er versuchte aufzustehen, sank aber auf seinen Sitz zurück. „Aber — wo ist Marie?“ stammelte er.

— „Ach,“ entgegnete ich, „sie weiß noch nicht, daß sie Wittwe, daß ihr Kind eine Waise ist! Sie hat selbst, das arme, sanfte Weib, viele Tage an den Pforten des Todes gelegen, und noch jetzt ist ihr Schicksal mehr als zweifelhaft.“

„Wo ist sie? Lassen Sie mich es wissen, — sagen Sie es mir, oder ich sterbe. Sagen Sie mir, wo sie ist, damit ich hingehen, zu ihren Füßen niederfallen und sie um Verzeihung bitten kann.“

— „Sie ist in einem gemeinen Hospitale, in dem Gebärhause, wo sie vor einigen Tagen ein todtes Kind zur Welt brachte, nachdem sie während ihrer ganzen Schwangerschaft die höchste Noth und Entbehrung getragen. Sie hat ihre armen Finger bis auf die Knochen abgearbeitet, Herr Hillary, — sie hat sich gequält, wie ein Dienstbote für ihr Kind, ihren Mann und sich selbst, und doch hatten sie kaum das nöthige Brod —“

„Halten Sie ein, halten Sie ein, Doctor. Ein gemeines Hospital! — Meine Tochter in einem gemeinen Hospitale!" wiederholte Hillary, indem er die Hände gegen die Stirn preßte und mich anstierte.

— „Ja, Herr, — in einem gemeinen Hospitale! Wohin sollte sie sonst gehen? Gott sei gedankt, daß es noch solche Zufluchtsörter für die Armen und Verlassenen giebt. Sie floh dahin, um dem Hungertode zu entgehen. Ich habe sie Elend ertragen sehen, das das Herz eines Teufels erweicht haben würde. — Und, guter Gott! wie soll ich ihr nun sagen, was geschehen ist? Ich schaudere vor der Pflicht, die mir ihr todter Gatte auferlegt hat. Was soll ich ihr sagen? Wie soll ich sie mit dem schrecklichen Ereignisse bekannt machen, Herr Hillary? Wie soll ich vor Ihre unglückliche Tochter treten? Sie durfte ihren Mann während ihrer Krankheit keinen Augenblick sehen, wie wird sie die Nachricht ertragen, daß sie ihn nie wiedersehen kann? Ich werde ihr den Tod bringen."

„Sagen Sie ihr — sagen Sie ihr — verbergen Sie ihr den Tod," ächzte der Alte. „Sagen Sie ihr zuerst, daß Alles vergeben ist, wenn sie meine Verzeihung annehmen und mir vergeben will. Sagen Sie ihr, daß mein ganzes Vermögen ihr und ihrem Kinde gehört, — gewiß, ich werde ein anderes Testament machen. Jeden Pfennig soll sie erhalten, so wahr mir Gott helfe!"

— „Arme Frau!" rief ich. „Kann Geld das gebrochene Herz heilen?" — Ich schwieg. — „Sie können bereuen, Herr Hillary, und Ihre unglückliche Tochter wieder in Ihr Haus nehmen, aber, glauben Sie mir, ihr Herz wird in dem Grabe ihres Mannes ruhen."

„Doctor — Doctor! Sie bringen mich um!" rief er, und sein Gesicht verzerrte sich unter den Qualen des Gewissens. „Sagen Sie mir nur, was kann ich noch thun? Dies Haus — und Alles, was ich habe, gehört ihr. Sie mag mich auf die Straße hinausstoßen, daß ich von Brod und Wasser leben muß. Gleich will ich den Wagen schicken." Er stand auf, um zu klingeln.

— „Nein, nein, Herr Hillary, sie darf nicht gestört werden. Sie muß bleiben, wo sie ist, unter dem Dache der Mildthätigkeit, bei ihren leidenden Schwestern."

„Ich will dem Hospitale 1000 Pf. St. geben, — ja, das will ich. Ich will 2000 geben, so wahr mir Gott helfe! Ich will es in dem Namen eines reuigen alten Sünders geben, ach! ich will Alles thun, was ein sündhafter, elender Mensch thun kann. Aber ich muß meine Tochter sehen, ich muß ihre lieben unschuldigen Lippen sagen hören, daß sie mir verzeiht."

— „Still, Herr," sprach ich feierlich — „Sie wissen nicht, ob sie so lange lebt, daß sie das Hospital verlassen und Ihre Reue anhören kann,

oder ob sie nicht stirbt, während ich das Schreckliche ..."

„Wie, sie muß es noch hören?" rief er, wie vom Donner getroffen.

— „Ich habe es Ihnen bereits gesagt, daß sie noch nichts weiß."

„Herr Gott, ich fühle, daß ich wahnsinnig werde!" Vergebens bemühete er sich, aufzustehen.

— „Noch bleibt eine andere traurige Pflicht zu thun übrig. Ich glaube, daß Sie den Todten sehen werden."

„Ich den Leichnam sehen?" Das Entsetzen malte sich auf seinem todtenbleichen Gesichte. „Soll ich entseelt neben ihm niederfallen? Ich den Leichnam sehen? Bin ich nicht sein Mörder? Ach, Gott, vergieb mir und spare mir diesen Anblick!"

— „Nun wohl, dies mag Ihnen erlassen werden, aber Eins müssen Sie thun, — Ihre Reue dadurch bezeugen, daß Sie ihm zum Grabe folgen."

„Das kann, das kann ich nicht. Ich müßte sterben, — ich würde nicht lebendig zurückkommen. Aber mein Wagen soll den Zug begleiten. Ich werde noch diese Nacht ein gehöriges, ein glänzendes Begräbniß anstellen, wie es sich ziemt für mei — nen Schwiegersohn. Er soll in meinem Begräbnisse bestattet werden. Doch nein — das kann nicht sein, — denn sonst müßte ich neben ihm liegen. Aber — ich kann seinem Sarge nicht folgen. Herr Gott, wie würden mich die Leute

anstieren, mich höhnen! Sie würden mich aus dem Wagen reißen. Nein" — sprach er zitternd, — „ersparen Sie mir das, lieber Herr. Ich will den ganzen Tag in meinem Zimmer auf den Knien liegen, aber — seinem Sarge kann ich nicht folgen. Das Läuten der Glocke" — seine Stimme versagte ihm — „würde mich umbringen."

— „Noch etwas. Sein kleiner Sohn" — meine Stimme bebte — „lebt in meinem Hause; vielleicht mögen Sie ihn nicht sehen, denn er sieht seinem armen Vater sehr ähnlich."

„Ach, bringen Sie ihn mir, bringen Sie ihn!" stammelte er. „Wie will ich ihn lieben und pflegen! Alles will ich für ihn thun. Aber sein ermordeter Vater wird mich aus des Kindes Augen immer ansehen! Ach, mein Gott! Wohin soll ich gehen? Ach, wäre ich gestorben und mit meiner armen Frau begraben worden, ehe ich etwas von allem dem hörte!"

— „Dann würden Sie — dort davon gehört haben."

„Ach ja, — ich weiß es, was Sie meinen, und fühle, daß es wahr ist. Ja, ich werde verdammt werden wegen meiner That. Wie kann ich elender Mensch Vergebung erwarten? Ach, ich will beten!"

— „Ja, beten Sie, Herr, und möge Ihr Gebet erhört werden. Beten Sie, daß ich die schreckliche Kunde Ihrer Tochter ohne Nachtheil für sie überbringen kann, daß der Schlag sie nicht tödtet. Und

endlich, Herr," setzte ich aufstehend so feierlich als möglich hinzu, „trage ich Ihnen auf im Namen Gottes, keinen Versuch zu machen, Ihre Tochter zu sehen oder zu ihr zu senden, bis Sie wieder von mir hören."

Er versprach, mir zu folgen, bat mich dringend, den andern Tag wiederzukommen, und drückte meine Hände mit krampfhafter Stärke. Während ich die Thüre schloß, hörte ich ihn ausrufen: „Herr, Herr Gott, was soll aus mir werden!"

Auf dem Rückwege traf ich Miß Gubbley, die höchst aufgeregt war. Ich hatte die giftige Schlange von dem Herzen Hillary's gerissen und sah ihre baldige Verabschiedung voraus, die wirklich auch in den nächsten Tagen erfolgte.

Den andern Tag ging ich in die Wohnung Elliots und fand dort einen Tischler, der von Hillary geschickt worden war und alle Vorbereitungen zu einem glänzenden Begräbnisse machen sollte. Dies lag nicht in meinem Plane, ich schickte den Mann fort, bestellte einen ganz einfachen Sarg, und der Unglückliche wurde begraben, wie ich es wünschte. Niemand folgte seinem Sarge, außer mir, dem Besitzer des Hauses, in welchem er zuletzt gewohnt, und einem Jugendfreunde.

Ich will den Leser nicht wieder zu dem alten Hillary führen. Sein hartes Herz war wirklich gebrochen. Seine noch übrigen Tage mußte er traurig und freudlos verleben, denn die Vergan=

genheit gab ihm keinen Trost, die Zukunft keine Hoffnung.

Und seine Tochter! Ach, wir wollen den Schleier nicht lüften, der über die Unglückliche sich gesenkt hat!

Der hohe, edle Geist Mariens richtete sich nie wieder auf, denn ihr Herz war in dem Grabe ihres jungen Gatten, in dem Grabe, das ihm ihr grausamer Vater bereitet hatte. Vergebens verschwendeten dessen Hände allen Glanz und Luxus eines unermeßlichen Reichthums an sie, sie konnte nie ihr kaltes, glanzloses Auge von dem traurigen Bilde dessen abwenden, der dies Alles durch seinen Tod erkauft hatte, und was konnte sie je in ihrem Vater trotz dessen später Reue sehen, als den kaltherzigen Mörder ihres Mannes?

Zweites Kapitel.

Der Verführer.

Schöne und unschuldige Leserinnen! Wie Viele von Euch werden diese Erzählung mit klopfendem, mit unwilligem Herzen lesen! Laßt Euch nicht abschrecken durch die traurigen, wahren Einzelnheiten, sondern betrachtet sie, wenn ich ohne Anmaßung so sprechen darf, etwa in demselben Sinne, mit wel-

chem Ihr über die traurige Geschichte Evas in dem Paradiese, unserer ersten Mutter, nachdenket, die so schwach war, auf die Schlange, den Versucher, zu hören und dann schmachvoll aus ihrem herrlichen Aufenthalte ausgestoßen wurde und zahllose Uebel auf ihre unglückseligen Nachkommen vererbte!

Mein Gewissen giebt mir das Zeugniß, daß ich in den reinsten Absichten, mit dem innigsten Mitgefühle die nachstehende Erzählung, „die letzte Mittheilung aus dem Tagebuche eines Arztes" niedergeschrieben habe und ich empfehle sie nun den Lesern beider Geschlechter und aller Classen, namentlich aber denen, welche sich in den Kreisen bewegen, aus welchen die Vorfälle genommen sind. Ich nehme nun, nachdem ich so lange unter Euch geweilt habe, Abschied, — möchte aber so gern, wenn mein Auge unter Euch eine Person entdeckte, deren Fuß erhoben war, um abzuweichen von dem Pfade der Ehre und Tugend, mitten unter dem Abschiede ihr eindringlich und ernstlich zurufen: sei auf deiner Hut!

Mrs. St. Helen, eine junge, schöne, liebevolle Mutter, hatte eines Morgens im Juni 18— eine schwache Röthe auf der Stirn ihres kleinen Sohnes, ihres ersten und einzigen Kindes, bemerkt und als sie von der Wärterin erfuhr, daß der Knabe die Nacht hindurch ziemlich unruhig gewesen sei, überredete sie sich und ihren Mann, die Sache sei so

ernst, daß sogleich ärztlicher Beistand aus London geholt werden müsse. Der würdige Oberst bestellte deshalb seine Equipage, stieg, nachdem ihn seine besorgte Gattin kaum eine Tasse Kaffee hatte trinken lassen, in den Wagen und fuhr so schnell davon, als es Mrs. St. Helen, die auf den Stufen vor dem Hause stehen blieb, nur immer wünschen konnte. Obgleich die Entfernung beinahe neun (engl.) Meilen betrug, so war er doch nach einer Stunde, kurz nach elf Uhr, an meinem Hause und wurde sogleich in mein Zimmer geführt, wo ich eben die Liste meiner Besuche für den Tag entwarf. Nach seinen Angaben schien es kaum einem Zweifel zu unterliegen, daß sein kleiner Sohn und Erbe von dem Scharlachfieber oder von den Masern bedroht sei, und er drang so ängstlich in mich, daß ich, trotz meiner dringenden Geschäfte am Vormittage, zwei Miethpferde an meinen Wagen spannen ließ und mit dem Obersten, der seinem Kutscher befahl, so lange in der Stadt zu bleiben, bis die Pferde ausgeruht haben würden, nach Densleigh Grange fuhr.

Meine Hilfe wurde in der Familie des Obersten St. Helen zum ersten Male in Anspruch genommen, ja ich war noch nie in Densleigh Grange gewesen, ob ich gleich Mrs. St. Helen vor ihrer Verheirathung ziemlich genau gekannt hatte. Seit ihrer Verheirathung, d. h. seit etwa drei Jahren, war ich nicht wieder mit ihr zusammengetroffen. Als

ich sie bei jener glücklichen Gelegenheit sah, hielt ich sie für eine der Schönsten und Liebenswürdigsten ihres Geschlechtes, die das Auge sehen könnte, und ich bin noch der Meinung, daß ihre Persönlichkeit wie ihr ganzes Wesen die bezauberndsten waren, die mir jemals vorgekommen sind. Als ich sie das erste Mal sah, stand sie im siebzehnten Jahre und trauerte tief, denn ihr Vater, der ehrwürdige Herr Annesley, ein Geistlicher im Westen von England, war vor Kurzem gestorben und hatte sie der Fürsorge seines Bruders, des Grafen von Hetheringham, hinterlassen, in dessen Familie ich Hausarzt war. Ihre Mutter war bereits ein Jahr nach der Geburt dieses ihres ersten und einzigen Kindes gestorben und ihr Vater hinterließ nichts als seine Tochter und — Schulden. Die erstere überließ er, wie bereits erwähnt, seinem Bruder, der diese Last allerdings nicht eben sehr freundlich übernahm. Er war ein kalter, stolzer Mann, in welchen Eigenschaften seine Gemahlin ihn wo möglich noch übertraf, — und keineswegs reich, außer an Kindern, denn er hatte drei Söhne und fünf Töchter, welche in ihrer schönen Cousine sogleich eine höchst gefährliche Nebenbuhlerin erkannten. Und sie hatten Recht. Die Form ihrer Züge war des herrlichen, gemischten Ausdruckes von Sanftmuth, Geist und Verstand, der aus ihnen sprach, vollkommen würdig. Welche Leidenschaft blitzte aus ihren dunkelblauen Augen! Ihre ebenso wohlproportionirte als graziöse Gestalt

knospete eben in die Weiblichkeit auf. Als ich sie das erste Mal sah, saß sie an einem Tischchen von Maserholz neben der Gräfin in dem Boudoir; die eine Hand, mit einer Feder in derselben, hing an der Seite herab, während die andere die Stirn stützte, von welcher ihre Finger das braune Haar zurückdrängten. Sie sann offenbar über etwas nach, als mein plötzliches Eintreten durch die bereits offenstehende Thüre sie unterbrach. —

„Du brauchst nicht fortzugehen," sagte die Gräfin kalt, als sie bemerkte, daß das Mädchen sich rasch entfernen wollte; „meine Nichte, Doctor, Miß Annesley." Ich kannte die Gräfin, ihren Charakter und ihre Umstände genau; dieses schöne Mädchen ihre Nichte und sie mit fünf heirathsfähigen Töchtern! Miß Annesley erwiederte meine Begrüßung, und nahm ihren Sitz und ihre Feder wieder. Ich konnte meine Augen von ihr kaum abwenden. Wenn sie, dachte ich, in ihrer jetzigen Trauerkleidung so lieblich aussieht, wie muß sie aussehen, wenn sie sich wieder kleidet, wie es der Jugend ziemt! Ach, Gräfin, Sie mögen wohl um Ihre Töchter zittern, wenn dieses Mädchen unter denselben sich zeigt! — „Sie sehen, Doctor," fuhr die Gräfin gleichgültig fort, während mir diese Gedanken durch den Kopf gingen, „wir sind durch den Tod des Bruders des Grafen, des Herrn Annesley, alle in Trauer versetzt worden." „Wirklich?" unterbrach ich sie mit einem theilnehmenden Blicke auf

ihre Nichte, welche die Hand über ihre Augen legte, während die Feder, welche sie in der andern hielt, leicht zitterte.

„Das Mädchen ist in der That Alles, was mein Schwager hinterlassen hat, und," setzte sie leiser hinzu, „sie gehört jetzt zu unserer kleinen Familie."

Mich verletzte der kaum verhüllte Hohn, in welchem sie das Wort „klein" aussprach. Die arme Miß Annesley hatte es, fürchtete ich, auch bemerkt, denn nachdem sie sich vergebens bemühet hatte, ihre Gefühle zu verbergen, stand sie auf und ging nach der Thüre zu.

„Du wirst Deine Cousinen in dem Gesellschaftszimmer finden, liebes Kind; gehe zu ihnen," sagte die Gräfin, die sich bemühete, einige Innigkeit in ihren Ton zu legen. „Das arme Mädchen!" fuhr sie dann fort, sobald Miß Annesley die Thüre hinter sich zugemacht hatte, worauf ich sie schnell die Treppe glaubte hinaufeilen zu hören, ohne Zweifel, um allein in ihrem Zimmer zu weinen, „ihr Vater ist kaum seit vierzehn Tagen todt und es zeigt sich — sie fühlt es sehr, — daß er bis über die Ohren in Schulden stak .. Sie können sich keine Vorstellung davon machen, wie unangenehm dies den Grafen berührt .. Meine Nichte ist ganz arm. Wir sahen uns sogar genöthigt, ihr die Trauerkleidung zu kaufen. Ich bestand darauf, daß sie

in unserer Familie aufgenommen wurde" — eine Lüge, wie ich später erfuhr, denn sie hatte darauf gedrungen, man möge sie in's Ausland und zwar in ein Kloster schicken, was aber der Graf der Leute wegen nicht zu thun wagte, wie sehr er auch dazu geneigt sein mochte. „Sie wird eine Gesellschafterin meiner jüngern Töchter sein, ob sie gleich jetzt ganz verbauert ist, — finden Sie dies nicht auch?"

„Ich bitte um Entschuldigung, verehrte Frau Gräfin, sie kam mir außerordentlich elegant vor," antwortete ich sehr taktlos.

„Nun ja, sie ist ziemlich hübsch, — sie steht erst im siebzehnten Jahre," entgegnete die Gräfin sehr gedehnt, worauf sie das Gespräch auf einen andern Gegenstand lenkte. Ich nahm unwillkührlich den innigsten Antheil an dem armen Mädchen, das während des ersten Schmerzes über ihren Verlust in eine ihr durchaus nicht zusagende, ja für sie nachtheilige Atmosphäre, in eine Familie versetzt war, von der sie gehaßt und gefürchtet wurde. Welche Aussichten lagen vor ihr! Schmerzlich, dachte ich bei mir, wird der Kampf sein, lange aber kann er nicht währen. Lady Hetheringham kann ihre Nichte unmöglich ganz von der Gesellschaft ausschließen und dort muß sie, sobald sie erscheint, siegen. Und so geschah es; denn nach weniger als einem halben Jahre nach ihrer Ankunft in dem Hause ihres Oheims besuchte sie mit der Familie

desselben alle Gesellschaften, da ihre klugen und liebevollen Verwandten meinten, je früher man sie los werde, um so besser werde es sein. Der Graf und die Gräfin fingen an die Besorgniß zu hegen, ein Cousin ihrer Nichte, der älteste wohl gar, könne eine innigere Zuneigung für sie fassen, als die Verwandtschaft erfordere. Sie wurde demnach angehalten, sich fleißig mit der Vollendung ihrer Ausbildung zu beschäftigen, in welcher sie bereits rasche und große Fortschritte gemacht hatte, so daß sie bei ihren Talenten den fashionablen Lehrern bald entwuchs, welche ihre Cousinen unterrichteten. Miß Annesley war ein Mädchen von enthusiastischem Charakter, von edelm, vertrauendem Sinne und sanguinischem Temperamente und ließ sich gern bewundern; wer thäte dies nicht? Sie fühlte sich ganz in ihrem Elemente in der glänzenden Gesellschaft, in welcher sie jetzt unabläßig erschien, in welcher sie vielmehr zu erscheinen genöthigt wurde. Sie athmete da frei, denn sie fand hier einen glänzenden Contrast mit der erstarrenden Kälte, die sie in dem Hause ihres Oheims erwartete. In diesem fühlte sie es zu schmerzlich, daß sie eine Fremde war, daß ihr Onkel und ihre Tante Himmel und Erde in Bewegung setzten, um sie los zu werden. Sie verbrachte manche bittere Stunde allein, wenn sie darüber nachdachte und keine Hilfe, keinen Ausweg sah, als die Bemühungen ihrer herzlosen Verwandten zu unterstützen und sich aus ihrer drücken-

den Gefangenschaft durch den ersten Besten erlösen zu lassen, der den Versuch machen wollte. Ihre Bestrebungen in dieser Hinsicht setzten sie dann aber der Beschuldigung aus, daß sie nichts als eine Kokette sei, obgleich von den Wünschen der armen Miß Annesley nichts ferner lag, ihren Gefühlen nichts mehr zuwider war, als Koketterie. Sie sah ein, daß ihr Oheim und ihre Tante die Bewerbungen eines jeden Mannes unterstützen und begünstigen würden, der sich um eine schöne, aber arme Waise bemühe, und sie war fast geneigt, dies ebenfalls zu thun. Welche Verhältnisse wären ihrer jetzigen Abhängigkeit nicht vorzuziehen gewesen? Ach, mit welchem edeln Herzen trieb man ein Spiel, welch' edles Herz gefährdeten die, deren heilige Pflicht es war, deren Stolz und Freude es hätte sein sollen, dasselbe zu hüten und zu pflegen! Ein Mädchen von Miß Annesley's Tugend und Unerfahrenheit, von ihrem sanguinischen Temperamente mußte, wie rein und edelgesinnt sie auch sein mochte, der größten Gefahr ausgesetzt werden, wenn sie so in Auftritte eingeführt wurde, wie sie die fashionable Gesellschaft der Hauptstadt bietet. Arme Emma! Kein Auge sorgsamer, wachender Liebe folgte Dir, als Du durch jene blendenden Labyrinthe der Gefahr und Verführung wandeltest! So sehr sich indeß Lord und Lady Hetheringham bemüheten, ihrer lieblichen Last sich zu entledigen, so gelang es ihnen doch nicht. Zwei Saisons ver=

gingen und obwohl ihre Nichte von Allen bewundert wurde, die sie sahen, obwohl sie ihre neidischen und ungeduldigen Cousinen völlig verdunkelte, so schien sich doch kein junger Mann zu finden, der sie zu seiner Gattin zu wählen wünsche, ob wegen der unablässigen und weitverbreiteten beleidigenden Verleumdungen, die ihre fünf Nebenbuhlerinnen ausstreuten, oder wegen der schlechtverhüllten Kälte und Abneigung des Grafen und der Gräfin, oder wegen ihrer Vermögenslosigkeit, mag unerörtert bleiben. Viele, welche sie bewunderten und wohl geneigt waren, um ihr Herz und ihre Hand zu werben, wurden durch die Besorgniß abgeschreckt, eine junge Dame von ihrem Stande, ihrer Familie und ihrer Schönheit stehe zu hoch über ihnen, während wieder Andere „seufzten und blickten und seufzten und blickten und wiederum seufzten“ und fürchteten, sie möchte, wenn sie ihnen auch kein Vermögen zubringe, nichts desto weniger fähig und geneigt sein, viel Geld auszugeben. So machte sie allerdings gewöhnliche „Eroberungen“ in Menge und es wurde mehrmals in den Zeitungen angedeutet, sie dürfte wahrscheinlich nächstens von Lord .., von Sir .., von dem ehrenwerthen Herrn .. zum Altare geführt werden, aber wenn auch an allen diesen Gerüchten irgend etwas Wahres zu sein schien, so fanden sie doch keine Bestätigung. Miß Annesley hatte mehrere Anbeter, aber die meisten begnügten sich mit der stolzen Genugthuung, ihre

Namen in dem vornehmen Salongeschwätz neben dem einer so ausgezeichneten Schönheit nennen zu hören. Der einzige von allen diesen Tändlern, der ein gewisses Interesse in ihrem Herzen erregte, war der elegante und wohlbekannte Alverley, ein Mann, dessen gewinnendes Aeußere und Benehmen die Bestrebungen aller Andern verdrängte, die nach demselben Ziele strebten, das er sich ausersehen hatte. Alverley war, wenn er wollte, unwiderstehlich. Er konnte der Dame, welcher er seine Aufmerksamkeit zuwendete, die Ueberzeugung einflößen, daß er sie leidenschaftlich liebe, indem er in sein Benehmen eine solche Wärme legte, der sehr wenige Damen, junge und unerfahrene gar nicht, zu widerstehen vermochten. Die arme Miß Annesley bildete sich ein, sie habe diese allbeneidete Prise gemacht und er sei bestimmt, an ihrem Siegeswagen als demüthiger Gefangener zu folgen, oder er werde der tapfere Ritter sein, der sie aus ihren Banden befreie. Aber auch hier sollte sie sich täuschen; der ausgezeichnete Alverley verschwand plötzlich aus der Schaar ihrer Bewunderer, weil er in einer vertraulichen Unterredung mit einer ihrer Cousinen während einer Quadrille in Erfahrung gebracht hatte, daß es für ihn nicht wünschenswerth sei, seine uneigennützige Aufmerksamkeit hier weiter fortzusetzen. Miß Annesley empfand diesen Abfall schmerzlicher, als den irgend eines andern ihrer wankelmüthigen Bewunderer. Sie sah bei ihrem

lebhaften Gefühl und unerfahrenen Herzen nicht ein, wie ihrer ganz unwürdig ein Mann sei, der so handeln konnte. Ihr Stolz hatte diesmal kein leichtes Spiel. Seine anmuthige Persönlichkeit, sein schönes und ausdrucksvolles Gesicht und sein herzgewinnendes Benehmen ließ sich nicht leicht aus ihrem Herzen verdrängen und ihr Gram und Verdruß fanden nur geringe Linderung durch die Andeutung, welche Alverley ihr zu Ohren zu bringen wußte, daß ihr Bedauern weit minder lebhaft sei, als der Schmerz, den er empfinde, weil er durch Andere, von denen er völlig abhänge, genöthigt werde, die theuersten Hoffnungen aufzugeben, die er jemals gehegt habe.

So geschah es, daß Miß Annesley und deren herzlose, selbstsüchtige Verwandten zwei Saisons vorübergehen sahen, ohne daß sich eine Aussicht zeigte, die ihnen eine immerwährende Erlösung von einander zu versprechen schien. Das arme Mädchen empfing deshalb mit der größten Freude die Einladung, den Sommer 18.. bei einer entfernten Verwandten der Lady Hetheringham in einem entlegenen Theile Englands zuzubringen. Diese Dame war die Wittwe eines Generals und hatte während ihres Aufenthaltes in London Miß Annesley liebgewonnen, deren peinliche Lage in der Familie des Grafen sie bald erkannte und bemitleidete. Sie richtete aus diesen Gründen die Einladung an die arme Waise und freuete sich, in den langweiligen

Herbst= und Wintermonaten die Gesellschaft des jungen Mädchens zu gewinnen.

Miß Annesley besaß neben ihrer Schönheit und ihrer Bildung ein warmes, liebevolles Herz, und jeden Tag wuchs deshalb die Innigkeit des Verhältnisses zwischen ihr und ihrer vortrefflichen Wirthin. Die sechs Monate, welche sie bei dieser verbrachte, waren die glücklichsten, welche Miß Annesley gekannt hatte. Ehe sie nach London zurückkehrte, was sie fürchtete, wurde ihr ein annehmbarer Heirathsantrag von einem Verwandten ihrer Wirthin gemacht, der mit seinem Regimente ganz in der Nähe in Quartier lag, von dem Major St. Helen. Er war ein liebenswürdiger Mann von sehr guter Familie, ansehnlichem Vermögen und den besten Aussichten. Sein Gesicht konnte zwar nicht gerade schön genannt werden, war aber männlich und ausdrucksvoll, seine Figur groß und imponirend, sein Benehmen einfach und ungezwungen und sein Charakter freundlich. Seine Bewerbung wurde durch Miß Annesley's freundliche Wirthin unterstützt, und ehe sie nach London zurückkehrte, sagte sie ihm ihre Hand zu. Je mehr sie ihn und seinen Charakter kennen lernte, um so vertrauensvoller gab sie sich ihm hin; sie faßte eine aufrichtige Zuneigung zu ihm, der sie offenbar mit Leidenschaft liebte. Nach einem Jahre wurde sie mit ihm verheirathet. Sie stand damals in ihrem zwanzigsten, er etwa im dreißigsten Jahre. Ich

war bei der Trauung zugegen und kann gestehen, daß ich nie eine lieblichere Braut gesehen habe. Als ihr Oheim, dem nun gleichsam ein Dorn aus dem Fleische gezogen worden war, sie an den Reisewagen führte, der das junge Paar hinwegführen sollte, war ich einer der letzten, der dem erröthenden, zitternden Mädchen den Glückwunsch zuflüsterte. Barmherziger Gott! Hätte damals Jemand den Schleier der Zukunft lüften und vorhersagen können, daß sie der Gegenstand der letzten schrecklichen Mittheilung aus meinem Tagebuche werden würde!

Nach etwa drei Jahren wurde der kleine Patient geboren, den ich jetzt besuchen sollte. Während dieser langen Zeit hatte ich das Paar fast ganz aus den Augen verloren, denn der Major, jetzt Oberst St. Helen, miethete nach einer einjährigen Reise auf dem Continente das reizende Landgut, nach dem wir zufuhren und wo sein kleiner Sohn und Erbe geboren worden war. Hier wohnten und lebten sie in glücklicher Zurückgezogenheit und sie besuchten nur selten und auf kurze Zeit die Hauptstadt, weil Mrs. St. Helen keine Verbindung mit Lord und Lady Hetheringham oder einem Gliede der Familie wieder anknüpfen und mit denselben in keine Berührung kommen wollte. Aus dem Gespräche, das ich unterwegs mit dem Obersten führte, ergab sich, daß sie einander noch unveränderlich liebten, und der einzige Schatten, der auf ihr Glück fiel, war die Besorgniß, daß er bin=

nen Kurzem Befehl erhalte, mit seinem Regimente das Vaterland zu verlassen. Als wir etwa noch eine (engl.) Meile von Densleigh entfernt waren, hörte unsere Unterhaltung wie nach Verabredung auf und wir legten uns schweigend in die Wagenecken zurück, er ohne Zweifel mit ängstlicher Besorgniß wegen seines kleinen Sohnes, ich mit den Erinnerungen an die Vergangenheit beschäftigt. Ich sehnte mich, eine Dame wiederzusehen, an der ich in früherer Zeit so innigen Antheil genommen hatte, und freute mich aufrichtig ihres Glückes, daß sie nicht blos den Gefahren entgangen war, denen sie ausgesetzt gewesen war, sondern auch eine so glückliche Ehe geschlossen hatte.

„Gott im Himmel!" rief der Oberst plötzlich aus, der in den letzten Minuten unaufhörlich aus dem Wagen hinausgesehen hatte, „da .. sehen Sie!" Sein scharfes Auge hatte zwei weibliche Gestalten an dem äußern Thore erblickt, das auf die Straße ging. „Kutscher, fahr' zu!"

„Aengstigen Sie sich nicht, Oberst," sagte ich, und als wir näher genug gekommen waren, daß wir eine der Gestalten das Thor aufmachen und auf uns zukommen sehen konnten, setzte ich hinzu: „Eine davon muß Mrs. St. Helen sein und die andere ist die Wärterin mit dem Patienten auf dem Arm. Ha! ha! Oberst, das sieht nicht aus wie Scharlach oder Masern!"

„Sie haben Recht," antwortete der Oberst mit

einem Seufzer, der ihm alle seine Angst zu nehmen schien. „Es ist meine Frau und das Kind, kein Zweifel. Aber wie können sie sich herauswagen . .?"

Ob mir es gleich in diesem Augenblicke sehr unangenehm war, unnöthiger Weise die ansehnliche Reise gemacht zu haben, so ergab ich mich doch bald in das Unvermeidliche und freuete mich der Gelegenheit, zu sehen, wie sich die schöne Miß Annesley als Mrs. St. Helen und — als Mutter benehme.

„Sie müssen den armen Pferden einige Ruhe gestatten, Oberst, ehe ich zurückfahren kann, und mir ein Frühstück geben," sagte ich, während ich lächelnd nach der Uhr und nach den Pferden sah.

„Gewiß, — natürlich. Verzeihen Sie mir, Doctor, daß ich so aufgeregt und übereilt war. Aber Sie sind selbst Vater .. Meine Frau ist an Allem schuld und ich werde es ihr sagen, daß sie sich entschuldigen müsse, weil Sie vergebens aus London hierher geholt worden sind. Ich bezweifelte es immer wirklich, daß dem Kinde etwas fehle;" und der Oberst sagte mir da offenbar eine Unwahrheit.

„Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich mich weit mehr freue, Mrs. St. Helen gesund und heiter wiederzusehen, als in Angst und Sorgen wegen der Krankheit ihres Kindes. Sprechen wir also nicht weiter davon."

Als wir herankamen, gab Mrs. St. Helen

schnell der Kinderwärterin den Sonnenschirm, nahm ihr dafür das Kind von dem Arme und erschien ruhig an dem Kutschenschlage. Einen Augenblick vergaß ich den Zweck ganz, um dessetwillen ich gekommen war, als Emma Annesley der frühern Zeit, nur tausendmal schöner und liebenswerther, als ich sie je gesehen hatte, dicht vor mir stand. Sie trug einen leichten Hut von weißem Krepp und ihr Shawl, der sich verschoben hatte, als sie das Kind nahm, hing in anmuthiger Nachlässigkeit um ihre Schultern, so daß man unverhüllt die reife weibliche Gestalt, die junge Mutter sah im Stolze auf das schöne Kind, das sie in den Armen trug.

„Ach, Doctor ..“ begann sie mit der vollen schönen Stimme, deren ich mich noch so wohl erinnerte, indem sie mir eine Hand entgegenstreckte, während ich aus dem Wagen stieg; „ich freue mich so sehr, Sie wiederzusehen, aber wirklich,“ und sie sah ihren Mann an, „Arthur machte mich des Kindes wegen so ängstlich, und ich bin eine so unerfahrene Mutter, aber die Väter, denke ich, ängstigen sich alle um Kleinigkeiten ..“

„Nun wahrhaftig, Emma, das ist vortrefflich,“ unterbrach sie der Oberst halb erfreut und halb ärgerlich, „ich habe Dich ängstlich gemacht? Wer kam denn heute früh, noch mit den Wickeln im Haar, in mein Zimmer gestürzt ..?“

„Arthur, sei nicht thöricht ..“

„Nun, — ich verzeihe Dir .. Ja, ja, ich war schuld daran, und Gott sei Dank, der kleine Bursche sieht so wohl aus wie je in seinem Leben und möge er diesen Tag noch recht viele Male glücklich erleben ..“

„Es ist des Kindes erster Geburtstag, Doctor,“ unterbrach ihn Mrs. St. Helen mit seligem Lächeln.

Der Oberst nahm das Kind von dem Arme der jungen Mutter und küßte es herzlich. „Aber wie entschuldigen wir uns bei dem Doctor, Emma?“

„Sagen Sie kein Wort weiter; ich freue mich aufrichtig, daß ich da bin, um so mehr, da die Veranlassung, die mich herrief, bereits verschwunden ist. Wie freue ich mich, werthe Mrs. St. Helen, Sie zu sehen,“ fuhr ich fort, als sie meinen Arm nahm und der Oberst mit dem Kinde vorausging, das sich indeß zu seiner Wärterin zu sehnen schien. „Ich habe oft an Sie gedacht und zu erfahren gewünscht, wo Sie sich versteckt hätten. Aber ehe wir von vergangenen Zeiten sprechen, sagen Sie mir, was Sie an dem Kinde so beunruhigte.“

„Ach, Doctor, ich glaube, ich bin eine rechte Närrin gewesen .. Freilich, wir lieben das Kind so sehr und ängstigen uns bei der geringsten Kleinigkeit. Es ist so schön, daß wir fürchten, wir werden es verlieren; es ist so fromm, — wir würden in seinem Besitze zu — glücklich sein.“

„So sprechen alle Mütter, Mrs. St. Helen, aber ich möchte wissen, ob wir alle Besorgniß we-

gen der Erscheinung aufgeben können, die Sie diesen Morgen so beunruhigte."

„Ach, ich schäme mich. Es war gewiß nichts weiter als ein rothes Fleckchen auf der Stirn, das vielleicht von dem Drucke des Kissens herrührte. Es verschwand auch völlig, ehe noch der Oberst eine halbe Stunde fort war. Die Wärterin sagte es mir aber später und wir hatten Niemanden, der dem Obersten hätte nachreiten können, deshalb .." Sie ließ dabei den Sonnenschirm auf das Gras niederhängen und schlug die Augen nieder. Ich lachte innerlich über das allerliebste dümmliche Gesichtchen, das sie machte, als sie die kleine Veranlassung gestand, welche sie so geängstigt hatte. Dann begann sie von Neuem sich zu entschuldigen..

„Aber, liebe Mrs. St. Helen, das ist mir mehr als hundertmal begegnet und ich habe es nie weniger bedauert als heute. Ich habe eine vortreffliche Spazierfahrt gemacht und Sie so wohl und glücklich gesehen, Sie werden mir also wohl glauben, daß ich mich darüber freue. Ein wie ganz anderes Leben führen Sie hier und jetzt als in dem Hause des Grafen Hetheringham! Sie müssen sehr glücklich sein."

„Das bin ich auch.. Ich wußte eigentlich nicht, was Glück sei, bis ich den Oberst kennen lernte.. Wir haben noch keinen Zank mit einander gehabt.. Er liebt sogar den Boden, den .."

Sie hielt inne, ließ den Kopf sinken und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Er sieht ganz wie ein Soldat aus," sagte ich, indem ich die hohe stattliche Gestalt des Obersten betrachtete.

„Ach ja und er i st es auch. Dabei besitzt er ein so edles Herz und ist so sanft und einfach wie das Kind, das er auf dem Arme trägt. Sie würden ihn kaum für denselben Mann halten, wenn er zu Hause ist und wenn er an der Spitze seines Regimentes so kalt, so ernst, so förmlich aussieht. Und er ist so tapfer als .." — ihr schönes Gesicht wendete sich erröthend zu mir. „Wissen Sie, er ist bei drei Kämpfen gewesen und mehrere Offiziere haben mir erzählt, er sei einer der furchtlosesten und verzweifeltsten .."

„Sie erinnern mich, Mrs. St. Helen, an die schöne Stelle: „Des Kriegers Herz, von mir berührt, kann so sanft, so weich, so nachgiebig sein, wie die weiße Feder, die mitten unter Tod hoch und stolz auf dem Schlachtfelde glänzte, aber doch durch einen Hauch bewegt wird*)." Ihre Augen, die sich unverwandt auf mich richteten, während ich diese Worte sprach, füllten sich mit Thränen, aber sie sprach nicht. „Wo stehen diese Worte?" fragte sie endlich, sogleich schämte sie sich aber, ihre Gefühle so unverhüllt gezeigt zu haben, drehte sich

*) In Moore's „Lalla Rookh."

um und sprach nicht weiter. Ihr kleiner Hund, der ihr entgegen kam, gab glücklicher Weise ihren Gedanken eine andere Wendung.

„Wie lächerlich! Wie lächerlich!“ rief sie dann aus, halb lachend, halb weinend, indem sie mit dem Sonnenschirme auf das hellblaue Band zeigte, das mit einer großen Schleife um den Hals des Hundes gebunden war, der lustig um sie hersprang und sich dann im Grase wälzte, da er offenbar nicht wußte, was sein schönes buntes Halsband zu bedeuten habe ... „Da heute der erste Geburtstag unseres Kindes ist, so wollte mein Mädchen, daß selbst der Hund ... Pfui, Fanny! Geh, lauf Deinem kleinen Herrn nach!“ und der Hund jagte davon, so daß wir wiederum allein waren ..

„Wann hörten Sie zum letzten Male etwas von Hetheringhams?“

„O,“ antwortete sie schnell, „erst vor einem Paar Tagen. Und was meinen Sie? Lasen Sie die Entführungsgeschichte in den Zeitungen?“

„Allerdings, ich erinnere mich, aber ich wußte nicht, wer gemeint sei.“

„Meine stolze Cousine Anna und der jüngste Offizier in Arthurs Regimente. Wer hätte das gedacht! Sie war immer am unfreundlichsten gegen mich; es thut mir aber doch jetzt leid. Die Folge eines solchen Schrittes kann nur Noth und Elend sein, und wie sie durch das Leben kommen wollen,

sehe ich nicht ein, da beide durchaus kein Vermögen haben ..“

„Sie sehen den Grafen und die Gräfin, so wie Ihre Cousinen wohl selten?“

„Ich bin seit meiner Verheirathung kaum einmal mit ihnen zusammengekommen und wir bedauern es allerdings nicht. Arthur kann die ganze Familie nicht leiden, da ich ihm erzählen mußte, wie sie mich behandelt haben. Uebrigens sehen wir überhaupt Niemanden bei uns, auch wünschen wir uns keine Gesellschaft, da wir einander noch nicht überdrüssig sind und zu Hause Mancherlei zu thun haben. Nur Eines ängstigt uns, die Besorgniß nämlich, der Oberst könne mit seinem Regimente in eine Colonie versetzt werden. Wir zittern bei diesem Gedanken, ich wenigstens, besonders wenn es vor dem November geschehen sollte,“ setzte sie erröthend hinzu. Ich verstand ihre Andeutung, daß sie wieder Mutter zu werden hoffte, und sagte es ihr. „Was sollte ich in einer solchen Lage ganz allein thun, wenn mein Mann fort wäre, vielleicht um nimmer wieder zu kehren?“ fragte sie und ihre Stimme bebte. „Ich versichere Sie, daß dieser Gedanke mich oft recht traurig macht, — doch da kommt der Oberst.“

„Emma, so ernst? Du weinst? Bedauerst Du so sehr, daß Du dem Doctor .. keinen Patienten geben kannst?“

„Nein, lieber Arthur, wir sprachen von ver=

gangenen Zeiten und ich erzählte, wie glücklich wir hier in unserer Einsamkeit wären .."

„Doctor .. wird gleich mir," fiel der Oberst rasch ein, als er sah, daß Mrs. St. Helen sich noch nicht ganz wieder erholt hatte, „nicht schlechter von Densleigh denken, wenn wir ein kleines Frühstück erhielten .."

„Ich werde nach wenigen Minuten wieder bei Ihnen sein," entgegnete Mrs. St. Helen, indem sie uns verließ.

„Sie sieht wahrscheinlich nach dem Essen des Kindes," sagte der Oberst, indem er mich in das Zimmer führte, in welchem das Frühstück bereit stand, „und wir werden sie unter einer Viertelstunde nicht wieder erblicken .. Das Kind darf keinen Bissen essen, wenn sie nicht selbst dabei ist .. Wir wollen also nicht warten, Doctor .." Wir setzten uns, denn ich hatte wirklich nicht viel Zeit zu verlieren .. Densleigh war allerdings ein reizender Aufenthalt, sehr glücklich gelegen und geschmackvoll wie elegant eingerichtet. Das Zimmer, in welchem wir saßen, ging auf einen Rasenplatz, der sich nach einem Bache hinunterzog, und es gewährte eine weite Aussicht, welche Mrs. St. Helen vor Kurzem aufgenommen hatte. Das niedliche Bildchen hing an der Wand da, wo ich saß.

„Sie müssen einmal kommen, Doctor, und das Portefeuille meiner Frau mustern, sie zeichnet wirklich recht hübsch .."

In diesem Augenblicke erschien Mrs. St. Helen. Ihr Kind hatte mit dem besten Appetite gegessen und sie war wieder sehr heiter gestimmt. Ich überredete sie, ein Glas Wein mit uns zu trinken, konnte sie aber nicht vermögen, mir das Portrait ihres kleinen Sohnes zu zeigen, das mir ihr Mann als vortrefflich gerühmt hatte. Sie entschuldigte sich damit, daß es noch nicht vollendet sei, und ihre andern Zeichnungen wollte sie mir das nächste Mal zeigen. Alle Malerinnen sind so, ich drang also nicht weiter in sie. Ich verbrachte eine höchst angenehme Stunde in Densleigh und erlangte die Ueberzeugung, daß hier das Glück wirklich eingekehrt sei. Man ließ mich nicht eher fort, bis ich versprochen hatte, jedesmal einen Besuch zu machen, wenn ich in die Nähe komme. Beide begleiteten mich bis an das Thor, wo mein Wagen wartete und der kleine Wagen der Mrs. St. Helen mit zwei niedlichen Grauschimmeln, die ebenfalls mit hellblauen Bändern geputzt waren. Der kleine St. Helen mit der Wärterin saß bereits darin und ich sah, daß die Mutter sich sehnte, Platz neben ihnen zu nehmen. Ach, Sie sind ein glückliches Weib, dachte ich, als ich fortfuhr; Sie müssen dem Himmel danken. Möchten Sie lange leben, der Stolz Ihres Gatten, die Mutter eines Heldengeschlechts!

Etwa sechs Monate später las ich in den Zeitungen folgende Ankündigung: „Am 2. dieses Mo=

nats wurde zu Densleigh Grange die Gattin des Obersten St. Helen von einem Knaben entbunden." Ich erkundigte mich und erfuhr, daß Mutter und Kind sich wohl befänden, obgleich das, was Mrs. St. Helen so sehr gefürchtet hatte, eingetreten war, der Oberst nämlich Befehl erhalten hatte, mit seinem Regimente aufzubrechen. Sie hatte ihn beinahe beredet, seinen Abschied zu nehmen, und seine erfahrensten Freunde mußten Alles aufbieten, um ihn abzuhalten, den Bitten seiner Frau nachzugeben. Er sollte nach Indien gehen und mit schwerem Herzen nahm er sechs Wochen vor ihrer Entbindung Abschied von ihr, mit der Ahnung, daß er sie nicht wiedersehen würde. Zweimal kehrte er plötzlich und unerwartet nach Densleigh zurück, nachdem er, wie er glaubte, den letzten Abschied genommen hatte. Sie bestand darauf, bei dem letzten Male ihn nach London zu begleiten und ihn sich einschiffen zu sehen. Als dies geschehen war, kehrte sie nach Densleigh zurück und überließ sich eine Zeit lang dem leidenschaftlichsten Schmerze. Mrs. Ogilvie, die Schwester des Obersten, fürchtete nachtheilige Folgen, eilte deshalb nach Densleigh und überredete Mrs. St. Helen, sie nach London zu begleiten, damit sie in der geräuschvollen Stadt ihren Kummer allmälig vergesse und sich auf die schwere Stunde vorbereite, die sie erwartete. Sie war nicht lange in London gewesen, als sie ihre Schwägerin vermochte, mit ihr nach dem General-

commando zu fahren, um da wo möglich einige Auskunft über die wahrscheinliche Dauer der Abwesenheit ihres Mannes und über die Dienste zu erlangen, in welchen er verwendet werden würde. Das Herz klopfte ihr heftig, als der Wagen vor dem Generalcommando hielt. Zitternd gab sie einem Diener ihre Karte, auf die sie mit einigen Worten die Frage geschrieben hatte, welche sie zu machen wünschte. „Se. königl. Hoheit werden Sie nach wenigen Augenblicken rufen lassen," sagte der Diener, als er zurückkam. Und in demselben Augenblicke trat ein Offizier in glänzender Uniform an den Wagen, ein Adjutant des Oberbefehlshabers, in welchem Mrs. St. Helen nicht ohne Herzklopfen den Capitain Alverley erkannte. Für sie war dies ein höchst unerwartetes Zusammentreffen und auch er schien nicht ohne Verlegenheit zu sein.

„Se. königl. Hoheit haben mir befohlen, Ihnen anzuzeigen," sagte er mit einer artigen Verbeugung, „es thue ihm leid, Sie jetzt nicht empfangen zu können, da er gerade durch wichtige Geschäfte abgehalten ist. Uebrigens soll ich Ihnen auf Ihre Anfrage die Antwort geben, daß die Abwesenheit des Obersten St. Helen wahrscheinlich nicht über drei Jahre dauern würde." Während er noch sprach, verbeugte sich Mrs. St. Helen, die ihre Verlegenheit nicht länger beherrschen konnte, gegen ihn, befahl dem Kutscher fortzufahren und sank dann erschöpft zurück.

„Emma! Emma! Was ist Ihnen?“ rief Mrs. Ogilvie unzufrieden aus; „ich habe nie solche Unartigkeit gesehen. Ja,“ setzte sie hinzu, indem sie zurückblickte, „er hat Ursache, sich zu verwundern! Dort steht er noch, verblüfft über Ihr seltsames Benehmen!“

„Ich, — ich kann nicht anders,“ antwortete Mrs. St. Helen halblaut, „ich glaubte, ich würde ohnmächtig werden .. Er erinnerte mich so lebhaft an Arthur und — bemerkten Sie,“ fuhr sie schluchzend fort, „von der Art des Dienstes, der ihm obliegen wird, sagte er nichts. Ach, ich werde ihn gewiß nicht wiedersehen! Ach, daß ich diesen Schritt nie gethan hätte, ich würde dann wenigstens haben hoffen können!“ Eine lange Spazierfahrt durch einen anmuthigen Theil der Vorstädte beruhigte sie indeß einigermaßen wieder, wenn sich auch deutlich aus ihrem Schweigen und ihrer Zerstreutheit abnehmen ließ, daß ihre Gedanken noch immer mit dem beschäftigt waren, was sie gesehen und gehört hatte.

Capitain Alverley stand allerdings verblüfft dort und blieb sogar noch eine Zeit lang stehen, als er den Wagen nicht mehr sehen konnte. Hätte ich ihn damals gesehen und seinen Charakter gekannt, wie ich ihn jetzt kenne, ich würde an die Klapperschlange gedacht haben, die einen Augenblick bei dem plötzlichen Erscheinen ihres schönen Opfers erstarrt.

Fast unmittelbar nach der Ankunft des Obersten St. Helen in Indien mußte er in's Feld rücken und nach weniger als einem Jahre nach seiner Abreise aus England erwähnten die Zeitungen seinen Namen in höchst ehrenvoller Weise bei der Beschreibung einer wichtigen Schlacht in dem Mahratten-Kriege. Es war mir leicht, an diesem Tage der Mrs. St. Helen einen Besuch zu machen und so vielleicht der Erste zu sein, der ihr die Zeitung zeigte. Ich traf meine Anordnung darnach, steckte das Zeitungsblatt zu mir und fuhr nach Densleigh zu, da ich in der Nähe einen Patienten zu besuchen hatte. Ich ließ meinen Wagen auf der Straße stehen, ging in der Allee hin auf das Haus zu und schritt so geräuschlos über den Rasen, daß man in dem Zimmer, in welchem wir bei der erwähnten Gelegenheit das Frühstück eingenommen hatten, meine Ankunft nicht bemerkte. Mrs. St. Helen befand sich da mit ihrem kleinen Sohne Arthur. Der letztere spielte offenbar den Soldaten, denn er hatte eine Feder auf seine Mütze gesteckt und um den Leib ein breites rothes Band gebunden, an welchem ein Degen hing neben einer Trommel, nach deren harmonischen Tönen er stolz in dem Zimmer umher marschirte, während seine Mutter, die ihn freundlich lächelnd ansah, auf dem Piano spielte: „Sieh, der siegende Held erscheint!" Als sie mich erblickte, erschrak sie anfangs, dann winkte sie mir, mich nicht zu zeigen und nicht zu stören, was geschehen würde.

„Was macht Dein tapferer Papa, Arthur?" fragte sie, nachdem sie zu spielen aufgehört hatte. Er blieb stehen, ließ die Trommelschlägel fallen, zog mit einiger Anstrengung den kleinen Degen aus der Scheide, hieb einige Male nach einem unsichtbaren Feinde, steckte dann den Degen wieder ein und marschirte würdevoll vor seiner Mutter vorbei, die aufsprang, den kleinen Soldaten auf den Arm nahm und ihn mit Küssen bedeckte.

„Treten Sie ein, lieber Doctor," sagte sie, nachdem sie das Kind wieder niedergesetzt hatte, „und verzeihen Sie der Schwachheit einer armen verlassenen Mutter."

„Haben Sie schon Nachricht davon?"

„Von was?" fragte sie hastig und ihre Wangen erblaßten. Ich nahm das Zeitungsblatt heraus. „Ach, setzen Sie sich, ich — ich — bin einer Ohnmacht nahe," und ihre Augen hefteten sich auf das Blatt, das ich in der Hand hielt. Wir setzten uns neben einander auf das Sopha. Sobald sie mit Hilfe von Riechessig sich etwas wieder erholt hatte, las ich ihr die höchst schmeichelhaften Worte vor, mit denen das Benehmen des Obersten St. Helen in einer äußerst blutigen Schlacht in der Depesche zugleich mit dem Bemerken erwähnt war, daß er sich weder unter den Todten, noch unter den Verwundeten befinde. „Ach, mein edler, tapferer Arthur!" flüsterte sie in Thränen .. „Ich wußte es wohl, daß er sich auszeichnen würde. Arthur,

ob er wohl im Felde auch an uns denkt!“ Dabei hob sie den Knaben empor, der neben ihr stand und ihr traurig in das Gesicht sah, und drückte ihn an ihr Herz. Die Thränen erleichterten sie. Aus übergroßer Freude küßte sie das Zeitungsblatt und dann dankte sie mir innig dafür, daß ich es ihr gebracht. Sie zog darauf die Klingel und befahl, den Bedienten zu rufen, der sogleich erschien.

„Sind sie bei Tische?“ fragte sie. Er verbeugte sich. „Dann gieb ihnen zwei Flaschen Wein, damit sie auf ihres Herrn Gesundheit trinken, denn ..“

Sie konnte nicht weiter sprechen und ich setzte also hinzu: „Der Oberst St. Helen hat an einer ruhmvollen Schlacht Theil genommen und sich sehr ausgezeichnet ..“

„Ich hole sie gleich, Madame, gleich,“ fiel der Diener ungeduldig ein; „ja, wir trinken die Gesundheit des Herrn, Madame, die beste Gesundheit, und die Ihrige und die Gesundheit des jungen Herrn .. Es konnte nicht anders kommen .. Ist der Herr verwundet?“

„Nein,“ antwortete ich.

„Du mein Gott!“ rief er dann aus und klatschte unwillkührlich in die Hände; „ach, wie müssen Sie sich freuen, Madame, und der junge Herr, Madame; aber es konnte nicht anders kommen, Madame.“

„Ich danke, Bannet, ich danke; vergnügt Euch; ich bin ganz glücklich,“ antwortete Mrs. St. Helen,

so gut als ihre Unruhe es ihr gestattete, und der Diener entfernte sich. Die arme Frau legte mir tausend Fragen vor, die ich eben so wenig beantworten konnte als sie selbst. Während ich an dem offenen Fenster stand, das auf den grünen Platz sah, und einen Augenblick die Aussicht bewunderte, erblickte ich einen Cavallerieoffizier, der mit seinem Reitknecht nach Densleigh zu geritten kam.

„Wer kann dies sein, Mrs. St. Helen?" fragte ich, indem ich auf ihn zeigte.

„Wer, Doctor? wer?" entgegnete sie eilig.

„Ein Offizier, der offenbar hierher kommt und Ihnen wahrscheinlich eine offizielle Anzeige bringt."

In diesem Augenblicke wurden die Reiter an einer Biegung der Straße von Neuem sichtbar und Mrs. St. Helen, welche die Farbe wechselte, rief, wie mir vorkam, mit etwas unsicherem Tone aus: „Ach ja, ich weiß, wer es ist, — Capitain Alverley, der Adjutant des Oberbefehlshabers .. Er kommt ohne Zweifel, um mir zu melden, was ich durch Ihre Güte bereits weiß, — vielleicht bringt er mir auch Briefe."

„Sehr möglich! Nun, werthe Mrs. St. Helen, ich wünsche Ihnen von Herzen Glück wegen dieser guten Nachrichten, aber lassen Sie sich nicht zu sehr aufregen," setzte ich hinzu, während ich Hut und Stock nahm.

„Eilen Sie nicht so, Doctor," entgegnete sie. Ich ergriff ihre Hand, die kalt war und zitterte.

Ich wiederholte schnell meinen Rath, da ich schon länger geblieben war, als meine Zeit eigentlich gestattete, und verabschiedete mich. Eben als ich an meinen Wagen trat, ritt Capitain Alverley, wenn der Offizier so hieß, durch das Thor, welches sein Reitknecht für ihn offen hielt.

„Hm!“ dachte ich bei mir, während ich fortfuhr, „wenn ich der Oberst St. Helen und sechs bis siebentausend Meilen weit weg wäre, würde mir ein solches Tête-à-Tête selbst in Bezug auf meine eigenen glänzenden Thaten zwischen meiner schönen Frau und einem hübschen Offizier nicht eben angenehm sein.“ Ich hatte, so viel ich flüchtig bemerken konnte, allerdings kaum einen schönern Mann und ein einnehmenderes Gesicht gesehen. Es war das erste Mal, daß ich den Capitain Alverley erblickte und von ihm hörte.

Kurze Zeit nach diesem Vorfalle erlangte der Oberst St. Helen durch den Tod eines ältern Bruders ein jährliches Einkommen von mehreren tausend Pf. St. und ein Haus in der unmittelbaren Nähe von Berkeley Square in London. Es war dies ein Ereigniß, das der Oberst schon vor seiner Abreise aus England erwartet hatte, da sein Bruder längst schon gekränkelt hatte. Er hatte deshalb auch mit seinem Anwalte und einem Agenten Verabredungen getroffen, daß, wenn jener Todesfall vor dem Ablaufe des Pachtes von Densleigh einträte, dies Landgut behalten, das Haus in der

Stadt dagegen vermiethet werden solle, indeß nicht länger als auf drei Jahre. Wenn Densleigh dagegen nicht länger zu bekommen wäre, sollte Mrs. St. Helen bis zur Rückkehr des Obersten das ererbte Haus beziehen. Der Bruder des Obersten starb kurz vor dem Ablaufe des Pachtes von Densleigh und der Besitzer, der dasselbe selbst zu bewohnen wünschte, lehnte es ab, das Landgut noch länger zu vermiethen. Es wurden deshalb die nöthigen Anordnungen getroffen, um Mrs. St. Helen mit ihrer Familie in das schöne Haus in der Stadt zu versetzen, das, nach den hinterlassenen Befehlen des Obersten, ganz nach den Wünschen seiner Frau eingerichtet werden sollte. Er hatte auch dafür gesorgt, sie in den Besitz einer weitern Summe von 2000 Pf. St. des Jahres zu setzen. Alles dies wurde durch den sorgsamen Anwalt schnell und zur Zufriedenheit ausgeführt und Mrs. St. Helen bezog ihre neue elegante Wohnung mit einer zahlreichen Dienerschaft und einem jährlichen Einkommen von 35,000 Pf. St. O, unglücklicher liebender Mann, daß Du diese Anordnungen getroffen hattest! Hättest Du doch Deiner liebenswürdigen Frau nicht erlaubt, einen solchen Schauplatz blendender Gefahr zu betreten, hättest Du für einen stillen Aufenthalt für sie bis zu Deiner Rückkehr gesorgt irgendwo, nur nicht in London!

Ich fuhr eines Abends allein die —Straße hinab auf meinem Nachhausewege von einem Diner, als ich einen Augenblick durch die Equipagenmenge vor dem Hause der Lady .. aufgehalten wurde. Ich erinnerte mich bei dieser Gelegenheit, daß ich versprochen hatte, wenn es mir möglich sei, einzusprechen. Ich stieg deshalb aus und bemühete mich, so schnell als möglich in das menschenerfüllte Haus zu gelangen. Kann etwas thörichter sein, als ein solches Schauspiel? Ich habe stets die Bälle und Routs gehaßt. Es dauerte genau fünf Minuten, bevor ich die Treppe hinauf und an die Thüre des Hauptzimmers kommen konnte, in welches sich die ganze unglückliche „Gesellschaft" hineindrängte, um die Leiden wie im Fegefeuer zu erdulden .. Aber es ist so Mode, warum sollte ich diejenigen tadeln, welche an solchen Soireen Gefallen und Vergnügen finden? Nachdem ich die glänzende, verworrene Menschenmasse einen Augenblick übersehen und die Standhaftigkeit und Ausdauer derer bewundert hatte, welche das Gedränge in der Hitze ohne Murren ertrugen, auch Niemanden sah, den ich kannte, wenigstens nicht in solcher Nähe, daß ich hätte mit ihm sprechen können, ging ich weiter in ein anderes Zimmer, um Lady .. aufzusuchen, der ich mich zeigen wollte, um ihr zu beweisen, daß ich mein Versprechen gehalten hatte. Das zweite Zimmer war weit weniger gefüllt und man konnte da sogar wirklich tanzen.

„Sie ist sehr schön, nicht wahr?" sagte ein Herr gerade vor mir zu einer der zwei Damen, welche an seinen Armen hingen und die Tanzenden zu mustern schienen.

„Ja, — ziemlich," lautete die Antwort in langgezogenem Ton.

„Sie tanzt auch recht gut," bemerkte die andere Dame, „aber mir mißfällt das Walzen."

„Es mißfällt Ihnen? Sie scherzen," unterbrach sie der Herr; „warum mißfällt es Ihnen? Ich halte es für einen wahren Genuß, so walzen zu sehen."

„O, ich bezweifle nicht, daß sie ganz gut und regelrecht walzen, ich aber, das gestehe ich, ich würde nicht walzen, wenn ich verheirathet wäre," sagte das flimmernde Gerippe an seinem rechten Arme, indem es den glänzend aufgeputzten Kopf züchtig und verschämt sinken ließ. Die Damen waren zwei Töchter des Grafen von Hetheringham. Wer der Herr war, wußte ich nicht.

„Es ist wirklich zu unschicklich, unter Umständen," sagte eine der Damen, indem sie verachtungsvoll ein Paar musterte, das sich anmuthig im Saale herumdrehte und gerade vor der Stelle stehen blieb, an welcher ich stand. Die Dame war offenbar sehr erschöpft. Der Leser mag sich denken, was ich empfand, als ich in dem walzenden Paare — Capitain Alverley und Mrs. St. Helen erkannte! Damit sie mich nicht sehe, schlüpfte ich durch die Zu-

schauer hindurch; vorher hörte ich aber noch eine der Damen, die sich so scharf tadelnd über sie ausgesprochen hatten und vor denen das Paar gerade stand, süßfreundlich Mrs. St. Helen anreden und sie über ihr Tanzen bekomplimentiren. Ich blieb in einer geringen Entfernung stehen und beobachtete ihre Bewegungen von da aus. Sie war unbestritten die Schönste im Zimmer und bildete mit ihrem Tänzer, der in voller Uniform war, eins der auffallendsten Paare. Nachdem sie einige Minuten mit ihren beiden liebreichen Cousinen gesprochen hatte, ließ sie sich von ihrem Capitain wieder zum Tanze führen. Ich folgte unwillkührlich allen ihren Bewegungen mit einem Gefühl von Mitleid und Unwillen, und nahm mir endlich vor, ihr, bevor ich mich entferne, in den Weg zu treten, weshalb ich mich in die vorderste Reihe der Zuschauer drängte. Ich hatte Einiges über Capitain Alverley's Charakter gehört und erinnerte mich der Unruhe, in welche sie durch sein Erscheinen versetzt wurde, als ich sie in Densleigh auf seine Ankunft aufmerksam machte. Es walzten vier bis fünf Paare und die, welche ich so aufmerksam beobachtete, blieben zum zweiten Male unmittelbar vor mir stehen. Der Capitain entschuldigte sich sogar, daß er etwas heftig an mich angestoßen. Seine Tänzerin hörte dies und drehete sich um, damit sie sehe, gegen wen der Capitain sich entschuldige. Sobald sie mich erkannte, überflog ihr Gesicht eine bren=

nende Röthe. Dies entging ihrem Tänzer nicht, der mich verwundert und stolz anblickte, als wenn er mich abschrecken wollte, mit ihr zu sprechen. Ich ließ mich indeß nicht abhalten.

„Wie geht es Ihnen, Doctor?" fragte oder vielmehr stammelte Mrs. St. Helen, indem sie mir die Hand reichte, die etwas zu zittern schien.

„Wann haben Sie zuletzt Nachrichten von dem Obersten erhalten?" fragte ich sogleich, ohne auf den beleidigenden, ungeduldigen Blick des Capitain Alverley zu achten, dem es nicht entgehen konnte, in welche Verlegenheit seine schöne Tänzerin durch meine Gegenwart versetzt worden war.

„Ach, — ich habe aus Indien — seit mehreren Monaten — nein, seit sechs Wochen, keine Nachrichten erhalten. Er befand sich vollkommen wohl, als er schrieb." Sie war, wegen der Anstrengung vom Tanzen und wegen des Erschreckens bei meinem Anblicke, offenbar sehr aufgeregt, würde aber wohl noch länger mit mir gesprochen haben, hätte Capitain Alverley nicht darauf gedrungen, daß sie sich setze und einige Erfrischungen genieße. Ich verließ bald darauf das Haus, ohne einen andern Versuch zu machen, Lady .. zu sehen, und meine Gedanken beschäftigten sich so ausschließlich mit dem zufälligen eben erwähnten Begegnen, daß ich mehrere Schritte auf der Straße hingegangen war, ehe ich mich erinnerte, daß mein Wagen auf mich wartete. Ich hatte durchaus nichts gesehen,

was geradezu unschicklich gewesen wäre, und doch war ich empört, als hätte ich etwas der Art gesehen. Großer Gott! Zeigte Mrs. St. Helen ihre Liebe zu ihrem edeln, vertrauensvollen Manne auf diese Art, zu ihm, der so liebevoll dafür gesorgt hatte, daß sie schon jetzt die große Erbschaft genießen konnte, — für ihn, der in diesem Augenblicke vielleicht tapfer mit den Feinden des Vaterlandes kämpfte, oder gar bereits eine Wunde erhalten hatte, die sie zur Wittwe und ihre Kinder zu vaterlosen Waisen machte? Welcher fluchwürdige Einfluß hatte ihr Zartgefühl abgestumpft? Ich fing an, sehr mißtrauisch gegen Capitain Alverley zu werden, und kam mit peinigenden Gedanken nach Hause, denn Mrs. St. Helen war plötzlich viele Grade in meiner Achtung gesunken. Sie erschien mir nicht mehr als dieselbe Frau, die ich vor einem Jahre in Densleigh gesehen hatte, nicht mehr als die zärtliche Mutter, die liebevolle Gattin. Was war mit ihr vorgegangen?

Ich hielt es nicht für unwahrscheinlich, daß ich am andern Morgen ein Gesuch von ihr erhalte, sie im Laufe des Tages zu besuchen, und ich irrte mich auch nicht, denn als ich am andern Morgen früh beim Frühstück saß, brachte mir einer ihrer Diener ein Briefchen, in welchem sie mich bat, ich möchte sie wo möglich vor ein Uhr besuchen. Ich ahnete, daß dieses Beisammensein ein anderes sein würde, als bei frühern Gelegenheiten. Wie unruhig ich

aber auch ihretwegen war, so wünschte ich doch nicht in die unangenehme Stellung zu kommen, Erklärungen und Entschuldigungen von ihr anhören zu müssen, die durch nichts als durch ihr eigenes Gefühl des Unrechtes und mein unwillkührliches verwundertes Aussehen am vorigen Abend veranlaßt sein konnten. Ich hatte an diesem Tage so viele Besuche zu machen, daß es beinahe zwei Uhr wurde, ehe ich zu Mrs. St. Helen gelangen konnte. Sie saß in ihrem Gesellschaftszimmer neben Mrs. Ogilvie, welche etwa eine Stunde vorher zum Besuche gekommen und die eine sehr elegante, sanfte, etwa zehn bis zwölf Jahre ältere Dame war. Ich hatte offenbar ein unangenehmes Gespräch unterbrochen, denn Mrs. St. Helen weinte und ihre Schwägerin sah sehr aufgeregt aus. Wir alle waren natürlich verlegen.

„Doctor ..," sagte Mrs. St. Helen sogleich nach den gewöhnlichen Fragen, „ich bitte Sie, sagen Sie mir aufrichtig, sahen Sie etwas Unschickliches darin, daß ich .."

„Emma! Wie kannst Du so thöricht sein!" unterbrach sie Mrs. Ogilvie, indem sie unwillig aufstand .. „Du hast mich sehr erzürnt," setzte sie hinzu, worauf sie das Zimmer verließ, ohne auf die Bitten der Mrs. St. Helen, daß sie bleiben möchte, zu antworten. Ich wäre ihr gern gefolgt oder hätte es wenigstens gern gesehen, daß sie bei meinem kurzen Besuche zugegen gewesen wäre. Ich

legte ihr sogleich mit ganz ruhigem Gesichte einige Fragen über ihr Befinden vor.

„Aber, lieber Doctor ...," sagte sie ernst, ohne auf meine Fragen zu antworten, „sagen Sie mir aufrichtig, was sahen Sie so Unrechtes in meinem Benehmen am vorigen Abende?"

„Was ich Unrechtes sah? Werthe Mrs. St. Helen, Sie bringen mich in die größte Verlegenheit. Ich war kaum ein paar Minuten im Zimmer gewesen, als wir einander sahen, und ich bin gleich darauf fortgegangen .."

„Was bedeutete dann Ihr Blick? Lieber Doctor, sagen Sie es mir, was sollte Ihr Blick sagen? Ich mußte ihn bemerken und — ich kann ihn nicht vergessen .."

„Mrs. St. Helen, Sie überraschen mich; Sie müssen sich in meinen Blicken ungemein getäuscht haben .."

„Sie wollen vielleicht nicht .., ich weiß, was Sie damit sagen wollten .. Wunderten Sie sich nicht, daß eine verheirathete Frau walzte? Gestehen Sie es, ich bin sonst ganz unglücklich."

„Da Sie meine Meinung durchaus kennen wollen, so zögere ich nicht, Ihnen zu gestehen .."

„Sprechen Sie weiter, Doctor!" unterbrach sie mich ungeduldig.

„Ich wollte nichts weiter sagen, als daß es mir nicht gerade gefiel — es kann sehr albern von

von mir sein — verheirathete Frauen und namentlich Mütter tanzen zu sehen."

„Lieber Doctor, und warum nicht? Sie können nicht glauben, wie sehr ich Ihre Ansicht achte und ehre, aber was um des Himmels willen! kann unschicklich dabei sein?"

„Mrs. St. Helen, dieses Wort habe ich nicht gebraucht .."

„Sie meinten es aber; warum wollen Sie nicht aufrichtig sein, Doctor? Haben Sie aber wirklich keinen andern Grund?" Ihre Augen füllten sich wieder mit Thränen.

„Liebe Mrs. St. Helen, welchen Grund hätte ich wohl haben können?" Ich brach indeß hier ernstlich ab, um einer Erörterung, die sehr unangenehm zu werden drohete, ein Ende zu machen. „Ich habe Ihnen eine Antwort auf Ihre seltsame Frage gegeben und vermuthe nur, daß ..."

„Ach, Doctor, es hilft Ihnen nichts, daß Sie mich so abzuweisen suchen .. Ich verstehe mich auf Blicke so gut als irgend Jemand. Ich hätte blind sein müssen, wenn ich den Ihrigen nicht verstanden hätte. Wenn Sie," sie unterbrach sich, indem sie mit dem Taschentuche über die Augen strich, in denen sich von Neuem Thränen zeigten, „wenn Sie aufrichtig sein wollten, würden Sie offen gestehen, daß Sie es für unrecht hielten, daß ich tanzte, während mein Mann in weiter Ferne, vielleicht in Gefahr ist." Sie schluchzte.

„Sie machen, Mrs. St. Helen, meine Lage wirklich zu einer so unangenehmen, daß ich mich entfernen muß.“ Ich hörte in diesem Augenblicke Pferdehufe auf der Straße und das Geräusch schien näher zu kommen; Mrs. St. Helen hörte es auch, eilte an die Klingel und zog dieselbe mit unverhüllter Aengstlichkeit. Sobald der Diener erschien, sagte sie heftig: „Ich bin nicht zu Hause, für Niemanden zu Hause.“ Trotz ihren Bemühungen, es zu verbergen, sah ich doch, daß sie heftig zitterte und ihr Gesicht erblaßte. Mit dem Entschlusse, mich zu überzeugen, ob mein Argwohn begründet sei, stand ich auf, um an das Fenster zu treten, denn ich erwartete den Capitain Alverley zu sehen; aber sie hinderte mich daran, ohne Zweifel absichtlich, indem sie mir die Hand entgegenstreckte und mich ersuchte, nach ihrem Pulse zu fühlen. So wurde ich beschäftiget, bis ich die Hausthüre wieder schließen und einen Reiter sich wieder entfernen hörte. Ich war ersucht worden, vor ein Uhr zu kommen; jetzt war zwei Uhr vorüber. Hatte sie versprochen, mit Capitain Alverley eine Promenade zu machen?

„Was sagen Sie zu meinem Pulse, Doctor?“ fragte Mrs. St. Helen, die zwar wieder freier athmete, aber noch keineswegs ruhig war.

„Er verräth einen hohen Grad von Aufregung, Mrs. St. Helen.“

„Das ist kein Wunder. Die Leute sind so

grausam und legen alles so böswillig aus.“ Sie weinte wiederum. „Da hat mir meine Schwägerin eine Stunde lang eine Vorlesung gehalten und mich halb umgebracht. Sie bleibt dabei ...“

„Ich beschwöre Sie, beruhigen Sie sich, Mrs. St. Helen .. Warum diese Unruhe? Ich bin Ihr Beichtvater nicht,“ sagte ich lächelnd. Sie schwieg und schluchzte heftig.

„Meine Schwägerin behauptet, mein Benehmen sei so — so leichtfertig, daß ich in das Gerede kommen würde. — Bester Doctor, wenn Sie mich wirklich lieben als guter alter Freund, — und ich weiß es, daß Sie mich lieben —, so sagen Sie mir aufrichtig, haben Sie etwas gehört?“

„Niemals, Mrs. St. Helen, ich gebe Ihnen die Versicherung, habe ich, so viel ich weiß, Ihren Namen nennen hören außer gestern Abend, als ich zufällig zwei Damen sprechen hörte, die sich zu wundern schienen, daß Sie tanzten ..“

„O,“ unterbrach sie mich mit großer Lebhaftigkeit, „ich weiß, wer diese Damen waren, — meine Cousinen, meine sanften, gutherzigen Cousinen. Die Schlangen! Wo ich gehe und stehe, zischen sie mich an. Aber ich werde heute noch zu ihnen fahren und darauf bestehen ..“

„Wenn Sie dies thun, Mrs. St. Helen, und eine Sylbe von dem erwähnen, was ich Ihnen vielleicht nicht hätte sagen sollen und was ich hören mußte, so sehen wir einander nie wieder.“

„Was aber soll ich thun?“ rief sie leidenschaftlich aus. „Soll ich alles das geduldig ertragen? Soll ich mich verleumden lassen, ohne etwas dagegen zu thun?“

„Verhüte es Gott, daß Sie verleumdet würden.“

„Nun, was soll ich thun?“

„Geben Sie keine Veranlassung dazu,“ antwortete ich, vielleicht trockener und ernster, als ich es beabsichtigte.

„Geben Sie keine Veranlassung dazu!“ wiederholte sie unwillig, indem sie aufstand und rasch auf- und abging. „Und wer sagt, daß ich schon Veranlassung gegeben habe?“ Damit heftete sie ihre funkelnden Augen herausfordernd auf mich.

„Mrs. St. Helen, Sie bringen mich durch alles dies in die peinlichste Lage. Sie verlangen fortwährend eine Antwort auf eine sehr seltsame Frage und nachdem ich sie Ihnen gegeben habe, spielen Sie die Beleidigte. Ich erkläre, daß ich durchaus nichts von Ihrem Benehmen weiß; da Sie mich aber genöthiget haben, gegen meinen Willen zu sprechen — denn ich habe keinen Beruf, mich in solche Angelegenheiten zu mischen — so kann ich Ihnen nur wiederholen, was ich gesagt habe, daß Sie nämlich, wenn man ungebührlich über Sie spricht, außerordentlich auf Ihrer Hut sein müssen, um die Verleumder Lügen zu strafen.“

„Lieber Doctor,“ antwortete sie in ihrem lieblichsten und bekümmertsten Tone, indem sie sich

plötzlich niedersetzte, „ich, ich will mehr auf meiner Hut sein, — ich will nicht wieder walzen.“ Sie konnte wegen Schluchzen nicht weiter sprechen und ich ergriff herzlich ihre Hand.

„Ich freue mich, Sie so sprechen zu hören, Mrs. St. Helen,“ sagte ich. „Ich kenne Ihre Reinheit und Ehrenhaftigkeit, aber glauben Sie mir, Ihre unschuldige, arglose Offenheit kann Sie oft in Gefahr bringen. Warum soll ich meine Gefühle gegen Sie nicht aussprechen? Sie sind mehr die eines Vaters als eines Freundes oder Arztes. Sie sind jung und — warum sollte ich Ihnen nicht auch sagen, was Sie selbst wissen —, Sie sind sehr schön;“ — sie verhüllte ihr Gesicht mit dem Taschentuche und schluchzte heftig. „Die vornehmen Männer in den Kreisen, in welchen Sie sich seit einiger Zeit häufig bewegen, sind oft grundsatzlos und schlecht; und sie können Ihnen Schlingen legen, die Sie in Ihrer schuldlosen Unerfahrenheit nicht zu bemerken vermögen, bis es vielleicht zu spät ist.“ Sie drückte unwillkührlich meine Hand, denn ich hielt die ihrige noch immer fest, aber sie antwortete nicht. „Darf ich Ihnen jetzt sagen, was ich gestern Abend in dem Hause der Lady .. dachte?“ Sie sprach nicht und ließ ihr Taschentuch auf ihrem Gesichte. —

„Ich dachte, während Sie mit dem Capitain Alverley tanzten, griff vielleicht Ihr tapferer Gatte

an der Spitze seines Regimentes an und stürze wohl gar todt von seinem Pferde."

„Dasselbe dachte ich, sobald ich Sie erblickte!" schrie Mrs. St. Helen fast, die plötzlich ihr bleiches Gesicht von dem Taschentuche, welches dasselbe verhüllte, emporhob. Nach einem langen Kampfe mit ihren im höchsten Grade aufgeregten Gefühlen rief sie in einem Tone aus, der mir plötzlich die Thränen in die Augen lockte: „Arthur! Arthur! wenn ich Dir jemals in Gedanken, mit Worten oder in der That Unrecht gethan habe ..!"

„Das ist nicht möglich, durchaus nicht möglich!" fiel ich in tröstendem, zuversichtlichem Tone ein.

„Nein," entgegnete sie, indem sie sich plötzlich gerade aufsetzte und ein edler Ausdruck ihr Gesicht überstrahlte, das bei der heftigen Aufregung erblaßt war: „nein; ich bin sein Weib! Ich bin die Mutter seiner Kinder! Ich habe ihn nicht hintergangen und werde es nicht thun."

Ich sah sie verwundert an. Das Lächeln wich plötzlich von ihrem bleichen, schönen Antlitze und sie sank ohnmächtig auf das Sopha zurück. Ich rief sogleich Hilfe herbei und ihr Kammermädchen erschien sofort nebst einigen andern weiblichen Dienstboten mit Wasser und Riechsalz.

„Ich wußte es wohl, daß sie krank sei," sagte das Kammermädchen; „seit mehreren Wochen ist sie ganz verändert .. Dies fortwährende Ausgehen

alle Nächte bekommt ihr nicht und ich habe es ihr oft schon gesagt.“

„Geht sie öfters Abends aus?“

„Ach, ja, Herr Doctor, drei bis vier Mal wöchentlich, auch noch öfterer.“

„Und kommt sie spät nach Hause?“

„Kaum jemals vor drei bis vier Uhr früh, und dann so ermüdet und erschöpft, daß man sagen könnte ...“ Mrs. St. Helen fing hier an wieder zu sich zu kommen. Es schien ihr sehr unangenehm zu sein, als sie ihr Bewußtsein wieder erlangt hatte und sich von Dienstboten umringt sah. Nachdem ich Einiges verordnet hatte — sie litt etwas an Erkältung, entfernte ich mich, versprach aber, nach einem Paar Tagen wieder zu kommen.

„Drei bis vier Mal in der Woche und noch öfterer.“ Diese Worte klangen noch lange in meinen Ohren wieder. War Mrs. St. Helen noch dieselbe Frau, die einst mit so inniger Zärtlichkeit fragte, ob wohl der Oberst St. Helen an sie und ihre Kinder denke, wenn er, vom Tode umbraust, ins Feld und zum Kampfe gehe? Welchen Schmerz würde das edle Herz des braven Mannes empfunden haben, wenn er gewußt hätte, wie sie während seiner Abwesenheit lebte! Trotz dem, was neuerlich zwischen uns vorgekommen war, zitterte ich für Mrs. St. Helen. Ich wußte nicht, wie weit sie bereits compromittirt sein konnte, in wie weit ihr sorgloses und leichtsinniges Benehmen

diejenigen ermuthigt hatte, welche immer bereit sind, von einem solchen Benehmen Nutzen zu ziehen. Ihre Empfindungen sprachen sich in dem obenerwähnten Gespräche mit mir stark aus und sie waren offenbar nicht erheuchelt; gleichwohl konnte aber der Schmerz, dessen Zeuge ich gewesen war, blos die letzte Zuckung der unterliegenden Tugend sein.

Sehr ungern spreche ich ausführlicher von dem „ehrenwerthen" Capitain Charles Alverley, aber ich muß es thun; er ist eine der Hauptfiguren in dem traurigen Gemälde, er ist der Verführer, der Zerstörer des Glückes. Er gehörte einer vornehmen Familie an, war ein gebildeter Mann von hübschem Aeußeren und unwiderstehlichem Benehmen, trotzdem aber ein so herzloser Schurke, als jemals einer geathmet hat, ein systematischer Verführer. Er stellte sich, als vergöttere er die Frauen, konnte aber keine ohne begehrliche, verführerische Blicke ansehen. Seine Liebschaften waren sprüchwörtlich geworden und er wußte und wagte Alles anzuwenden, um zum Ziele zu gelangen. Man kannte seinen Charakter und dennoch wurde er überall in Gesellschaft geachtet.

Warum, fragt wohl ein Leser, der glücklicherweise die Welt um sich her noch nicht kennt, warum ist ein so elender Mensch geschaffen? Warum darf er die schönsten Regionen der Menschheit verunzieren? Ach, man könnte dann auch fragen,

warum hat der Allmächtige die Cobra de Capello und das Crocodill geschaffen?

Capitain Alverley hatte, wie bereits erwähnt, einen tiefen Eindruck auf das Herz der Miß Annesley gemacht, bevor sie der Oberst St. Helen sah oder etwas von ihr wußte. Er zog sich, als er von ihrer Vermögenslosigkeit Kenntniß erhielt, von der Bewerbung um ihre Hand zurück, verlor sie aber nie aus den Augen. Er hatte den festen Vorsatz gefaßt, was auch geschehen möge, Mrs. St. Helen ins Verderben zu stürzen, und ging geduldig und, wie er sich auszudrücken pflegte, wissenschaftlich dabei zu Werke. Man hat vermuthet — mit welchem Rechte, ist mir unbekannt — daß er die Hand im Spiele gehabt habe, als der Oberst St. Helen nach Indien beordert wurde, und sobald derselbe zu Schiffe gegangen war, begann der Bösewicht seine Operationen. Sie wurden ihm durch das ganz zurückgezogene Leben der Mrs. St. Helen in Densleigh anfangs sehr erschwert, die sich dort ausschließlich mit ihren heiligen und beseligenden Mutterpflichten beschäftigte. Ach, daß sie Densleigh nie verlassen hätte, daß sie keinen Augenblick von jenen Pflichten abgezogen worden wäre! Das zufällige Zusammentreffen in London habe ich bereits erwähnt. Sobald er von seinem königl. Herrn den Auftrag erhalten hatte, Mrs. St. Helen eine freundliche, beruhigende Antwort zu überbringen, berechnete er sein Verhalten

derselben gegenüber. Als er ihre Verlegenheit und Unruhe bemerkte, versuchte er weder durch ein Wort noch durch einen Blick sie an die frühere Zeit zu erinnern, sondern beschränkte sich klug auf die Ausführung des Auftrages, den er erhalten hatte. Als Mrs. St. Helen plötzlich fortfuhr, so wie ich es erwähnt habe, jubelte sein schlechtes Herz hoch auf vor Freude. Sein geübter Blick erkannte, daß ihre Aengstlichkeit nicht blos der Nachricht zuzuschreiben sei, die er ihr überbracht hatte. Er war stehen geblieben, allerdings, aber keineswegs aus Verwunderung; er dachte über das nach, was eben geschehen war, und kehrte nach wenigen Augenblicken in das Zimmer, das er verlassen hatte, mit gerötheten Wangen und der Ueberzeugung zurück, daß er seinen verderblichen Feldzug begonnen habe. Sechs oder acht Monate später kamen Depeschen aus Indien bei dem Obercommando an und darunter befand sich ein Brief, der, wie der Absender, Oberst St. Helen, bat, für seine Frau zur Post gegeben werden sollte. Aber Capitain Alverley nahm ihn an sich und eilte noch denselben Nachmittag nach Densleigh, übergab ihn selbst dem Diener mit „Empfehlungen von Capitain Alverley," und eilte dann wieder fort. Er berechnete ganz richtig, daß man seine Aufmerksamkeit zu schätzen wissen würde. Und so war es.

Hätte Mrs. St. Helen damals ihr Herz aufmerksam und gewissenhaft geprüft, um zu erfah=

ren, was sie empfinde, als sie hörte, daß Capitain Alverley den Brief selbst sogleich nach der Ankunft desselben überbracht, aber sich gescheut habe, ihn persönlich an sie abzugeben, so würde ihr erschrockenes Auge vielleicht die in schrecklicher Schönheit matt schimmernde Schlange erblickt haben und ihr Schauder wäre wahrscheinlich ihre Rettung geworden. Aber sie stellte diese Prüfung nicht an.. Sie besaß die heilsame Gewohnheit oder die Kraft nicht, sich selbst zu prüfen; es hatte über ihre jungen Jahre keine liebevolle, erfahrene, tugendhafte Mutter segnend gewacht. Vor den Augen Gottes hatte die Schuld der Mrs. St. Helen bereits begonnen, als sie selbst das Dasein oder die Annäherung des Bösen, selbst in Gedanken, noch nicht kannte. Warum? Wegen ihrer verderblichen Nachlässigkeit in der Bewachung ihres Herzens. Hätte sie damals den Himmel um Hilfe angefleht, so würde sie vielleicht die Gefahr erkannt haben, die ihr eben nur die Erleuchtung vom Himmel enthüllen konnte. „Der Versucher," sagt ein alter Geistlicher, „ist dann am nächsten, wenn wir glauben, er sei weit von uns entfernt." Ja, ein feines Gift war bereits, vielleicht in unendlich kleiner Quantität, in das Herz der Mrs. St. Helen geträufelt, ein langsam, aber sicher wirkendes Gift. Hier, Leserin, hier liegt die Gefahr. Ich wiederhole es, so hart und ungerecht es auch klingen mag, von dem erwähnten Augenblicke an war Mrs. St.

Helen an ihrem Verderben mitthätig und mitschuldig. Noch herrschten in ihr allerdings die Gattin und die Mutter vor, und ihr liebevolles Herz kannte noch keine andern Gegenstände der Zärtlichkeit, als ihren Gatten und ihre Kinder. Aber, Unglückliche, warum zittertest Du, als Du Capitain Alverley erscheinen sahest? Warum zuckte und bebte Dein Herz? Hatte ich nicht bereits Alles erzählt, was er melden wollte? Welche Empfindungen regten sich in Deinem Herzen, als Du an dem Fenster lehntest und ihm nachblicktest? Hätte nicht der bewußte Unterschied zwischen den Gefühlen, mit denen Du ihn und mich oder irgend eine andere gleichgültige Person ansahest, in jedem Raume Deines Herzens, im Namen Deines Gatten Lärm schlagen sollen? Unglückliches Weib! wagst Du es, Gott zum Zeugen aller Gefühle anzurufen, mit welchen Du die Nachricht empfingst, daß Du Densleigh mit London vertauschen solltest? Würdest Du die geheime Freude eingestehen, mit welcher Du mit seiner Familie bekannt wurdest? Freutest Du Dich nicht im Stillen, daß Du bei Lord .. am Tische neben Capitain Alverley saßest? Würdest Du sein verändertes Benehmen gegen Dich geduldet haben, wenn Dein Gefühl von Recht und Unrecht nicht bereits getrübt gewesen wäre? Erfreute oder erschreckte Dich der glühende Blick, mit welchem er Dich ansah? Bemerktest und würdigtest Du nicht zitternd den Tact, in welchem er seine Dir un=

gemein wohlthuenden Aufmerksamkeiten vor allen Andern zu verbergen wußte? Zeigte sich ein Gefühl der Sicherheit vor Beobachtung, als Du die Geschicklichkeit bemerktest, mit welcher er alle seine unheilschwangern Bewegungen leitete? Welche veränderte Gefühlsrichtung schloß alles dies in sich? — Schreckliche Fragen, und wie deutlich verräth Deine Abneigung, Dir selbst darauf Antwort zu geben, die Art der Veränderung, welche in Dir vorgegangen ist!

Mrs. St. Helen war noch nicht ein halbes Jahr in London und Capitain Alverley fühlte es bereits, daß er siege, daß seine lange verfolgten, klug angelegten Pläne ihn zum Ziele führten. Der erste Schritt, das hatte er wohl erkannt, mußte entscheiden; er hatte in ihrem Herzen Interesse für sich erregt, wenn es auch noch so schwach war, und er unterhielt dasselbe mit bewunderswürdiger Geschicklichkeit und dem sorgsamsten Eifer. Er selbst blieb dabei noch immer im Hintergrunde; er regte ihre Gefühle auf durch seine beredten Lobpreisungen des Verhaltens des Obersten St. Helen; mitten in denselben wurde er dann plötzlich verlegen, er seufzte tief und setzte darauf das Gespräch mit schlecht verhüllter Verlegenheit fort. Er gab sich die außerordentlichste Mühe — wenigstens machte er es ihr glaublich — die Rückkehr des Obersten St. Helen zu befördern, und so, auf tausend verschiedene Arten, entwaffnete er endlich Mrs. St. Helen, indem er ihr Mißtrauen einschläferte

oder vielmehr das Erwachen desselben verhinderte. Er kannte das weibliche Herz vollkommen und richtete sein Benehmen nach den Andeutungen von dem Zustande desselben, die er mit scharfem Blicke zu erkennen verstand. Als er sie einst aus dem Opernhause an ihren Wagen begleitete, beleidigte er absichtlich einen Herrn, der eine Dame am Arme hatte und vor Capitain Alverley und Mrs. St. Helen vorauseilte. Ein rasches Flüstern zwischen den beiden Herren überzeugte Mrs. St. Helen, daß irgend ein Unglück bevorstehe. „Um Gottes willen!“ flüsterte sie in höchstem Schrecken, aber er nöthigte sie in den Wagen und ließ denselben fortfahren, ohne daß er ein Wort sagte. Er erreichte seinen Zweck. Die Zeitungen meldeten am nächsten Tage eine „Ehrensache“ zwischen dem Marquis von .. und Capitain .. „Der Zweikampf wurde angeblich durch eine Beleidigung des Marquis gegen eine junge und schöne Dame ꝛc. veranlaßt, welche der Capitain zu ihrem Wagen führte ꝛc. ꝛc.“ Seltsam! Die beiden Herren thaten einander durchaus keinen Schaden und Capitain Alverley fand am nächsten Abende den Weg in ihre Loge.

„Capitain Alverley, wie konnten Sie ..“ fragte Mrs. St. Helen sehr ernst.

„Liebe Mrs. St. Helen!“ lautete die Antwort mit einem Blicke, den nur der Capitain in seine Augen zu legen verstand. Der geschickte Taktiker wußte, wie viel er gewonnen hatte, und war entzückt.

Der nächste Schritt des Capitain Alverley hatte den Zweck, Mrs. St. Helen daran zu gewöhnen, sich eine Kokette nennen zu hören und möglicherweise bei solchen Gelegenheiten immer seinen Namen mit dem ihrigen in Verbindung bringen zu lassen. Das erste Mal, als sie mit ihm walzte — was er für einen glänzenden Triumph ansah — hatte sie kurz vorher einen heftigen Wortwechsel mit Mrs. Ogilvie gehabt, welche ihr ungescheut ihr leichtfertiges Betragen gegen den Capitain Alverley vorgehalten hatte. Die Folge davon war, wie Mrs. St. Helen im Aerger gedroht hatte, daß sie einen Ball besuchte, wo sie mit einem herausfordernden Blicke auf ihre Schwägerin sogleich seine Aufforderung zum Tanze, zu seinem eigenen Erstaunen, annahm. Er erkannte seine Stellung und benahm sich vorsichtig. Nach kurzer Zeit führte er sie mit dem ehrerbietigsten Wesen von der Welt an ihren Platz und zeichnete sie überhaupt den ganzen Abend hindurch nicht aus. Er bemerkte, daß ihre luchsäugige Schwägerin jede seiner Bewegungen beobachtete, und er stellte deshalb etwa vierzehn Tage lang seine frühere auffallende Aufmerksamkeit gegen Mrs. St. Helen ein. Warum zerriß das verblendete Weib das Netz nicht mit einem Male, da sie nun wußte, daß sie umgarnt sei? Ach, daß ich es niederschreiben muß! Sie wünschte es gar nicht. Nicht, daß sie an wirkliche Schuld gedacht hätte, — weit entfernt! Sie kannte ihre

Kraft und glaubte sicherlich, keine Gefahr zu fürchten zu haben. Allerdings erschrak sie bisweilen mit Erröthen und Herzklopfen über eine Vorliebe für Capitain Alverley, die sich mit der ungetheilten Liebe zu ihrem Gatten nicht vertrug .. Weiter aber ging sie, bewußt, nicht; indeß wie weit war schon dies! Sie tröstete sich damit, daß es zwar etwas kokett sei, daß es aber andere Damen ebenso machten. Nein, es regten sich allmälig in ihr Gefühle für Capitain Alverley, die sie nicht länger zu prüfen wagte. Auch duldete es ihre Eitelkeit nicht, einen so glänzenden Verehrer abzuweisen, „war sie doch vollkommen im Stande, für sich zu sorgen.“

Ein- oder zweimal fand ich mich, meinem Versprechen gemäß, bei Mrs. St. Helen ein, aber ich sah sie nicht, da sie jedesmal eben ausgegangen war. Es konnte wahr, es konnte aber auch nicht wahr sein. Wenn sie sich vor mir verleugnen ließ, so geschah es ohne Zweifel wegen des Auftrittes zwischen uns, den ich erzählt habe .. Schämte sie sich jetzt ihrer Offenheit, ihrer Zugeständnisse? oder bedauerte sie, dieselben aus andern Rücksichten gethan zu haben? Eines Nachmittags fuhr ich auf dem Wege zu einem Patienten durch den Park und holte den offenen Wagen der Mrs. St. Helen ein, der sehr langsam fuhr, weil sie mit einem Herrn sprach, der nebenher ritt und in dem ich bald den Capitain Alverley erkannte. Ich bemerkte mit einem flüchtigen Blicke im Vorüberfahren, daß sie auf-

merksam auf das hörte, was er sagte, dabei die Augen niederschlug und leicht erröthete. Als ich sie das nächste Mal in ihrem Hause traf, schien sie sehr ruhig zu sein und ihr Benehmen gegen mich kam mir kälter vor als je vorher. Sie erwähnte nichts von unserem letzten Gespräche und ich schwieg natürlich ebenfalls davon. Auf meine Fragen antwortete sie mir, sie befinde sich vollkommen wohl, nur könne sie nicht mehr so ruhig und fest schlafen wie sonst und auch ihr Appetit habe sich verringert. Ich entgegnete ihr, daß dies gewöhnliche Folgen eines an Zerstreuung reichen Lebens in London, der Aufregung, der Ermüdung und des späten unregelmäßigen Schlafengehens wären.

„Ich fühle mich sehr einsam und verlassen in dem großen Hause," sagte sie, „und habe Miß Churchill, eine entfernte Verwandte meines Mannes, eingeladen, zu mir zu kommen. Sie ist ein sehr liebes, gutes Mädchen, und ich zweifle nicht, daß wir bald recht gute Freundinnen werden." Während sie dies sagte, überflog ihr Gesicht eine leichte Röthe, was mich zu besonderem Nachdenken veranlaßte. War dieses Herbeirufen der Miß Churchill ein Nothsignal? Erkannte sie allmälig die Gefahr? Wünschte sie Schutz, daß eine Person immer bei ihr sei, deren Gegenwart den zunehmenden Eifer, die immer auffallender werdende Aufmerksamkeit des Capitain Alverley in Schranken halte, wenn nicht ganz verhindere? Eitle Mühe

der gefährdeten Tugend! Aber es war doch eine Mühe und ich freute mich darüber.

„Wann gedenken Sie die Stadt zu verlassen?“ fragte ich.

„Die Stadt zu verlassen?“ fiel sie schnell ein; „warum, lieber Doctor, sollte ich die Stadt verlassen? Die Saison hat ja noch nicht einmal den Glanzpunkt erreicht. Außerdem hasse ich das Landleben, — und es gefiel mir eigentlich nie recht.“

„Ich glaubte, Mrs. St. Helen ..“

„Ach ja,“ unterbrach sie mich hastig, „ich weiß, was Sie sagen wollen. Densleigh war allerdings ein recht angenehmer Aufenthalt, aber wir haben es verloren.“ Sie hielt einen Augenblick inne und setzte dann hinzu: „Im August aber, denke ich, werden wir wohl irgendwohin auf's Land ziehen müssen ..“

„Die Seeluft wird Ihnen und den Kindern außerordentlich wohlthun!“

„Ja, das würde wohl der Fall sein,“ antwortete sie gleichgültig, „aber sie befinden sich jetzt ganz wohl .. Ich lasse sie immer in den Park fahren und wo könnte es eine bessere Luft geben?“ — In diesem Augenblicke wurden einige Besuche angemeldet und der Diener legte zu gleicher Zeit sechs bis sieben Briefchen und Einladungskarten auf einen Tisch.

Etwa einen Monat später empfing ich folgendes Briefchen von Mrs. St. Helen:

„Werther Doctor, wollen Sie wohl im Laufe „des Vormittags zu mir kommen und nach einem „der Kinder sehen, das, wie ich fürchte, unwohl ist. „Die Jones sagt mir, sie glaube, das Kind habe „die Masern. Ich hoffe, es ist nichts Schlimmeres, „— das Scharlachfieber z. B. oder die Blattern. „Sie können es sogleich sagen. Ich werde bis zwei „Uhr zu Hause bleiben.

„Immer die Ihrige,

E. St. Helen."

„N. S. Ich selbst habe nie eine dieser abscheu„lichen Krankheiten gehabt und bin sehr besorgt."

Welcher Abstand, dachte ich bei mir, während ich das Briefchen hinlegte, zwischen diesen Zeilen und der ängstlichen, besorgten Aufforderung, die sie mir früher einmal bei einem höchst unbedeutenden, sogar nur eingebildeten Leiden von Densleigh aus zugesandt hatte! Kurz nach zwei Uhr war ich an ihrem Hause und wurde sogleich in die Kinderstube gewiesen. Der Wagen der Mrs. St. Helen hielt vor dem Hause und sie saß, zum Ausfahren angekleidet, an der Ecke des Bettes, in welchem ihr jüngeres Kind lag. Von Zeit zu Zeit hielt sie ihr mit Eau de Cologne getränktes Taschentuch an das Gesicht, als fürchte sie sich vor Ansteckung. Sie sah sehr schön aus und kam mir nicht eben ängstlich vor.

„Ich wurde schon etwas ungeduldig, Doctor, und fürchtete, Sie gar nicht zu sehen," sagte sie,

indem sie aufstand und mir entgegen kam. Ich entschuldigte mich damit, daß ich unerwarteter Weise abgehalten worden sei. „Und was sagen Sie zu dem lieben Kleinen? Ich fürchtete schon gestern, daß er nicht recht wohl sei; seine Augen sahen so trübe aus, nicht wahr, Jones?" setzte sie zu der Wärterin gewendet hinzu.

„Ja, Madame," antwortete diese eifrig mit einem liebevollen und besorgten Blicke auf das Kind .. „Erinnern Sie sich, ich fragte Sie schon gestern, warum Sie nicht lieber gleich nach dem Doctor .."

„Ach ja, .. ich erinnere mich, Jones," unterbrach sie Mrs. St. Helen schnell und mit unzufriedener Miene, .. „die Jones erschreckt über jede Veränderung in den Zügen des Kindes. Glauben Sie wirklich, Doctor, daß es etwas auf sich habe?"

Nachdem ich das Kind untersucht hatte, sagte ich ihr, daß es meiner Ansicht nach wahrscheinlich die Masern bekommen würde.

„Wirklich? Das arme Lämmchen!" rief sie aus, während sie das Kind wirklich liebevoll ansah .. „Für Scharlachfieber aber halten Sie es nicht?" setzte sie nach kurzer Pause hinzu, indem sie sich nach mir umdrehte und ihr wohlriechendes Taschentuch bewegte.

„Nein," entgegnete ich, „jetzt halte ich es entschieden für Masern."

„Die Masern sind wohl nicht gefährlich?"

„Ach, Madame!“ fiel die Jones ein, die am Bette neben dem Kinde kniete und der die Thränen in den Augen standen, „nehmen Sie mir's nicht übel, aber das Kind meiner armen Schwester ist erst vor einem Jahre an den Masern gestorben.“

„Dummes Zeug, Jones! Warum willst Du mich ängstigen? So sehr gefährlich sind sie nicht, nicht wahr, Doctor?“ sagte sie und sie wendete sich theilnehmender als bisher an mich.

„Ich fürchte es nicht. Bis jetzt scheint Alles einen milden Verlauf der Krankheit anzuzeigen.“

„Fühlen Sie nur, wie heiß sein Händchen ist, Madame,“ sagte die Jones.

Mrs. St. Helen zog die Handschuhe nicht aus, sondern sagte zu mir: „Das Kind hat natürlich jetzt Fieber.“

Nachdem ich Einiges über die Temperatur des Zimmers, die Diät des Kindes und Anderes verordnet hatte, empfahl ich mich und ging in das Gesellschaftszimmer hinunter, um ein Rezept zu schreiben.

„Ich werde um vier Uhr wieder nach Hause kommen, Jones,“ sagte Mrs. St. Helen, indem sie ebenfalls das Zimmer verließ und mir folgte; „gieb ja recht genau Achtung und laß das Kind keine Minute aus den Augen.“

„Ich freue mich, daß es nicht gefährlich ist, Doctor,“ sagte sie, indem sie sich neben mich setzte, während ich schrieb.

„Nun, werthe Mrs. St. Helen," entgegnete ich in dem Vorsatze, die Sache nicht so leicht hingehen zu lassen, „zu sicher dürfen wir nicht hoffen. Es giebt zwei Arten der Masern, die gutartige und die bösartige. In diesem Augenblicke läßt sich noch nicht erkennen, welche Art wir vor uns haben."

Sie schwieg einige Minuten. Dann sprach sie: „Ich glaube, Ihnen geschrieben zu haben, daß ich, so viel ich weiß, die Masern ebenfalls nicht gehabt habe. — Stecken sie wirklich von einem Kinde eine erwachsene Person an?"

„Ohne Zweifel."

„Gott im Himmel! Ach .. ich will den ganzen Tag im Hause räuchern lassen. Es wäre schrecklich, wenn ich die Masern bekäme — wegen (setzte sie schnell hinzu) des lieben kleinen Arthur."

„Wir müssen das Beste hoffen," entgegnete ich, indem ich ruhig das Rezept hinlegte und äußerte, man möge es sogleich in die Apotheke tragen. Ich empfahl mich dann sofort mit einer Miene, in der die junge Frau, wenn sie noch so empfindlich gewesen wäre wie früher, leicht Mißbilligung hätte erkennen können. War das Mutterherz bereits so abgestumpft gegen ihr krankes Kind? Konnte ich an der selbstsüchtigen Beschaffenheit ihrer Besorgniß zweifeln? Welche unselige Veränderung war mit ihr vorgegangen? Warum ließ sie nicht sogleich wieder ausspannen, warum kleidete sie sich nicht sogleich wieder aus und begab sich nicht an die

einzige Stelle, an die sie gehörte, an das Bett ihres Kindes? Wenige Minuten nach mir stieg sie in ihren Wagen und fuhr in den Park. Auf meinen Wunsch wurde der ältere Knabe, Arthur, sogleich zu Mrs. Ogilvie gebracht, die in der Nähe von Chelsea wohnte, und ich besuchte eine Woche lang den kleinen Georg täglich. Die Krankheit verlief sehr gutartig und ich erwartete die baldige Genesung des kleinen Kranken. In meiner Gegenwart spielte Mrs. St. Helen offenbar — ich war wenigstens so lieblos, dies zu glauben — die zärtliche Mutter und stellte sich, als nehme sie den innigsten Antheil an dem Fortgange der Krankheit ihres Kindes. Ich hatte, nach einigen kleinen Vorfällen, die ich bemerkte, Grund zu glauben, daß sie sich von den Vergnügungen keineswegs zurückzog. Die treuen Pflegerinnen des kleinen Georg waren — nicht seine Mutter, sondern Miß Churchill und seine Wärterin Jones, und Mrs. St. Helen selbst erkannte es laut und freundlich an, daß Beide das Kind unermüdlich und liebevoll warteten. Sie hatte die erste ihrer Mutterpflichten der Gesellschafterin zugewälzt, die sie eigentlich berief, damit sie nur ihre Vergnügungen theile.

Etwa am zehnten Tage, nachdem ich zuerst zu dem kleinen Kranken gerufen worden war, wurde mir gegen acht Uhr Abends plötzlich gemeldet, es sei mit dem Kinde mit einem Male viel schlimmer geworden und Miß Churchill ängstige sich sehr.

Ich machte mich sogleich auf und überzeugte mich selbst von der Gefahr. Die Krankheit war offenbar in die bösartigen Masern umgeschlagen. Das Kind hatte eben einen Krampfanfall gehabt, athmete schnell und glühete von Fieberhitze.

„Aengstigen Sie sich indeß nicht zu sehr, Mrs. St. Helen," sagte ich, indem ich mich rasch umdrehte, ohne daran zu denken, daß sie, die am meisten betheiligte Person, nicht zugegen war. Es war mit dem Kinde wie gewöhnlich gut gegangen bis gegen sechs Uhr Abends, um welche Zeit Mrs. St. Helen, nachdem sie sich nach dem Kinde erkundigt hatte, zum Diner bei Lady .. fuhr, von wo sie um neun Uhr sich abholen lassen wollte, um in die Oper zu fahren. In ihrer Angst vergaßen Miß Churchill und die Dienstboten alles dies und schickten nach mir. Nachdem ich die nöthigen Anordnungen getroffen hatte, ging ich hinaus und winkte Miß Churchill, mir zu folgen.

„Das liebe Kind! Ich fürchte, es ist recht sehr krank," sagte sie in großer Unruhe und weinend, als sie mit mir in ein anderes Zimmer ging. Ich gestand ihr, daß sich das Kind in Gefahr befinde, und fragte: „Haben Sie nach Mrs. St. Helen geschickt? Sie sollte hier sein."

„Ach, lieber Gott, wir sind Alle so erschrocken, aber ich will sogleich fragen," antwortete sie, worauf sie vor mir her die Treppe hinunter ging. „Ich glaube nicht, daß nach ihr geschickt worden ist,

und will es sogleich thun. Neun Uhr! Sie wird um diese Zeit in der Oper sein."

„So will ich sogleich hinfahren, da ich meinen Wagen hier habe, und sie zurückbringen. Es würde nicht wohlgethan sein, sie so unerwartet und an einem solchen Orte zu erschrecken. Auf welcher Seite ist ihre Loge?"

„Nr. .. links von der Bühne, ich glaube es wenigstens, daß Sie sie dort finden werden, in der Loge der Herzogin von .., die heute hier war und die Loge der Mrs. St. Helen anbot." Ich fuhr sogleich fort und hatte dabei einen doppelten Zweck, sie so bald als möglich von dem wichtigen Ereignisse, der gefährlichen Erkrankung ihres Kindes, zu benachrichtigen und sie dabei wo möglich aus ihrer Verblendung aufzuschrecken, in die sie, wie ich fürchtete, verfallen war, sie noch einmal an die hohen und heiligen Pflichten zu erinnern, die sie zu vernachlässigen anfing. Der Anblick ihres sterbenden Kindes würde, glaubte ich, die abgestumpften Gefühle der Mutter wieder wecken, und dadurch konnte wohl auch eine schmerzliche Erinnerung an ihren fernen Gatten veranlaßt werden. In der Eile kam ich im Theater auf die falsche Seite und ich ging in ein paar leere Logen, ehe ich meinen Irrthum bemerkte. Als dies endlich geschehen war, nahm ich mir vor, einige Augenblicke da, wo ich mich gerade befand, zu bleiben, um wo möglich zu sehen, was in der Loge der Herzogin .. vorgehe.

Da saß allerdings in der Ecke der Loge, das Gesicht der Bühne zugewendet, Mrs. St. Helen, wie gewöhnlich elegant gekleidet und besonders schön. Ihre linke Hand bewegte sich langsam an dem Fächer und offenbar sprach sie gelegentlich mit einer hinter ihr stehenden Person. Ich betrachtete sie mit wirklicher Angst, indem ich an ihren Mann, wenn sie nicht bereits Wittwe war — und an ihr sterbendes Kind dachte. Mein Herz klopfte heftig und ich bedauerte fast, die peinliche Pflicht übernommen zu haben, die mich daher geführt hatte. Ich legte mich so weit als möglich vor, um wo möglich zu erkennen, wer bei ihr in der Loge sei, aber vergebens. Wer auch die Person sein mochte, mit welcher sie sprach, eine Dame oder ein Herr, sie hielt sich so weit als möglich vom Gesehenwerden fern. Eben als ich meinen Beobachtungsposten verlassen wollte, überzeugte mich eine plötzliche Bewegung eines rothen Armes, wobei die Feder eines Offizierhutes sichtbar wurde, daß ihr Begleiter der verhaßte Alverley sei. Es war mir nun doppelt widerwärtig, das auszuführen, was ich übernommen hatte, ich eilte indeß schnell herum an die andere Seite des Hauses und stand bald an der Thüre der Loge der Herzogin. Ich klopfte an und sogleich öffnete mir — Capitain Alverley.

„Ist Mrs. St. Helen hier?" fragte ich leise. Er verbeugte sich steif und ließ mich eintreten. Mrs. St. Helen erröthete sehr, als sie mich erblickte,

dann stand sie auf und kam erbleichend auf mich zu, denn es konnte ihr nicht entgehen, daß mein Gesicht etwas verstört aussah.

„Guter Gott, Doctor, was führt Sie hierher?“ fragte sie mit zunehmender Aengstlichkeit.

„Erlauben Sie mir zu fragen,“ fiel Capitain Alverley mit hochmüthiger Neugierde ein, „ob etwas geschehen ist, das die Bestürzung rechtfertigen kann, mit welcher Mrs. St. Helen ..“

„Ich möchte Sie nicht gern erschrecken,“ sagte ich zu ihr gewendet, ohne auf den Capitain oder das, was er sagte, zu achten, denn ich konnte meinen Widerwillen gegen ihn nicht überwinden, „aber Sie würden wohlthun, wenn Sie mit mir nach Hause führen; mein Wagen wartet auf Sie ..“

„Ach, mein Kind! mein Kind!“ rief sie schwach aus und sank wieder auf ihren Sessel; „was, um Gottes willen, ist geschehen?“

„Es steht ziemlich schlimm, mit einem Male, mit ihm, aber ich glaube, es war wieder einige Besserung eingetreten, als ich von ihm fortging.“ Sie blickte mich begierig an, während ihr Gesicht weiß wurde wie das Kleid, das sie trug. Ihr Athem wurde kurz und schnell und ich freute mich, daß die laute, heitere Musik einigermaßen den Schrei übertäuben würde, den ich jeden Augenblick von ihr zu hören fürchtete. Es gelang mir indeß mit Capitain Alverley's Beistande, sie zu meinem Wa-

gen zu führen, und ich befahl dem Kutscher, so schnell als möglich nach .. zu fahren, da der Zustand der Mrs. St. Helen gefährlich zu werden drohete. Sie schluchzte krampfhaft und flüsterte abgebrochen: „Wie grausam, wie schlecht war ich, die Oper zu besuchen, während mein liebes Kind — im Sterben lag!"

„Mrs. St. Helen, diese Vorwürfe, die Sie sich machen, nützen nichts. Sie glaubten, wie wir Alle, als Sie fortfuhren, er schreite seiner Genesung rasch entgegen."

„Aber ich hätte nie, nie von seinem Bette weichen sollen. Ach, wenn ich das Kind verlieren sollte! Ich würde nie wieder im Stande sein, offen meinen .." So sprach sie fort, bis sie erschöpft und heftig schluchzend sich zurücklehnte. Als wir in die Straße gelangten, in welcher sie wohnte, flüsterte sie, offenbar mit großer Anstrengung, ihre Unruhe zu verbergen: „Liebster Doctor — ich sehe — ich weiß, was Sie denken müssen, aber — ich versichere Sie, — ich — ich — Capitain Alverley war eben erst, mir ganz unerwartet, in die Loge getreten und es war mir sehr verdrießlich und lästig."

Ich freute mich, daß der Wagen hielt und mir die Unannehmlichkeit ersparte, ihr antworten zu müssen. Miß Churchill kam, sobald die Hausthüre geöffnet worden war, an den Wagen und fing Mrs. St. Helen fast in ihren Armen auf, denn

dieselbe konnte kaum stehen, da ihre Angst und Unruhe sich plötzlich steigerte.

„Emma! Emma! Ich gebe Dir die Versicherung, daß es besser geht, viel, viel besser," sagte Miß Churchill, indem sie die Freundin schnell durch die Hausflur führte.

„Ach, Johanna -- ich werde sterben .. Ich fühle mich so unwohl, — ich kann es nicht ertragen. Kannst Du mir verzeihen?"

„Still! Still! Wie unsinnig Du sprichst! Du redest irre," sprach Miß Churchill, während wir Mrs. St. Helen in das Speisezimmer nöthigten. Es dauerte ziemlich lange, ehe sie sich einigermaßen beruhigte. Herr .., ein Arzt, kam endlich bei seinem Fortgehen auch in das Zimmer und versicherte, es sei eine bedeutende Besserung eingetreten und er fürchte jetzt nichts mehr. Ich freute mich, dies bestätigen zu können, nachdem ich mich selbst in das Krankenzimmer begeben hatte, um mich selbst zu beruhigen, und ich entfernte mich für die Nacht in der, wenn auch schwachen Hoffnung, daß eine große Anstrengung gemacht worden sei, die unseligen Bande zu zerreißen, die Satan in der Gestalt des Capitain Alverley um sie gelegt hatte. Es schien wirklich, als sollte meine Hoffnung bestätigt werden, denn ich sah Mrs. St. Helen von nun an früh, Mittags und Abends an dem Bette ihres Kindes eine Woche lang als eifrige, aufmerksame, liebevolle Pflegerin. Sie selbst gab ihm jede Arzenei, sie

leistete ihm eigenhändig alle die kleinen Dienste, welche sein Zustand erforderte, ließ bei jedem Besuche, Mrs. Ogilvie ausgenommen, „nicht zu Hause" antworten und bannte ohne Zweifel aus ihrer beschäftigten Brust alle Gedanken an Capitain Alverley.

Am Morgen nach dem Abende, an welchem ich sie, wie erzählt, aus der Oper nach Hause gebracht hatte, bemerkte ich in meinem Wagen ein Papier zwischen den Kissen. Da ich glaubte, es sei ein von mir selbst geschriebenes Zettelchen, so hob ich es auf und las mit unbeschreiblichen Empfindungen folgende, flüchtig mit Bleistift geschriebene Zeilen: —

„Wollen Sie, Engel, mich zu einer Bewunderung Ihrer einsamen Schönheit aus der Ferne verurtheilen? Ich komme hier in der Loge der alten . . um; haben Sie Mitleiden mit mir und erlösen Sie mich. Blicken Sie ein einziges Mal herunter und nicken Sie, nachdem Sie dies gelesen haben, — ich werde Sie verstehen und, verlassen Sie sich darauf, Ihre Güte nicht mißbrauchen."

Ich zerriß empört das Papier in hundert Fetzen, bedauerte dann aber, daß ich es nicht in ein Couvert eingeschlossen und „mit meinen Empfehlungen" an Mrs. St. Helen geschickt, damit sie erfahre, wie viel ich von ihren verbrecherischen Geheimnissen wisse. Konnte ich nun noch zweifelhaft sein über die Art der Aufmerksamkeit, welche der schlechte

Mensch Mrs. St. Helen erwies und die sie gestattete? Sie mußte, nachdem sie jene unseligen Zeilen gesehen hatte, „hinabgesehen und genickt" und so den bösen Feind an ihre Seite gerufen haben. Ich erinnerte mich nun auch an die Lüge, die sie, bei aller ihrer Angst, zu erfinden die Geistesgegenwart gehabt hatte, um seine Anwesenheit in ihrer Loge zu erklären und mir glauben zu machen, sie sei ihr unerwartet und lästig gewesen. Ich kämpfte lange mit mir, ob ich ihr die Entdeckung mittheilen solle, welche ich eben gemacht hatte, endlich aber hielt ich es aus vielen Gründen für besser, keine Notiz davon zu nehmen. Ich betrachtete sie jetzt mit ganz andern Augen als bisher. Es war mir, als beflecke ihre Gegenwart das Zimmer des leidenden unschuldigen Kindes. Ihre ungewöhnliche Schönheit hatte keinen Reiz mehr für mich — ich fand kein Wohlgefallen mehr an ihrem gewinnenden Benehmen — bedauerte nicht, daß der Tag herankam, an welchem sie mit den beiden Kindern sich an die Meeresküste begeben sollte, denn er befreiete mich ja von der Anwesenheit einer Person, deren Benehmen meinen Unwillen und Aerger täglich mehr und mehr erregte. Sie kehrte, wie ich erfuhr, von der Küste sogleich zurück, nachdem sie ihre Kinder überbracht hatte; wie ich erfuhr, sage ich, denn etwas Genaues hörte ich nicht. Sie zeigte mir weder die glückliche Ankunft der Kinder an Ort und Stelle, noch ihre eigene Rückkehr an. Wenn wir einander

in Oxford-Street zufällig begegneten, nickte sie allerdings, aber nicht mit dem herzlichen Gruße, den ich sonst von ihr zu erhalten pflegte. Ich bemerkte, daß sie sich nicht ganz wohl zu befinden schien; ihre Züge verriethen Unruhe. Da sie mir indeß ihre Rückkehr in die Stadt nicht angezeigt hatte und ich außer dem erwähnten zufälligen Begegnen nichts von ihr wußte, so glaubte ich nicht, ihr einen Besuch schuldig zu sein. Bisweilen beschäftigte mich der Gedanke, ob es ihr wohl eingefallen sei, daß jene Zeilen von Alverley in meinem Wagen liegen geblieben und in meine Hände gekommen sein könnten. Sie mußte wissen, daß sie das Papier nicht zerrissen, ja, daß sie vielleicht die Absicht gehabt hatte, dasselbe aufzubewahren; sie konnte Capitain Alverley gefragt haben, ob er es gesehen; sie hatten vielleicht in der Loge gesucht, und dann konnte Mrs. St. Helens schuldige Seele sich wohl mit dem Gedanken an die Möglichkeit gepeinigt haben, daß jene Zeilen in meine Hände gekommen. Konnte ich, wenn dies der Fall war, nichts thun, um sie aus der gefährlichen Lage zu befreien, in die sie sich gebracht hatte? Aber welches Recht hatte ich, mich einzumischen, wie aufrichtig auch meine Freundschaft für sie und für ihren Gatten war? Durfte ich nicht versuchen, den General Ogilvie oder dessen Gattin von der Sache zu unterrichten? Aber ihn kannte ich gar nicht und sie hatte ich nur selten und blos in dem Hause der Mrs. St. Helen ge-

sehen. Uebrigens mußte auch, nach dem Gespräche, das ich früher einmal zwischen den beiden Schwägerinnen unterbrochen hatte, Mrs. Ogilvie Kenntniß von dem leichtsinnigen Benehmen der Mrs. St. Helen haben, und meine Mittheilung würde demnach nicht unglaublich erschienen sein, sie konnte aber dennoch übel aufgenommen werden und ich kam zu dem Entschlusse, ein so gefährliches Experiment nicht zu machen.

Anonyme Briefe zu schreiben, war mir verhaßt. Angenommen, ich schrieb geradezu an Mrs. St. Helen, ließ es darauf ankommen, wie sie den Schritt aufnehme, und machte sie auf die Gefahr und die möglichen Folgen aufmerksam; — hatten meine frühern Bemühungen ein günstiges Resultat gehabt? Sie konnte mir den Brief unwillig zurücksenden oder ihn wohl gar im Zorne dem Capitain Alverley mittheilen. Ich fand also kein Mittel, das ich hätte anwenden können, um den Verführer von seinem Opfer zu trennen, zog mich deshalb von dem peinlichen Anblicke zurück und versuchte, die ganze Sache zu vergessen. Gleichwohl mußte ich zu meinem Leidwesen in Gesellschaften bisweilen Gerüchte der beunruhigendsten Art über das vertrauliche Verhältniß zwischen Capitain Alverley und Mrs. St. Helen hören. Die bösen Zungen beschäftigten sich eifrig mit diesen beiden Namen und die Sache fand endlich den Weg in die Zeitungen. Konnte z. B. folgende Stelle mißverstanden

werden? „Das ungewöhnliche Benehmen der liebenswürdigen Frau eines sehr tapfern Officiers fängt an, in der schönen Welt Aufmerksamkeit zu erregen. Das Gerücht will wissen, es sei bereits so weit gekommen, daß eine hochgestellte Person sich genöthigt gesehen habe, Andeutungen fallen zu lassen rc." In einigen andern minder rücksichtsvollen Blättern wurde ungescheut ihr Name und der des Capitain Alverley mit den empörendsten Ausdrücken erwähnt.

Ach, armer Oberst St. Helen — wenn die Zufälle des Krieges Dich verschont haben — war dies die liebevolle zärtliche Gattin, die Du in so tiefem Schmerze verließest, die Mutter Deiner Kinder, sie, der Du so viel anvertraut hattest, von der Du nach Deiner gefährlichen und ruhmvollen That ein so begeistertes Willkommen erwartetest? O es wäre besser für Dich, Du fielest ruhmvoll auf dem Schlachtfelde, als daß Du die traurigen Scenen sähest, die sich für Dich vorbereiteten!

Ach, daß ich es berichten muß! Mrs. St. Helen wurde endlich so rücksichtslos, die Folge ihres schuldigen Wandels trat so deutlich hervor, daß sie selbst aus einigen Kreisen, in denen sie sich bewegte, ausgeschlossen wurde. Der Anstand durfte nicht ungestraft verletzt werden.

Es war an einem lieblichen Sonntagsmorgen im Mai 18—, als ich auf dem Rückwege von dem Besuche bei einem Kranken in der Nähe von Kensington dem Kutscher befahl, die Pferde im Schritte gehen zu lassen, um mich in der duftigen Frische zu erquicken und meinem kleinen Sohne, der mich begleitet hatte, einige Schönheiten des Gartens zu zeigen. Ich glaubte auf dem Lande zu sein. Die Sonne stand klar und hell an dem blauen Himmel über den herrlich grünenden Büschen und Bäumen. Bis auf einen Herrn, der vor uns hergeritten war, und einer alten Frau, die auf einer Bank saß, begegneten wir Niemandem. Mein Sohn plauderte, als ein Gerassel die Annäherung eines rasch fahrenden Wagens verkündigte. Es war ein Vierspänner und die Pferde jagten in gestrecktem Galopp daher. Die Jalousien an der Seite waren zu, die vordern aber offen und so konnte ich — Mrs. St. Helen und Capitain Alverley in dem Wagen erkennen. Sie befand sich offenbar in großer Aufregung; ihre Kleidung sah unordentlich aus, wie in großer Eile angelegt, das Haar hing aufgelöset um sie, — sie rang die Hände und weinte heftig. Er war so beschäftigt, sie zu besänftigen, daß er mich nicht bemerkte. Ich vermochte kaum zu athmen, so sehr war ich erschrocken. Es war mir, als sähe ich Satan, der mit einem gefallenen Engel entfliehe.

Ja, ich hatte ihre **Flucht** mit dem Verführer sehen müssen. Der letzte Schritt war gethan, der

die Unglückliche für immer von Allem losriß, was Ehre und Tugend im Leben heißt, der sie unrettbar in Schande stürzte. Ach und ihr Gatte! — ihre Kinder! Satan, du hattest gesiegt!

Meine heitere Stimmung, in die mich der schöne Morgen versetzt hatte, war augenblicklich verschwunden. Es war, als verdunkele eine trübe Wolke den Himmel und werfe ihren schwarzen Schatten bis in meine Seele. „Papa!“ sagte mein Sohn, indem er mich aus den peinlichen Gedanken erweckte, in die ich versunken war, „an was denkst Du? Thun Dir der Herr und die Dame leid? Wer mögen sie sein? Warum weint sie so? Sie ist wohl krank?“ Seine Fragen erregten endlich meine Aufmerksamkeit, aber ich konnte ihm nicht antworten, denn er erinnerte mich an den kleinen Arthur St. Helen, der in seinem Alter war. Arme Kinder! Was soll aus euch unschuldigen Kindern einer schuldigen Mutter werden?

Gegen elf Uhr fuhr ich durch — Street und als ich an das Haus der Mrs. St. Helen kam, bemerkte ich, selbst auf der Straße, daß etwas Ungewöhnliches darin vorgegangen sein müsse. Als mein Wagen an der Thüre hielt, denn ich war entschlossen hinein zu gehen, sollte ich auch blos erzählen, was ich gesehen hatte — bemerkte ich mehrere Personen in großer Unruhe in dem Gesellschaftszimmer. Der Diener, welcher die Thüre öffnete, sah ganz bestürzt aus. Sobald mein Name

angemeldet war, ließ man mich ersuchen, hinauf zu kommen, und ich befand mich bald im Zimmer, in welchem Miß Churchill, General Ogilvie und dessen Frau, der Graf und die Gräfin Hetheringham und mehrere andere Verwandte des Obersten und der Mrs. St. Helen versammelt waren. Mrs. Ogilvie geberdete sich wie wahnsinnig, lief im Zimmer hin und her und rang die Hände. Ich wendete mich zuerst an Miß Churchill, die mir zunächst stand. Sie ergriff meine Hand, ließ sie aber, von ihren Gefühlen überwältigt, gleich wieder los und wendete das Gesicht ab.

„Werthe Gräfin," sagte ich, indem ich zu der Gräfin Hetheringham trat, die auf dem Sopha saß, mit einer Dame sprach und mit dem Taschentuche bisweilen nach den Augen fuhr, „ich fürchte errathen zu können, was geschehen ist."

„Ja, sie ist durchgegangen, Doctor. Wir sind alle wie vom Blitze getroffen," antwortete sie mir leise, aber mit ihrer gewöhnlichen Bedächtigkeit. „Wir wollten eben in die Kirche gehen, als wir die schreckliche Nachricht erhielten. Wir begaben uns hierher und sind nun seitdem dageblieben. Meinen Töchtern habe ich nichts mitgetheilt."

„Und ihr Begleiter ist..?"

„Natürlich der elende Capitain Alverley. Es ist Schade, daß er einmal den Titel und die Güter erbt. Der Graf spricht vom Herausfordern, ich werde aber Sorge tragen, daß so etwas nicht ge=

schieht .. Glauben Sie nicht auch, daß das Herausfordern eher dem General Ogilvie zukomme?"

„Wie und wann entfernte sie sich?" fragte ich, um auf die letzten Worte nicht zu antworten. „Ich bin nur gekommen, um zu erzählen, daß ich vermuthete, was geschehen ist, da ich ihnen diesen Morgen im Park begegnete .."

„Herbert!" rief die Gräfin in mindergedehntem Tone als gewöhnlich dem Grafen von Hetheringham zu, der mit dem General Ogilvie und einem andern Herrn leise und ernst in einer Ecke des Zimmers sprach, „Doctor... erzählt, er sei den Flüchtigen diesen Morgen im Park begegnet."

„Wirklich?" entgegnete der Graf ernst, und alle drei kamen zu uns. Ich erzählte, was ich gesehen hatte, und sie hörten mich schweigend an.

„Glauben Sie, daß wir bei dem Obercommando Anzeige machen können?" fragte der Graf den General Ogilvie. „Ich habe Lust, morgen dem Oberbefehlshaber meine Aufwartung zu machen und ihm das niederträchtige Benehmen seines Adjutanten gegen einen Kameraden vorzustellen." Der General und der andere Herr schüttelten die Köpfe und alle drei begaben sich wieder an die andere Seite des Zimmers, wo sie das Gespräch fortzusetzen schienen, das durch den Ruf der Gräfin unterbrochen worden war.

„Wenn ich es Ihnen gestehen soll, Doctor,

fuhr sie fort, „so wundere ich mich nicht eben sehr, daß es so gekommen ist ..“

„Frau Gräfin, Sie setzen mich in Erstaunen ..“

„Ihr Vater war, wie Sie wissen,“ fuhr die kalte Gräfin fort, „ein Mann so so und gab ihr keine richtige Erziehung. Meine Töchter sind so streng als möglich erzogen und ganz unter meinen Augen. Auch Mrs. St. Helen suchte ich zu ziehen, als sie lange Zeit in unserem Hause war, aber vergebens. Ich erkannte es auch bald, daß meine Mühe bei ihr nichts fruchten würde, und meine Töchter lernten nichts Gutes von ihr, als sie bei ihnen war.“

„Sie haben gewiß nichts Unschickliches bemerkt, so lange sie in Ihrem Hause war, Frau Gräfin.“

„Nun, nun, wenn auch nichts geradezu Unschickliches; aber der Kopf des Mädchens war ganz verdreht durch den Unsinn, den ihr die Herren vorschwatzten, die sie hübsch fanden.“ Sie machte eine Pause, ich sagte nichts.

„Es ist für uns recht traurig, nicht wahr, Doctor?“ fuhr die Gräfin fort. „Die Zeitungen werden davon reden, weil die Frau mit uns verwandt ist, und das ist doch höchst unangenehm.“ In diesem Augenblicke trat ein Diener ein und flüsterte Miß Churchill etwas zu, die sogleich mit Mrs. Ogilvie das Zimmer verließ.

„Wahrscheinlich etwas wegen der Kinder,“ sagte die Gräfin in demselben leidenschaftslosen Tone;

„sie bedauere ich sehr. Die armen Kinder werden es ihr ganzes Leben lang hören müssen und es wird ihnen schwer werden, eine passende Stellung im Leben zu finden .. Indeß, es wird dem Obersten wohl nicht schwer werden, wenn er nach England zurückkehren sollte, von ihr geschieden zu werden. Freilich würde dann Alles an den Tag kommen." Ich weiß nicht, wie lange die Gräfin noch in diesem Tone fortgesprochen haben würde, ich war desselben herzlich überdrüssig, denn er bildete einen schneidenden Mißklang mit meiner Stimmung; ich stand also auf, verbeugte mich und sagte, ich wünsche, bevor ich mich entferne, noch mit Mrs. Ogilvie zu sprechen, da sie und Miß Churchill im höchsten Grade angegriffen zu sein schienen.

„Sie werden von dem Vorfalle so wenig als möglich sprechen, nicht wahr, Doctor?" setzte die Gräfin mit großer Würde hinzu.

„Verlassen Sie sich auf meine Vorsicht," entgegnete ich leicht hingeworfen, worauf ich das Zimmer verließ, empört über den Ton und Geist, in welchem eine so traurige Sache von einer Frau besprochen worden war, die so peinlich davon hätte berührt werden sollen. Ich forderte einen Diener auf, mich in das Zimmer zu führen, in welches sich Mrs. Ogilvie und Miß Churchill begeben hätten, und befand mich nach wenigen Minuten in dem Boudoir. O, wie schmerzlich klopfte mein Herz, als ich schnell die zahlreichen niedlichen Kleinigkeiten

überblickte, die sich darin befanden, namentlich ein schönes Portrait der Mrs. St. Helen in ganzer Figur, das an der Wand hing.

„O, die Elende!“ rief Mrs. Ogilvie aus, als sie sah, daß meine Augen auf das Bildniß gerichtet waren. Sie kam schnell herbei und stand einige Augenblicke mit ausgestreckten Armen vor dem Bilde, dann schlug sie die Hände über das Gesicht und weinte, als wolle ihr Herz brechen. Ich stand auf und hing das Bild herum.

„Ach, Bruder, mein braver, edler Bruder!“ schluchzte Mrs. Ogilvie, während sie, von ihren Gefühlen überwältigt, auf den Stuhl sank.

„Wo ist meine Mama?“ fragte fortwährend der kleine Arthur St. Helen, den Miß Churchill liebevoll auf den Armen trug, während ihre Thränen auf sein Köpfchen rannen. Er war das Bild seiner schönen — gefallenen Mutter.

„Sie ist fort, mein Kind, fort, und du wirst sie nicht wiedersehen,“ flüsterte sie.

„Ich will zu ihr gehen und sie holen; sage mir, wo sie ist.“

Miß Churchill weinte, aber antwortete nicht.

„Warum drehen Sie das Bild Mama's so um?“ fragte er mich, indem er mich keck und herausfordernd mit einem Blicke ansah, der sein Gesicht dem seiner Mutter ungemein ähnlich machte. „Das dürfen Sie nicht.“ Miß Churchill küßte ihn heftig, antwortete aber nicht. Mrs. Ogilvie stand

auf, winkte mir, ihr zu folgen, verließ das Boudoir und begab sich in ein anstoßendes Zimmer.

„Ach, Doctor, kommt einer der schrecklichen Auftritte, die Sie erlebt haben, diesem gleich? Ich könnte fast wünschen, ich wäre mit meinem armen Bruder und seiner Frau gestorben, als daß ich diesen Tag erleben muß. Mein theuerer, braver, zärtlicher, edler, verrathener Bruder! Da — lesen Sie, lesen Sie, wenn Sie können. Es hat mir fast das Herz gebrochen.“ Sie nahm hastig einen Brief aus ihrem Busen, reichte mir ihn hin, sagte mir, daß Mrs. St. Helen ihn erst am vergangenen Abende erhalten und ihn in ihrer eiligen Flucht, die vielleicht durch denselben veranlaßt worden sei, in ihrem Ankleidezimmer vergessen habe. Der Brief war von dem Obersten St. Helen und ganz feucht — wahrscheinlich von den Schmerzensthränen derer, die ihn gelesen hatten. Er lautete:

„Malta, d. 10. April 18—.“

„Meine theuere Emma, noch liegen zweitausend neidische Meilen zwischen uns. Ach, daß ich Engelsflügel hätte, um in einem Augenblicke zu Dir eilen zu können. Ach, ich habe mir dies wohl tausendmal gewünscht, seit ich Dich verlassen habe — seit den langen, langen vier Jahren. Geliebte Emma, Göttin meines Herzens, so sollen wir nun doch binnen Kurzem wieder vereinigt werden! So soll ich meine theuere schöne Emma wiederum in meine Arme schließen, um mich nie, nie wieder von ihr

zu trennen! Geliebteste, alle Schätze Indiens werden mich nicht reizen, Dich noch einmal zu verlassen ... Ich komme etwas früher in das Vaterland zurück als mein Regiment, da ich ein wenig, bedenke, Geliebte! nur ein klein wenig krank bin. Aengstige Dich nicht, meine liebe Emma, denn ich kann Dir bei meiner Ehre versichern, daß ich vollkommen wieder genesen bin .. Ich hatte in der Schlacht von A. durch eine Flintenkugel eine häßliche Wunde am linken Arme erhalten, die mich beinahe sechs Wochen lang an mein Zelt und mein Bett fesselte, und Lord ... schrieb mir sehr freundlich und drang in mich, daß ich, um mich zu erholen, ein Jahr nach England gehen möchte. Ich habe die Reise zu Lande gemacht und bin ziemlich angegriffen davon .. Eine wichtige Angelegenheit hält mich eine Woche lang auf Malta zurück, aber mit dem nächsten Schiffe werde ich nach dem lustigen alten England absegeln .. Und nun, wie geht es Dir, meine Emma? Und wie befinden sich Arthur und Georg? Warum schreibst Du mir so wenig von ihnen und auch von Dir selbst? Wahrscheinlich theilst Du die allgemeine Meinung, daß die Briefe von Andern als denen geöffnet würden, für die sie bestimmt sind. Wie habe ich gerathen, wie meine Jungen wohl aussehen mögen! Und den Georg habe ich noch gar nicht gesehen! Gleicht er mir wirklich? — Ich bringe Dir einige schöne Diamanten mit und habe mich (bis ich nach England

komme) ganz ausgegeben, um sie für meine Emma zu erwerben. Wie aber werde ich mich freuen, sie an Dir zu sehen!

„Wenn nicht etwas Außerordentliches eintritt, wirst Du mich ungefähr eine Woche nach Empfang dieses Briefes sehen, möglicher Weise aber auch schon nach einem Paar Tagen, und, liebe Emma, ich wünsche vor allen Dingen, daß Du eine Woche lang nach Empfang des Briefes allein bleibest, denn ich muß Dich ganz allein haben und kein Fremder darf, wie die Bibel sagt, unsere Freude stören. Gott erhalte Dich, meine theuere Emma; küsse die lieben Jungen herzlich in meinem Namen. Dein

„Dich zärtlich liebender
Arthur St. Helen."

Ich gab den Brief schweigend der Mrs. Ogilvie zurück, die ihn mit einem tiefen Seufzer wieder in ihrem Busen barg.

„Sie muß ihn gelesen haben," sagte ich nach einer Pause.

„Ja," antwortete sie mit einem Schauder des Unwillens und Abscheus, „und wenn sie sich schuldig fühlte, begreife ich nicht, wie sie noch länger leben konnte."

„Was haben Sie in Bezug auf die Kinder beschlossen?" fragte ich.

Sie antwortete, es wären bereits Anstalten getroffen, sie in ihr Haus zu bringen, wo sie bis zur

Ankunft des Obersten bleiben sollten. Während sie die letzten Worte sprach, zitterte sie heftig.

„Wahrscheinlich ist auch Ihnen manches der peinlichen Gerüchte über das Benehmen der Mrs. St. Helen zu Ohren gekommen," sagte ich leise.

„Ach ja wohl .. Aber ich bin mit meinem Manne in dem letzten halben Jahre auf dem Festlande gewesen, sonst würde er die Kinder aus der vergiftenden Nähe, im Nothfalle mit Gewalt, weggenommen haben. Ich sprach oftmals sehr dringend mit ihr, aber in der letztern Zeit wurde sie sehr hochmüthig und antwortete sehr hart, selbst .."

„Ich fürchte, ihr Herz ist längst verdorben gewesen." Sie schüttelte das Haupt und schluchzte. Ich erwähnte das Papier, das ich in meinem Wagen gefunden hatte.

„Ach wir haben seit unserer Rückkehr von dem Continente noch weit schlimmere Dinge erfahren. Ihr Benehmen trieb Mrs. Churchill schon seit mehrern Monaten aus dem Hause. Und welche Auftritte mußte sie schon mit ansehen! Giebt es denn gar keine Strafe für den schändlichen Alverley?"

„Ist es wahr, Mrs. Ogilvie, daß er so frech und gemein gewesen ist, selbst bedeutende Geldsummen von Mrs. St. Helen zu borgen?"

„Auch das habe ich gehört. Sie hat das Vermögen meines armen betrogenen Bruders und ihrer Kinder verschwendet, um ihn in den Stand zu setzen, seine Bedürfnisse an dem Spieltische zu be-

friedigen. Aber ich kann nicht weiter davon sprechen. Ich verliere den Verstand."

Ich erfuhr, daß Mrs. St. Helen spät in der vorigen Nacht oder vielmehr früh am Morgen von Vauxhall, wie gewöhnlich in Begleitung von Capitain Alverley, zurückgekommen sei, worauf man ihr sogleich den obigen Brief von dem Obersten St. Helen übergeben habe. Ihre schuldige Seele wurde bei dem Anblicke der Handschrift ihres Mannes gleichsam niedergedonnert. Capitain Alverley, der mit ihr eingetreten war, erbrach und las den Brief, und er würde ihn mit sich genommen und vernichtet haben, wenn sie nicht ungestüm darauf gedrungen hätte, ihn zu lesen. Sie wurde ohnmächtig, ehe sie ihn zur Hälfte gelesen hatte. Von dem, was weiter geschehen war, konnte ich nichts erfahren, als daß Capitain Alverley gegen drei Uhr sich entfernte und nach etwa einer Stunde wiederkam, daß gegen fünf Uhr ein vierspänniger Reisewagen an dem Hause vorfuhr, und daß die Frau so krank, so unruhig war, daß es dem Capitain erst nach halb acht Uhr, nach einem vergeblichen Versuche, das Kammermädchen zur Mitreise zu vermögen, gelang, Mrs. St. Helen in einem fast bewußtlosen Zustande in den Wagen zu bringen. Er sagte den überraschten und ungläubigen Dienstleuten, ihre Gebieterin sei aufgefordert worden, dem Obersten entgegen zu kommen. In das Zimmer, in welchem ihre Kinder schliefen, hatte sie sich nicht gewagt.

In den neuesten Zeitungen vom Montage erschien der gewöhnliche Artikel, der eine „Flucht aus vornehmen Kreisen" ankündigte, und einige deuteten die Namen der Flüchtigen durch die Anfangsbuchstaben der Namen an. Einer erwähnte die Verwandtschaft der Mrs. St. Helen mit der Familie des Grafen von Hetheringham, die, wie es hieß, „durch den traurigen Vorfall in die tiefste Bestürzung" versetzt worden sei ꝛc. — eine für das Gefühl der Gräfin so unerträglich beleidigende Aeußerung, daß den Tag darauf eine Entgegnung erschien. Ich gebe diesen herzlosen Artikel wörtlich, da der Ton und Styl verrathen dürfte, aus welcher Feder er geflossen war.

„Wir sind aufgefordert worden, so schnell als möglich eine unabsichtliche und höchst beleidigende falsche Angabe in unserem gestrigen Blatte in Bezug auf die unglückliche Sache in .. Street zu berichtigen, welche wohl geeignet sein konnte, das Gefühl einer höchst ausgezeichneten Familie zu verletzen. Es ist nicht wahr, sondern ganz gegen die Wahrheit, daß die Dame, Mrs .., in der Familie des Grafen von Hetheringham erzogen worden sei. Sie ist allerdings eine entfernte Verwandte des Grafen und befand sich als ganz junges Mädchen zu einem Besuche in dem Hause des Grafen, bis einige Familienangelegenheiten geordnet sein würden; es ist uns aber angedeutet worden, daß die fragliche Dame und die erwähnte Familie seit lan=

ger Zeit keine Verbindung mit einander unterhielten." In einer andern Stelle desselben Blattes hieß es: „Mrs. St. .. war eine Dame von ungewöhnlicher Schönheit und Bildung und hatte sechs Kinder." Eine andere Zeitung erzählte, „der Begleiter einer gewissen liebenswürdigen entflohenen Dame sei der muthmaßliche Erbe der Pairswürde und eines glänzenden Vermögens". Eine dritte wollte wissen, „die neuliche Flucht werde wahrscheinlich sehr einträglich für die Advokaten werden," eine vierte sagte, „der Mann der Dame, deren neuerliche ꝛc., sei ein ausgezeichneter Offizier, habe sie aber längst schon wegen ihres leichtfertigen Betragens verstoßen und werde wahrscheinlich Schritte thun, um eine Scheidung zu bewirken ꝛc." Durch solche Dinge wurde die Neugierde der fashionabeln Welt einen Augenblick gekitzelt, nach kurzer Zeit würde wahrscheinlich die Aufmerksamkeit durch Andeutungen erregt worden sein, wie: „Die Dame, deren Flucht vor Kurzem so großes Aufsehen in den fashionablen Kreisen erregte," habe sich selbst das Leben genommen oder sich dem schmachvollsten Leben ergeben ꝛc., und Capitain A. stehe, wie man höre, im Begriff, die liebenswürdige Miß ... zum Altare zu führen ꝛc. Das ist sehr häufig der Fall, anders aber gestalteten sich hier die Ereignisse nach der abscheulichen Handlung der Mrs. St. Helen.

Am Montage wurden die verlassenen kleinen St. Helens mit Miß Churchill in die Wohnung

der Mrs. Ogilvie gebracht, während der General in dem Hause seines Schwagers blieb, um denselben zu empfangen und ihm, so gut als möglich, die traurige Nachricht von der Untreue und Flucht seiner Frau mitzutheilen. Da es ungewiß war, wann und von wo der Oberst St. Helen ankommen würde, so konnte man natürlich seine Ankunft in seinem Hause nicht voraus errathen und verhindern, selbst wenn dies wünschenswerth gewesen wäre. Bis zum Donnerstage war er noch nicht erschienen. Am Abende dieses Tages aber rasselte ein staubbedeckter Reisewagen schnell um die Ecke und nach wenigen Augenblicken standen die dampfenden Pferde keuchend vor dem Hause des Obersten St. Helen. Bevor einer der Leute absteigen oder der Diener das Haus öffnen oder General Ogilvie, der in dem Speisezimmer saß, erscheinen konnte, wurde der Wagenschlag von innen aufgerissen, der Tritt heruntergeschlagen, und heraus sprang ein Herr in staubigem Reiseanzuge, der den linken Arm im Bunde trug, und stürzte nach der Hausthüre hinauf. Während seine ungeduldige Hand mit dem Klopfer donnerte, wurde die Thüre geöffnet.

„Ist Mrs. St. Helen ..“ begann er in hastigem, freudigem Tone, der aber plötzlich schwand, als der Reisende den Diener todtenbleich, zitternd und schweigend da stehen sah.

„Nun .. was giebt's?“ stammelte der Oberst,

denn er war es. — „Ach, Ogilvie!“ und er eilte auf den General zu, der einen Augenblick gezögert hatte, bevor er sich zeigte, und nun dem bestürzten Obersten entgegen ging.

„Lieber St. Helen!“ begann der General mit sichtbarer Aengstlichkeit. Ein gewaltiger Seufzer hob die schwellende Brust des Obersten, während er sich in das Zimmer führen ließ.

„Was giebt es?“ fragte er in heiserem Flüstern, als der General die Thüre hinter sich zuzog, der einen Augenblick, ob er gleich sich längst auf diesen Fall vorbereitet hatte, keine Worte finden konnte. Das Gesicht des Obersten erbleichte, als er fragte, und seine Hand hielt die des Generals krampfhaft fest.

„St. Helen, trage es wie ein Mann und Soldat,“ begann endlich der General, der sich allmälig faßte .. „Du weißt ja, die Wechselfälle des Krieges ..“

„Ist sie todt?“ ächzte der Oberst, ohne sich von der Stelle zu bewegen, wo er stand, und ohne die Hand Ogilvie's loszulassen.

„Nein,“ antwortete der General, dessen Gesicht so blaß wurde wie das des Obersten.

„Nun — in Gottes Namen .. sage mir, .. was ..?“ flüsterte der Oberst St. Helen, dessen Augen aus ihren Höhlen heraustreten zu wollen schienen, während große Schweißtropfen auf seiner Stirn standen. Als der General Ogilvie das ver-

derbliche Wort endlich aussprach, zuckte der Oberst zusammen, als wenn er von einem Dolchstoße getroffen worden wäre, und im nächsten Augenblicke lag er am Boden. Der General zog heftig an der Klingel und rief laut um Hilfe. Das Zimmer füllte sich augenblicklich mit Dienern. Einer derselben wurde nach mir gesandt und ein Anderer nach dem nächsten Chirurgen. Der letztere erschien nach wenigen Minuten und ich kam nach etwa einer Viertelstunde auch an, denn der Mann kannte meine Equipage und hielt sie an, als ich eben in die Straße fahren wollte, in welcher ich wohnte. Ich fand den Obersten St. Helen im Bette, von Kissen gestützt, in den Armen des Generals Ogilvie. Nur der Rock, die Weste und das Halstuch waren ihm abgenommen und der Hemdkragen aufgeknüpft worden. Der laute schnarchende Ton, den ich hörte, bereitete mich auf das Schlimmste vor. Der Oberst war vom Schlage gerührt worden. Etwa zwei Minuten nach meiner Ankunft wurde ihm eine Ader am Halse geöffnet, da ein Aderlaß am Arme keine Erleichterung gewährt hatte. Ach, daß sein ehrloses Weib neben mir hätte stehen und den bedauernswürdigen Mann sehen können! Das, Weib, war dein Werk!

Er war in den Schlachten immer unter den Ersten gewesen, hatte dem Tode in tausend Gestalten getrotzt, die Siegesfahne stolz und prächtig über seinem Haupte wehen sehen und den Kampfplatz

mit ehrenvollen Wunden verlassen. Das dankbare Vaterland hieß den tapfern, verstümmelten Sohn willkommen; sein liebevolles Weib, glaubte er, strecke ihm sehnend die Arme entgegen; nach schmerzensreichen Monaten war er auf den Flügeln der Liebe siebentausend Meilen weit hergeeilt — um niedergeworfen zu werden, wie er da vor mir lag.

Armer Oberst, dachte ich, was vermag hier meine Kunst?

Und Du, Alverley, Vernichter des Friedens und der Ehre Deines tapfern Kameraden, tritt nur einen Augenblick daher; verlaß auf eine Minute Deine Buhlerin, um dies Opfer Eueres Verrathes zu betrachten. Aber nein — hinweg mit Dir! Deine Anwesenheit verpestet die Luft. Hinunter zur Hölle! — Nein, ich rede irr, die Gesellschaft wird Dich, liebenswürdiger Alverley, wieder an ihren buhlerischen Busen aufnehmen.

Obgleich an der Halsader eine ziemlich große Oeffnung gemacht worden war, durch welche das Blut reichlich ausströmte, so schien es doch keinen Eindruck auf den Anfall zu machen. Ich empfahl deshalb, die Schläfenschlagader zu öffnen — was geschah — und große Blasenpflaster in das Genick und an die Füße zu legen, — die gewöhnlichen Mittel, zu denen man bei heftigen Schlaganfällen greift. Ich blieb ungefähr eine Stunde da, dann mußte ich meinen unglücklichen, wahrscheinlich aber zum Glück bewußtlosen Kranken scheinbar in dem-

selben Zustande verlassen, in welchem ich ihn gefunden hatte. Ich besuchte ihn zeitig am andern Morgen. Er lag noch immer in großer Gefahr da, und es war ihm in der Nacht noch zweimal ohne sichtbaren Erfolg zur Ader gelassen worden. Ich gab gern meine Zustimmung zu dem Wunsche des Generals, Sir .. zu einer Consultation zu berufen, die gegen zwei Uhr stattfand. Wir sprachen nach derselben beide unsere Meinung dahin aus, daß der Schlaganfall tödtlich werden würde, wenn nicht binnen höchstens zwei Stunden eine entschiedene Aenderung einträte. Warum, dachte ich bei mir, sollte ich auch einen andern Ausgang wünschen? Welche hoffnungslose Pein würde ihm erspart werden, wenn er nie wieder zum Erkennen des schrecklichen Unglücks erwachte, das ihn betroffen hatte! Was konnte von nun an das Leben für ihn sein? Wie konnten die Wunden seines Herzens geheilt, ja nur gelindert werden? Wie ließ sich gut machen, mildern oder verbergen, was ihm widerfahren war? Welche schmerzlichen Gedanken mußte der Anblick seiner Kinder jedesmal in ihm erwecken! Ich dachte an alles dies und wünschte in diesem Augenblicke wirklich nicht, daß der Erfolg unsere Bemühungen krönen möchte. Sie gelangen indeß und nach drei bis vier Tagen wurde es wahrscheinlich, daß der unglückliche Dulder leben würde, um sein ganzes Leid zu erfahren, den Kelch des Grames bis auf die letzten Tropfen zu leeren. Ich befand mich in

dem Zimmer, als in seinen Augen zum ersten Male das wiederkehrende Bewußtsein sich kundgab. O welch grauenhafter Abstand zwischen dem heitern, glücklichen Manne, den ich vor seiner Abreise nach Indien gesehen hatte! Sein Haar hatte eine eisengraue Farbe und sein Gesicht war in den Strahlen der indischen Sonne dunkel gebräunt worden. Trotz seiner außerordentlichen Ermattung aber, trotz seinen eingefallenen Wangen konnte man seine geistige Hoheit, die Züge jenes kühnen und entschlossenen Charakters nicht verkennen, durch den der Oberst St. Helen sich stets ausgezeichnet hatte. Wo aber war das sonstige Feuer der dunkeln Augen, die sich jetzt so matt und bewußtlos auf mich richteten? Kannte er die Ursache seiner Krankheit oder dämmerte in ihm die schreckliche Wahrheit nur langsam auf? Gott gebe, daß das Letztere der Fall sei, sonst können die Folgen noch sehr schlimm sein.

Fast vierzehn Tage lang lag er in einer Art Schlafsucht da; er sprach nie und schien das, was um ihn her vorging, nicht zu beachten. Unzählige Personen erschienen in seinem Hause und der große Kreis liebender und theilnehmender Freunde erkundigte sich nach seinem Befinden. Se. königl. Hoheit der Oberbefehlshaber schickte fast täglich. Sobald ich es für gerathen hielt, theilte ich ihm meinen Wunsch mit, daß er an einen andern Ort, wo möglich nach Cheltenham, gebracht werden möchte. Er schüttelte blos den Kopf und erhob dabei die Hand,

als bitte er, nicht davon zu sprechen. Ich schwieg also. Als ich das nächste Mal erschien, begegnete mir seine Wärterin auf der Treppe und sagte mir, er wünsche, daß der Vorschlag nicht wiederholt werde, da er entschlossen sei, sein Haus nicht zu verlassen. Ehe ich fortging, kam mir der General Ogilvie nach und sagte mir, der Oberst, der nie das Geschehene erwähnt, habe am Vormittage plötzlich matt gefragt, wo seine Kinder wären und, als man es ihm gesagt, den Wunsch geäußert, sie zu sehen. Nach einigem Zögern willigte ich ein, daß sie ihm am nächsten Tage, aber nur auf kurze Zeit, gebracht werden sollten. „Verlassen Sie sich darauf," sagte der General, „er wird den Anblick derselben ertragen und besser, als Sie glauben, obgleich seine Nerven sehr erschüttert sein müssen. Wie werden wir es einrichten? Ich möchte, daß Sie zugegen wären, Doctor, wenn Sie es möglich machen können." Ich versprach nicht blos zugegen zu sein, sondern auch die Kinder und Mrs. Ogilvie selbst abzuholen und mit mir zu bringen. Dabei blieb es, und am andern Tage, gegen drei Uhr Nachmittags, als ich einen Kranken in der Nähe besucht hatte, fuhr ich an dem Hause des Generals Ogilvie vor, fand aber, daß die Generalin eben ausgehen wollte, da ihr nichts angezeigt worden war. Sie erklärte sich indeß sogleich bereit, mich zu begleiten. „Und wie geht es Ihren kleinen Neffen?" fragte ich.

„O, die befinden sich ganz wohl,“ antwortete sie mit einem Seufzer; „die Trauer eines Kindes geht nicht tief und währt nicht lange. Arthur war schon am ersten Tage in diesem Hause so heiter, als wenn nichts vorgefallen sei. Nur bisweilen fragt er mich plötzlich, wo seine Mutter sei, und wann er zu ihr gehe oder wann sie wiederkomme. Wenn er aber sieht, daß ich das Gesicht abwende, um die Thränen zu verbergen, die mir in die Augen treten, glaubt der arme Knabe, ich sei ihm böse; er küßt mich, schlingt die Arme um meinen Hals und verspricht, nie wieder zu fragen, wo die Mutter sei. Freilich vergißt er sein Versprechen jedesmal bald,“ setzte Mrs. Ogilvie bewegt hinzu. „Da sind sie, so lustig, als sie nur sein können,“ fuhr sie fort, während sie die Flügelthüren öffnete und in ein Zimmer trat, das in einen schönen Garten ging. „Ach, daß sie es doch einmal hören müssen, was uns so viel Kummer bereitet hat!“

Die zwei kleinen Knaben sprangen vergnügt auf einem Rasenplatze umher, haschten einander und kugelten sich über einander. Wie ähnlich der ältere seiner so tief gefallenen Mutter war! Dasselbe glänzende blaue Auge, dasselbe schön geformte Kinn, derselbe Mund! Ich fürchtete den Eindruck, wenn er plötzlich vor seinem Vater erschien. Der jüngere Knabe, Georg, war lebhaft und unruhig wie eine Hummel, braun wie eine Beere und hatte eine allgemeine Aehnlichkeit mit seinem Vater.

Ach, wie konnte euere Mutter euere kleinen Gesichter ansehen, euer Geplauder anhören, euere Aermchen an ihrem Halse fühlen und vergessen, daß sie euch geboren hatte —, daß ihr die Frucht ihres Leibes waret, daß euere kleinen Lippen tausendmal Nahrung aus ihrem Busen gezogen hatten! Wie konnte sie die tausend und abertausend Schmerzen und Freuden einer Mutter vergessen und ihren edeln, vertrauenden fernen Gatten! Wie konnte sie sich selbst dem Verderben weihen und die verderbliche Gesellschaft eines Verführers, eines Ehebrechers vorziehen!

„Nun, Arthur und Georg,“ sagte Mrs. Ogilvie, als wir zu ihnen in den Garten traten, „Ihr müßt gute Kinder sein und Euch ankleiden lassen, ich will Euch mit mir nehmen ..“

„Ah! fahren! fahren!“ entgegnete Arthur eifrig.

„Ja, mein Kind, Du sollst Deinen Vater sehen.“

„Nein, ich mag nicht hin. Ich bin dem Papa nicht gut, — er hat die Mama fortgeschafft.“

„Kind, sprich doch nicht so dummes Zeug; Papa hat das nicht gethan. Der arme Papa ist sehr krank,“ antwortete Mrs. Ogilvie mit bebender Stimme, „und wünscht seine Knaben zu sehen.“

„Ich kenne meinen Papa nicht,“ sagte das Kind trotzig, indem es von der Seite fortging. „Er ist weit, weit fort, aber wenn die Mama mitgeht, dann komme ich auch.“

„Dein Papa,“ sagte ich, da ich Mrs. Ogilvie's Rührung bemerkte, „weiß nicht, wo Mama ist.“ Das Kind schien dadurch verdutzt zu werden. „Wollen Sie mit uns gehen?“ fragte er Mrs. Ogilvie.

„Ja, mein Kind.“

„Ist nicht mein Papa ein großer Offizier?“ fragte der Knabe plötzlich . . „Er soll ach! so viele Leute todt gemacht haben! Will er uns gern sehen?“

„Freilich, Arthur, und er wird Dich recht lieb haben,“ antwortete Mrs. Ogilvie mit zitternder Stimme, indem sie ihre kleinen Neffen in das Haus führte. Sie wurden bald angekleidet und wir fuhren fort. Ich wurde unterwegs doch einigermaßen besorgt, ob das Erscheinen der Kinder möglich sei, als ich bemerkte, wie sehr Arthur sich mit seiner Mutter beschäftigte. Wenn sie den Vater fragten, was aus der Mutter geworden sei? Ich theilte Mrs. Ogilvie meine Besorgnisse mit und fand, daß sie dieselben theilte. Sie hatte ihren Bruder seit dessen Rückkehr aus Indien ebenfalls noch nicht gesehen und erklärte, sie vermöge jetzt nicht das Wiedersehen zu ertragen, wenn er sie auch empfangen könnte. Als wir in die —Straße gelangten, wurden die Kinder sehr unruhig, und als wir das Haus erreichten, sah es Arthur ängstlich an und weigerte sich anfangs, den Wagen zu verlassen. Wir überredeten ihn indeß dazu, beruhigten ihn

und beide Kinder wurden in das Bibliothekzimmer geführt, wo Mrs. Ogilvie sie beschäftigen wollte, während ich mich an das Bett des Obersten begab, um zu sehen, wie es ihm gehe. Ich fand ihn seit dem vorigen Tage sehr wenig verändert, außer daß in seinen Augen eine große Ruhelosigkeit und Angst sich zeigte. Wahrscheinlich ahnte er, daß die Kinder angekommen wären. General Ogilvie, der selten das Zimmer seines kranken Schwagers verließ, saß wie gewöhnlich auf seinem Stuhle neben ihm. Ich setzte mich auch, und während mein Finger den Puls fühlte, sagte der Oberst in leisem Tone: „Sind sie gekommen?“ Ich sagte ihm, daß sie unten wären.

„Lassen Sie sie herauf bringen, aber nur einen auf einmal,“ sagte er und auf seinen Wangen zeigte sich eine schwache Röthe. General Ogilvie verließ sofort das Zimmer, doch nicht ohne mir vorher einen besorgten Blick zuzuwerfen.

„Sie fürchten, wie ich sehe, beide meinetwegen,“ flüsterte er, „aber ich bin mir meiner Lage vollkommen bewußt .. Lange indeß darf das Kind nicht im Zimmer bleiben, denn es wäre möglich, daß ich nicht so stark wäre, als ich zu sein glaube!“ Nach wenigen Minuten kam der General Ogilvie mit Arthur an der Hand zurück, der offenbar mit Widerstreben folgte und furchtsam nach dem Bette sah, in welchem sein Vater lag.

„Du bist ein gutes Kind, Arthur," sagte ich in besänftigendem Tone, indem ich ihm die Hand entgegen hielt, in diesem Augenblicke aber bei mir seine Aehnlichkeit mit Mrs. St. Helen verwünschte, die mir gerade stärker auffiel als jemals. „Komm und frage Deinen Papa, wie er sich befindet." Das Kind kam und stand zwischen meinen Knien. Kann ich jemals den Blick vergessen, mit welchem in diesem Augenblicke Vater und Sohn einander ansahen?

Keines von beiden sprach. Den Blick des Vaters zu beschreiben, würde rein unmöglich sein; auf dem Gesichte des kleinen Arthur zeigte sich gleichzeitig Furcht und Verwunderung. „Rede mit Deinem Papa," flüsterte ich ihm zu, als ich fühlte, daß er langsam zurückweichen wollte; „er ist recht krank." Das Kind sah mich einen Augenblick an, dann sprach es halblaut mit einem Blicke auf den Obersten: „Papa, ich habe Dich lieb." Der arme Oberst wandte sein Gesicht ab und schloß die Augen. Vergebens bemühete er sich, die zitternde Lippe festzuhalten, die Natur behielt ihre Rechte und die Thränen drangen bald durch die geschlossenen Augenlider durch. Ach, hätte doch Mrs. St. Helen die unnennbare Angst gesehen, die in seinen Zügen lag, als er sich wieder umdrehete, um das kleine unschuldige Gesicht wiederum anzublicken, das so sehr dem ihrigen glich! Nachdem er so das Kind einige Augenblicke schweigend angesehen hatte, sprach

er leise: „Küsse mich, Arthur." Der Knabe that es, wenn auch mit einiger Aengstlichkeit.

„Hast Du mich lieb?" fragte der Vater.

„Ja, Papa." Der Oberst streckte seine Arme aus, um den Sohn zu umfassen, aber sein linker Arm sank in demselben Augenblicke kraftlos nieder. Er schüttelte das Haupt und versuchte, einen schweren Seufzer zu unterdrücken.

„Kennst Du mich noch, Arthur?" fragte er. Das Kind sah mich an und antwortete nicht.

„Hast Du auch Deinen kleinen Bruder Georg lieb?" fragte der Oberst.

„Ja, sehr .. Ich will ihn holen, Papa, — er wird Dich auch lieb haben; — er ist unten." Jede Faser in dem Gesichte des Obersten zuckte, seine Augen flossen von Thränen über, und er flüsterte:

„Ich fühle, daß ich es nicht ertrage .. Es wird besser sein, wenn er wieder geht."

„General," sagte ich, „wollen Sie Arthur hinunterführen? Es greift den Obersten zu sehr an."

Der General antwortete nicht; er hielt das Gesicht abgewendet und die Thränen strömten aus den Augen. Ich stand deshalb selbst auf, hob das Kind empor, damit es den kranken Vater noch einmal küsse, und führte es die Treppe hinunter, hoch erfreut, daß es seinen Vater nicht durch eine Anspielung auf die Mutter gepeinigt hatte. Als ich

zurückkam, fand ich den Obersten sehr erschöpft in Folge der Gefühle, welche die Anwesenheit seines Sohnes in ihm erregt hatte.

Er erholte sich, freilich langsam, in dem folgenden Monate von dem stärksten Schlaganfalle, der jemals zu meiner Kenntniß gekommen ist. Der Gram, der an seinem Herzen nagte, zeigte sich bald auch in der Trauer in seinem abgezehrten Gesichte, und er hatte ihn in Verbindung mit der gefährlichen Krankheit und den starken Mitteln, die ich anwenden mußte, um sie zu überwinden, fast zu einem Gerippe abgezehrt. Der gesunde, schöne und kräftige Mann schien aus Indien mit völlig zerrütteter Gesundheit zurückgekommen zu sein. Er saß oft Stunden lang allein und sprachlos da und selbst die gewöhnliche Nahrung nahm er mit Widerstreben zu sich. Wenn seine Kinder zu ihm kamen — sie wurden ihm täglich gebracht — empfing er sie mit Liebe, aber seine Art und Weise zog sie nicht an. Er hatte leider kein Lächeln mehr, sie zu bewillkommnen und in ihre kindliche Heiterkeit einzugehen. Sobald sie irgendwie lustig zu werden anfingen, stand er auf und schloß sie plötzlich in schweigendem Schmerze an sein verwaisetes Herz.

Die Art, wie er in einer früheren Zeit seiner Krankheit den Vorschlag einer Ortsveränderung aufgenommen hatte, hielt mich zurück, noch einmal mit demselben hervorzutreten. Eines Morgens fragte er indeß den General Ogilvie plötzlich, ob er ihn

für einige Monate aufnehmen könnte, und als ihm versichert wurde, daß er höchst willkommen sein würde, äußerte er den Wunsch, sein Haus schon am nächsten Tage zu verlassen. Er traf sogleich Anstalten, sein Haus mit allen Meubles 2c. zu verkaufen, während er die Kleidungsstücke, die Schmucksachen 2c. der Mrs. St. Helen zu vernichten befahl. Er ließ sich vom General Ogilvie das Ehrenwort geben, daß sein Befehl pünktlich vollzogen werden würde. Nachdem dies Versprechen gegeben und alle Vorbereitungen getroffen waren, nahm er den Arm seines Schwagers, stieg — ein Schatten seines früheren Selbst — in den Wagen, zog die Fenster zu und verließ —Street für immer. Als ich am Tage nachher an dem Hause vorüber kam, sah ich große Zettel an demselben: Dies Haus ist zu verkaufen. Heute noch kann ich keinen solchen Zettel an einem Hause sehen, ohne schmerzlich an die Ereignisse erinnert zu werden, welche ich hier erzähle.

Von dem Aufenthalte und dem Leben der Mrs. St. Helen konnte ich durchaus nichts erfahren; man glaubte allgemein, sie sei mit Capitain Alverley in's Ausland gegangen und befinde sich noch da. In jeder Zeitung aber glaubte ich die Nachricht zu finden, daß sie sich das Leben genommen habe. Ich fand nichts, denn sie wurde zu schwereren Leiden, zu einer auffallendern Strafe, zu einem beklagenswerthern Ende aufgespart. Capitain Al=

verley erschien ungefähr sechs Wochen nach der Entführung in London, und im St. James Park begegnete er zufällig Sr. königl. Hoheit dem Oberbefehlshaber, der sein Pferd anhielt, Capitain Alverley, seinen Adjutanten, zu sich winkte, ihm mit Ernst, Strenge und Unwillen die grausame und niederträchtige Handlung vorhielt und ihm verbot, sich je wieder vor ihm zu zeigen. Stolz ritt der Herzog dann hinweg und ließ den Capitain wie vom Donner gerührt stehen. Dieser Vorfall war am nächsten Tage in den Zeitungen zu lesen; Capitain Alverley erkannte, daß die allgemeine Meinung gegen ihn sei, nahm seinen Abschied und begab sich wiederum, wie man glaubte, auf den Continent. Der vortreffliche Herzog von York bewies gleich vom Anfange an seine innigste Theilnahme an dem Obersten St. Helen, und sobald er glaubte, daß es ohne Schaden geschehen könnte, schickte er ihm durch einen General, einen Freund des Obersten, einen Brief voll der herablassendsten, freundlichsten Worte, mit dem Wunsche, ihn so bald als möglich zu sehen. Auch sprach er darin aus, daß er ermächtigt sei, zu erwähnen, Se. Maj. habe die aufrichtigste Theilnahme an seinem Leiden und den höchsten Beifall an seinen tapfern Thaten ausgesprochen. Der Oberst seufzte, als er diesen schmeichelhaften Brief las.

„Sagen Sie Sr. königl. Hoheit," sagte er, „daß ich für seine Güte sehr dankbar bin und daß ich

mich so bald als möglich beeilen werde, ihm dies selbst zu sagen."

„Ich war nicht geradezu ermächtigt," sagte Lord .., „es gegen Sie zu erwähnen, aber Sie werden das ..te Regiment erhalten. Ich hörte es von Sr. königl. Hoheit."

„So sagen Sie Sr. königl. Hoheit," antwortete der Oberst traurig, „daß ich es nicht annehmen könne .. Ich kehre mit dem nächsten Schiffe nach Indien zurück."

„Oberst St. Helen — nach Indien zurückkehren?" wiederholte Lord .. mit dem höchsten Erstaunen.

„Kann ich in England bleiben?" fragte der Oberst plötzlich mit einem Blicke, der Lord .. zum Schweigen brachte. Gleichzeitig stand er auf und wendete sein Gesicht ab, denn er konnte seine Gefühle nicht beherrschen. Keiner von beiden sprach einige Minuten lang ein Wort.

„Ich kann dies Sr. königl. Hoheit nicht sagen," begann Lord .. endlich; „ich weiß, daß er mich über Alles fragen wird, was zwischen uns vorgekommen ist."

„So sagen Sie ihm, meine letzten Worte wären gewesen: mein Herz sei zwar gebrochen, aber nicht mein Wille. Ich werde nach Indien zurückkehren, wenn ich leben bleibe, und zwar so bald als möglich."

Lord .. sah, daß der Oberst unbeugsam sei, und unterließ deshalb, weiter in ihn zu dringen.

Drei Monate waren nun seit dem Tage vergangen, an welchem der Oberst St. Helen in England erschienen, um seine theuersten Hoffnungen, seine glänzendsten Pläne vernichtet zu sehen, und er hatte seine letzten traurigen Vorbereitungen zur Rückkehr nach Indien getroffen. Trotz der theilnehmenden, tröstlichen Liebe des Generals Ogilvie und dessen Frau würde er fast alle Anhänglichkeit an die Menschen verloren haben, hätte er nicht täglich seine Kinder gesehen, jene unschuldigen, hilflosen und verlassenen Wesen, die er nun auch selbst verlassen wollte. Sein Herz sehnte sich allerdings nach seinen kleinen Söhnen, aber sein Entschluß war gefaßt und er stand unerschütterlich fest, nach Indien zurückzukehren und dort im Kampfe und Streite einen ehrenvollen Tod, eine Erlösung von den Schmerzen zu suchen, an denen er litt. Er ordnete seine Angelegenheiten offenbar mit der Absicht, nie wieder nach England zurückzukehren. Seine Pläne in Bezug auf seine Kinder wären vielleicht andere gewesen, wenn sie nicht im General und in der Generalin Ogilvie so liebevolle Pfleger gefunden hätten. Erst kurz vor der Zeit, die zu seiner Abreise festgesetzt war, konnte er den General um eine ausführliche Mittheilung dessen bitten, was geschehen war. Er hörte den Namen Alverley's schweigend nennen, fragte nur, wo er sich wohl aufhalte, und erwähnte ihn dann nie wieder. Der Name seiner Frau kam nie über seine Lippen.

Bei dem Oberbefehlshaber fand er die gnädigste und herzlichste Aufnahme. Se. königl. Hoheit drückte ihm warm die Hand und versicherte ihn mit bebender Lippe seiner Theilnahme und persönlichen Hochachtung.

„Steht Ihr Entschluß, nach Indien zurückzukehren, fest, Oberst St. Helen?“ fragte der Herzog.

Der Oberst verbeugte sich und der Herzog erkannte in dem Gesichtsausdrucke St. Helens, daß es nutzlos sein würde, ihn von dem Vorsatze abbringen zu wollen. Weder die Andeutungen seines hohen Vorgesetzten, noch die Bitten seiner Freunde, noch die leidenschaftlich liebevollen Thränen und Umarmungen seiner Schwester, noch die kräftigen Vorstellungen des Generals Ogilvie, noch der Anblick seiner Kinder vermochten ihn zu erschüttern. Sein finsteres Antlitz sprach es deutlich genug aus, daß Alles vergeblich sei. Er nahm sich einen Platz auf einem Schiffe, das nach wenigen Tagen aus der Themse absegeln sollte. Sein Diener hatte bereits Alles gepackt, was mitgenommen werden sollte. Der gefürchtete Morgen kam, er umarmte seine Schwester und seine Kinder, bevor er aufbrach, für immer, wie er sich vorgenommen hatte, nur auf wenige Stunden, wie sie glaubten, da sie hofften, er würde am Nachmittage noch einmal kommen, um den letzten Abschied zu nehmen.

Während er nebst dem General Ogilvie in einem Zimmer der Herren .., der Armee-Agenten,

wartete, wo er noch einige Geldangelegenheiten ordnen wollte, fiel sein Blick auf eine Stelle in einem Zeitungsblatte, die er mit athemloser Spannung las, während sich sein Gesicht plötzlich mit glühender Röthe überzog.

„Ogilvie!" sagte er, indem er seinem erstaunten Schwager sein Gesicht zuwendete, das plötzlich wieder leichenblaß geworden war, und in einem ganz andern Tone als bis dahin sprach, „ich habe mich anders besonnen .. Ich werde nicht nach Indien reisen, wenigstens jetzt nicht."

„Ich höre dies mit Freuden," sagte der General, der aber offenbar über diese plötzliche Sinnesänderung, so wie über die Art und Weise, wie sie ihm mitgetheilt wurde, höchlich bestürzt war; „aber, um's Himmels willen, was ist geschehen? Was bewegt Dich so?"

„Ich bin ganz ruhig," antwortete der Oberst St. Helen mit gewaltsamer Anstrengung, ruhig zu sprechen, während er von dem Stuhle aufstand und das Zeitungsblatt, in dem er gelesen hatte, zusammenlegte. „Können Sie das Blatt entbehren?" fragte er einen Commis, den er herbeirief und der die Frage bejahete. „So sagen Sie Herrn .., er möge sich wegen der Sache, die mich herführte, vor der Hand keine Mühe weiter geben; zeigen Sie ihm gefälligst an, daß ich eine Aenderung in meinen Angelegenheiten beschlossen habe. Wollen wir

nach Hause gehen, Ogilvie?" — Sie verließen die Herren ... sogleich.

„St. Helen," sagte der General, als sie fortgingen, „ich gehe mit Dir nicht nach Hause, bis Du mir offen gesagt hast, was die ungewöhnliche Aenderung Deines Wesens und Deines Entschlusses bewirkt hat."

„Lieber Ogilvie, Du sollst Alles erfahren .. Da lies," sagte der Oberst in höchster Aufregung, während er das Zeitungsblatt aus der Tasche nahm, dasselbe auseinander schlug und auf folgende Stelle wies:

„Durch den Tod des sehr ehrenwerthen Lord Seckington erbt der ehrenwerthe Capitain Alverley, früher bei der —Garde, den Titel und die sehr großen Güter, so wie das bedeutende baare Vermögen, welches Lord Seckington hinterlassen haben soll. Der jetzige Lord Seckington befindet sich im Auslande, wird aber jeden Tag in —Street erwartet."

„Nun," sagte der General mit einem tiefen Seufzer, nachdem er die Stelle zweimal überlesen hatte, „Deine Absicht ist leicht zu errathen."

„Absicht!" rief der Oberst mit großer Lebhaftigkeit aus; „ich habe jetzt zum ersten Male seit meiner Ankunft in England frei geathmet."

„Willst Du denn wirklich dem Manne entgegen reten?" fragte der General nach einer Pause ernst.

„Entgegen treten? Ogilvie, Du ärgerst mich,"

entgegnete der Oberst scharf, indem er unbewußt schneller ging. Er zog seinen Begleiter so rasch mit sich fort, daß sie fast durch die Hälfte des Parkes gegangen waren, ohne daß einer von ihnen ein Wort gesprochen hatte.

„Wie erfahre ich, wann er in London ankommt?" fragte der Oberst plötzlich, als denke er laut.

„Das kann nicht schwer sein," antwortete der General, der sich unterdeß in die Hoffnungslosigkeit ergeben hatte, den Obersten von dem abzubringen, was er offenbar beabsichtigte .. „Ich will Alles thun, was Du wünschen kannst, da Du einmal .."

„Lieber Ogilvie, guter Schwager," sagte der Oberst, „glaube nicht, daß ich zugebe, daß Du irgendwie in die Sache verwickelt werden sollst. Es kann bös werden — es muß so werden, und ich kann meiner Schwester und meinen Kindern Deine Gegenwart keinen Augenblick entziehen."

„Du darfst Dich nicht mit ihm schlagen, wenn ich nicht dabei bin," unterbrach ihn der General entschlossen; „ich kann auch fest sein, Oberst."

„Ogilvie! Ogilvie! es ist völlig nutzlos .. Ich versichere Dich, daß ich von meinem Vorsatze nicht abgehe. Es darf nicht sein. Ich kann nicht fest zielen, wenn Du dabei bist .. Nein, ich habe schon meinen Mann gewählt, Darnley wird .."

„Die Raufbolde von Profession sind mir zuwider," unterbrach ihn der General.

„Sie passen zu einer Sache wie die meinige,"

entgegnete der Oberst St. Helen mit einer betrübenden Heiterkeit.

Der General Ogilvie hatte nie an einem Menschen eine so plötzliche, gänzliche Umwandlung gesehen.

„Hast Du an Deine armen Kinder gedacht?" fragte er, als sie an ihre Wohnung gelangten.

„Gott sei Dank, daß meine Schwester Deine Frau ist, daß Du mein Schwager bist," entgegnete der Oberst in einem leisern Tone, als er bisher gesprochen hatte; „sie können nicht in bessern Händen sein."

„Jener Niederträchtige hat keine solchen Bande .. Ihr steht einander nicht gleich."

„Vielleicht nicht ganz — aber meine Kugel wird auch seine Aussichten zertrümmern." Er hielt inne und ein bitteres Lächeln zog über sein Gesicht. „Der arme Teufel," setzte er hinzu, „ich gäbe etwas darum, könnte ich dabei sein, wenn ihm der Major Darnley die Ausforderung überbringt .. Es wird ihn abkühlen, nicht wahr?" Und er lachte ganz eigenthümlich.

„St. Helen, Du bist völlig umgewandelt," sagte der General Ogilvie.

„Der alte Lord Seckington konnte nichts Besseres thun," sagte der Oberst zu sich selbst, aber laut, als hätte er des Generals Bemerkung nicht gehört, „als gerade zu der Zeit zu sterben, als er es that, und das Schlimmste für den neuen Lord Seckington ist,

daß er eben jetzt Lord Seckington wurde, und für mich ist es das Beste, daß ich gerade jetzt Kenntniß davon erhielt."

„Du bist gewiß, lieber St. Helen, der am schwersten gekränkte und beleidigte Mann," sagte der General, nachdem sie wieder einige Minuten schweigend neben einander gegangen waren, „und Niemand hat ein Recht, Dich abzuhalten."

„Das denke ich auch," entgegnete der Oberst St. Helen in demselben bittern Tone wie immer in den letzten Viertelstunden. „Ogilvie!" setzte er dann hinzu, indem er sich plötzlich umdrehete und ihm gerade in das Gesicht sah, „keine Verrätherei! Bei Deiner Ehre als Soldat und Mann versprich mir, auf keine Weise mich zu hindern .."

„Ich hätte geglaubt, daß eine solche Aufforderung völlig unnöthig sei," entgegnete der General kalt.

„Vergieb mir, Ogilvie! Vergieb mir! Bedenke, was ich leide; ich habe Unrecht gethan, ich weiß es."

„Ich habe nichts zu verzeihen, St. Helen," entgegnete der General Ogilvie mit bebender Lippe. „Ich werde, bei Gott, immer und überall treu bei Dir stehen."

„Und ich werde mir selbst treu bleiben, Ogilvie, Du sollst es sehen," antwortete der Oberst, indem er des Schwagers Hand ergriff und sie herzlich drückte. „Und nun — was sagen wir, damit meine Schwester nichts merke?"

„Sage, das Schiff segele unter vierzehn Tagen

nicht ab, oder irgend so etwas; sie zu täuschen, wird nicht schwer sein," erwiederte der General mit einem tiefen Seufzer.

„Hardy," sagte der Oberst St. Helen zu seinem Diener, den er sogleich rufen ließ, als er in seinem Zimmer im Hause des Generals angekommen war, und dem er dabei zwei Guineen in die Hand drückte, „geh sogleich und stelle Dich an die Ecke der —Street, und beobachte Nr. —, das Haus des Lord Seckington. Sage keinem Menschen ein Wort, aber wache Tag und Nacht und sobald Du einen Reisewagen oder etwas der Art ankommen siehst, tritt an die Thüre und frage, wer angekommen ist; hörst Du, daß es Lord Seckington ist, so komm so schnell als möglich zu mir — Du leistest mir damit den besten Dienst; verlange ruhig, ruhig mit mir zu sprechen und theile mir Deine Nachricht mit, Niemandem außer mir."

Hardy war ein treuer Bursche, und bereits nach einer Stunde lauerte er, wie ihm sein Herr befohlen hatte, an der Ecke der —Straße.

Was ich später von verschiedenen Seiten hörte, kann ich hier mittheilen, um die Erzählung fortlaufen zu lassen und das Nachfolgende besser zu erklären.

Ich hatte recht vermuthet, daß Capitain Alverley und Mrs. St. Helen direct nach dem Conti=

nente gegangen wären, von ihrem dortigen Aufenthalte aber weiß ich so gut als nichts. Ihre wahnsinnartige, schmerzensreiche Reue über den Schritt, den sie gethan hatte, war nicht geeignet, die Liebe ihres herzlosen Begleiters zu ihr zu erhöhen, dessen gesättigtes Auge die Schönheit, die so lange seine Seele in Aufregung gebracht hatte, täglich mehr und mehr schwinden sah. Selbst wenn es anders gewesen wäre, wenn sie den ganzen Zauber, die ganze Liebenswürdigkeit behalten hätte, war doch die Neuheit des Reizes vorüber. Er hatte seinen Zweck erreicht und sie bemerkte die Umwandlung seiner Gefühle. Als er die Unheilbarkeit ihrer Seelenleiden erkannte, als er sich überzeugte, daß er seinen Zweck nicht erreichte, indem er sie von Vergnügen zu Vergnügen fortriß, klagte er zuerst, daß ihm das Geld auszugehen anfange. Er war allerdings längst sehr bedeutend verschuldet, hatte sich aber den Schein zu bewahren gewußt, als besitze er noch allen Reichthum. Jetzt aber war das Geld, das er von Mrs. St. Helen erhalten, sowie die paar hundert Pf. St., die ihm ein gleich schlechter Freund vorgeschossen hatte, um ihn in den Stand zu setzen, die Intrigue durchzuführen, fast ganz verschwunden. Er befand sich in großer Verlegenheit. Was ist ein Modenmann ohne Geld in Paris? Capitain Alverley hatte überdies eine Frau auf dem Halse, die von früh bis zum Abende bitterlich weinte, oft in Krämpfe verfiel und ihm die

heftigsten Vorwürfe machte, daß er an allem ihren Unglück Schuld sei. Das wurde ihm bald lästig. Hatte er darum alle Vergnügungen Londons und seine Hoffnung auf Beförderung in der Armee aufgegeben? Paris war ein sehr angenehmer Ort, und er hätte sich da sehr gut unterhalten können, wäre diese unselige und, wie er bald fühlte und sich ausdrückte, widerwärtige Sache nicht gewesen. So wurde ihm bald sogar der Anblick seiner unglücklichen Begleiterin zuwider. Allerdings ergriff es ihn, als sie eines Abends durchnäßt nach Hause gebracht wurde, nachdem er sie durch bittern Hohn getrieben hatte, den Tod in der Seine zu suchen. Der arme Capitain war zu bedauern, — sein kühnes, glänzendes Abenteuer nahm ein so klägliches Ende. Statt der blendenden Schönheit, die er sich auf ein oder zwei Jahre gesichert zu haben glaubte, sah er die Frau plötzlich hinwelken, unablässig sich das Haar ausraufen, die Hände ringen und ihn ihres Unglückes beschuldigen. Vergebens versuchte er zu entrinnen, — sie verließ ihn nicht. Er kehrte nach London zurück, um Geld zu suchen, und sein unglückliches Zusammentreffen mit dem Herzog von York trieb ihn nach Paris zurück. Er war nie in solcher Noth gewesen und er nahm sich vor, wenn er jemals wieder aus diesem unseligen Abenteuer sich herausziehe, nie wieder ein ähnliches in so großem Maßstabe zu unternehmen.

Plötzlich brachte ihm ein expresser Bote von

London die Nachricht, die ihn mit Entzücken erfüllte, mit einem Entzücken, in das er auch seine traurige Begleiterin zu versetzen versuchte. Durch den Tod seines alten Oheims war er Lord Seckington geworden, der Besitzer von Seckington Castle in —shire, von zwei bis drei andern Häusern in verschiedenen Theilen des Landes, einem prachtvollen Palaste in London, einem jährlichen Pachtertrag von 25,000 Pf. St. und von wenigstens 200,000 Pf. St. in Staatspapieren. In der ersten Regung seiner Freigebigkeit beschloß er, Mrs. St. Helen einen Jahrgehalt von 500 Pf. St. auszusetzen, der ihr erlaube, an einem beliebigen Orte zu wohnen, ja ihr noch tausend Pf. zu geben, wenn sie nach England zurückkehren wolle. Sie begann indeß — unverständig zu werden und hörte seinen freigebigen Antrag mit Bestürzung an.

Sollte sie wirklich nach Allem, was er gethan und gesprochen hatte, nicht Lady Seckington werden? Selbst nicht, wenn St. Helen die Scheidung von ihr bewirke? Entsetzlich!

Die nächsten Mittheilungen, welche Lord Seckington erhielt, bestanden hauptsächlich in dringenden Aufforderungen von seinem Sachwalter, daß er keine Zeit verlieren möchte, nach London zu kommen, da viele Angelegenheiten seine Anwesenheit nöthig machten. Mit Vergnügen sah er dem Briefe

ein Schreiben beigeschlossen, in dem er die Hand seines vertrauten Freundes Capitain Leicester erkannte. Er erbrach dasselbe und las:

„Lieber Seckington! —

„Wie komisch das aussieht! Ich gratulire Dir natürlich wie Jedermann und bitte Dich, Deinen alten Freund nicht zu vergessen; das nebenbei, ich schreibe Dir hauptsächlich, um Dich aufzufordern — noch einige Zeit wegzubleiben, bis die Sache etwas eingeschlummert ist. Der unglückliche Mensch St. H. ist in London, ich höre aber, daß er sogleich wieder nach Indien zurückkehren will. Würde es nicht gut sein, wenn Du wartetest, bis er fort ist?

„Immer Dein F. Leicester.“

Als Lord Seckington diesen freundschaftlichen Brief las, fiel es ihm plötzlich ein, daß er allerdings an verschiedenen Orten des Festlandes noch mancherlei wichtige Angelegenheiten zu ordnen habe, — und er schrieb dies seinem Sachwalter zur großen Verwunderung desselben. Er schickte sich zwei oder drei Tage später an, nach Brüssel zu reisen, als er von demselben aufmerksamen Freunde einen andern Brief erhielt.

„London, d. 8. Aug. 18—.

„Lieber Seckington!

„Was los ist, kannst Du vielleicht besser errathen, als ich es zu sagen vermag, gleichwohl schreibe ich Dir augenblicklich, daß der Oberst St. Helen, der nach Indien segeln wollte (wie ich Dir schrieb)

und bereits sehr betrübt von Jedermann Abschied genommen hatte, um ein ehrenvolles Grab zu suchen u. s. w. u. s. w., sich plötzlich anders besonnen, alle seine Reiseanstalten abbestellt hat und in London bleibt. Jedermann staunt darüber. Ich weiß es gewiß, daß er bereits seinen Platz auf einem Schiffe genommen hatte, das vor wenigen Tagen unter Segel ging, und das ganze Reisegeld fahren ließ. Das sieht allerdings verflucht unangenehm aus, — haben wir Sturm zu erwarten? Hat er wohl den beleidigenden und impertinenten Artikel über Dich in den Zeitungen gelesen und — wartet auf Dich? Wenn es so ist, so dürftest Du Dich in einer übeln Lage befinden und ich weiß kaum, was ich Dir rathen soll. Es wird kaum etwas helfen, wenn Du ihm noch etwas länger aus dem Wege gehst. Frage .. und .., besonders den Grafen ..

„Immer Dein F. L."

Während Lord Seckington diesen Brief las, wurde sein Gesicht allmälig so weiß wie das Papier, auf das er sah. Mehrere Briefe lagen uneröffnet und unbeachtet auf dem Tische. Er blieb mit dem Schreiben Leicesters in der Hand fast eine halbe Stunde lang bewegungslos stehen und dann hatte er nicht übel Lust, in sein Schlafzimmer zu gehen, ein Pistol zu nehmen und sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Was er in dieser kurzen Zeit litt, wog vielleicht Alles auf, was er in seinem

Leben genossen hatte. Lord Seckington war ein hoffnungsloser Taugenichts, aber nicht feig, im Gegentheil so kaltblütig und muthig wie irgend ein Mann, der Epauletten getragen hat. Aber man denke sich nur in seine Lage!

Kaum vier und dreißig Jahre alt, war er plötzlich Peer von England geworden und hatte einen sehr alten Namen mit allen Ehren und Mitteln geerbt; kurz, er war in eine so glänzende Stellung eingetreten, als sie ein Mann nur wünschen konnte, aber trotz dieser reichen, herrlichen Aussicht ruhete sein Auge ausschließlich auf einer Gestalt, auf dem Obersten St. Helen, den er zehn oder zwölf Schritte vor sich, und mit der Absicht zu treffen, scharf zielend, das Pistol in der Hand, dastehen sah. Es war entsetzlich.

Sehr gleichgültig würde ihm dies in seiner tollen Zeit als Capitain Alverley, sehr gleichgültig würde es ihm noch vor wenigen Tagen gewesen sein, als er in Schulden versunken, von der Armee vertrieben und betäubt war von dem Weinen einer Frau, die er längst verabscheute, — aber jetzt! Hölle und Teufel! Der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn und er fühlte sich sehr unwohl. Was sollte er thun? Fern halten konnte er sich nicht, — der männliche Sinn vermochte den Gedanken an solche Feigheit nicht zu ertragen; nein, sein Name sollte wenigstens nicht durch Feigheit entehrt werden. Es war also keine Wahl, er mußte nach

London reisen und zwar ohne Aufenthalt, und in der Ueberzeugung, daß wenige Stunden nach seiner Ankunft der Oberst St. Helen sich für alles Leid, das ihm angethan worden, gerächt und dem, welcher ihn beleidigt hatte, eine Kugel durch den Kopf gejagt haben würde. Diese schrecklichen Gedanken beschäftigten ihn, als plötzlich eine gespensterhafte Gestalt vor ihm stand, Mrs. St. Helen, die in diesem Augenblicke in sein Zimmer trat. Sie war ein wahrhaft bejammernswerthes Weib und besaß keine Spur mehr von ihrer frühern Schönheit.

„Nun, Madame," begann Seckington heftig und bitter, „ich reise nach London, um mich von Ihrem verfluchten Manne erschießen zu lassen .. Er schießt mich sicherlich nieder — natürlich, wenn ich ihn nicht erst treffe .." Den letztern Theil dieser Rede hörte Mrs. St. Helen nicht, denn sie war ohnmächtig geworden. Er rief sogleich Hilfe herbei, raffte dann seine Briefe zusammen und verließ das Zimmer; zum Unglücke vergaß er aber in der Eile den Brief, welcher ihn so in Angst gesetzt hatte, den des Capitain Leicester. Er fiel in die Hände des Kammermädchens der Mrs. St. Helen, der diese den Inhalt mittheilte, aber erst als Lord Seckington Paris bereits verlassen hatte. Er eilte in sein Schlafzimmer, stürzte ein großes Glas Cognac hinter, kleidete sich an und ging aus, um sich bei einigen „erfahrenen" Freunden Raths zu erholen über das, was jetzt alle seine Gedanken be-

schäftigte, ob nämlich die Regeln des Duells gestatteten, daß er den ersten Schuß erhalte, was, wie er meinte, die einzige Möglichkeit war, das Leben zu erhalten, an dem ihm jetzt gerade so viel lag.

„Sie müssen ihm," sagte der Oberst .., eine Autorität in solchen Dingen, „meiner Meinung nach zwei Schüsse und auch einen dritten zugestehen, wenn bei den beiden ersten nichts herauskam; dann mögen Sie thun, was Sie wollen."

„Bah!" rief Lord Seckington mit unverhüllter Angst aus.

„Sie können „Bah" sagen, wie es Ihnen gefällt," entgegnete der Oberst ruhig, „aber Sie fragen mich nach meiner Meinung und die habe ich Ihnen gesagt. Ich weiß, daß es mehrmals so geschehen ist und daß niemals ein Einwand dagegen erhoben wurde."

„Ist Ihr Freund ein guter Schütz?" fragte Graf .., ein kleiner Feuerfresser, wie es nur einen geben konnte.

„Aller Wahrscheinlichkeit nach schießt er wenigstens eben so gut als ich."

Der Graf zuckte die Achseln. „Das ist schlimm .. Sie können nur zufällig zuerst auf Ihren Freund schießen."

„So macht man in England Ehrensachen nicht aus, Graf," unterbrach ihn der Oberst .. anzüglich. Der lebhafte Franzose antwortete spitzig, ein Wort gab das andere und noch den Abend hatten beide

ein Duell mit einander. Lord Seckington sah sich genöthigt, seinem Landsmanne als Secundant zu dienen. Als er in seine Wohnung zurückkam, fand er die Karten fast aller seiner ausgezeichnetsten Landsleute in Paris auf seinem Tische. O, wie schmerzlich berührte ihn der Anblick derselben! Mrs. St. Helen lag noch immer bewußtlos da und er benutzte diese Gelegenheit, sich zur Abreise fertig zu machen, sorgte aber für so viel Geld, daß Mrs. St. Helen anständig leben könnte, bis er ihr mehr aus London zu schicken im Stande sei, im Falle sie nicht zuerst die Nachricht von seinem Tode erhielt. Früh am andern Tage brach er auf, ungefähr mit den Gedanken und Gefühlen eines Mannes, der auf dem Wege zur Guillotine durch eine schöne Gegend geführt wird.

Vielleicht ist es keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß er die Qual der Verdammten erlitt. Als sein Reisewagen an dem prachtvollen Palaste in —Street hielt, stieg er todtenbleich aus und war kaum im Stande, seine Unruhe vor den dienstbereiten Dienern zu verbergen, die sich in dem Vorhause aufgestellt hatten, den neuen Herrn zu empfangen. „Wie lange werden sie die meinigen sein!“ dachte er.

Sobald der Lärm und die Verwirrung seiner Ankunft vorüber war und während der leere Wagen fortgefahren wurde, trat ein Diener, den man in einiger Entfernung auf der Straße hatte umher=

schleichen sehen, an die Thüre des Palastes, zog die Klingel und fragte, ob Lord Seckington angekommen sei. Ein geschäftiger Diener gab ihm kurz eine bejahende Antwort und der andere ging ruhig fort; sobald er aber um die Ecke herum war, lief er, als würde er mit Hunden gehetzt, und ging kaum einmal langsamer, bis er an das Haus des Generals Ogilvie kam. Es gelang ihm, seine folgenschwere Nachricht dem Obersten St. Helen mitzutheilen, ohne den Verdacht irgend Jemandes im Hause zu erregen, das der Oberst wenige Minuten nachher verließ.

Gegen sieben Uhr Abends klopfte ein Herr an der Thüre des Palastes Lord Seckingtons. Da man ihm andeutete, der Lord sei sehr beschäftigt, gab er seine Karte ab und verlangte in ein Zimmer geführt zu werden, um da zu warten, bis der Lord ihn sprechen könne, da er eine sehr wichtige Sache mit ihm zu verhandeln habe. Der Diener führte ihn in ein Zimmer und überbrachte dem Lord Seckington die Karte des „Major Darnley.“ Er brauchte nicht lange zu warten, denn nach kaum fünf Minuten öffnete sich die Thüre und Lord Seckington im Hausrocke trat ein.

„Major Darnley?“ fragte er, indem er artig auf diesen zuging, der aufstand und sich verbeugte. Lord Seckington, der blaß und angegriffen von der Reise aussah, entschuldigte sich, daß er den Major habe warten lassen, und auch wegen seines Anzugs.

„Ich brauche nur den Namen des Obersten St. Helen zu erwähnen, Mylord," begann der Major leise, „um Ihnen die unangenehme Art meines Auftrags anzudeuten."

„Allerdings, — ich verstehe," antwortete Lord Seckington etwas hastig.

„Je früher die Sache abgemacht wird, desto besser .."

„Das ist auch meine Meinung," antwortete Lord Seckington ruhig. „Ich zweifle nicht, daß mein Freund, Capitain Leicester, der, so viel ich weiß, hier ist, mit Ihnen verhandeln wird. Wahrscheinlich ist er in diesem Augenblicke in .., wo Sie ihn höchst wahrscheinlich treffen werden."

„Mylord haben vielleicht die Gewogenheit, ein paar Zeilen an Capitain Leicester zu schreiben, um ihm anzuzeigen, was mich zu ihm führe."

„Ohne Zweifel," antwortete Lord Seckington, der sich sogleich hinsetzte, ein paar Zeilen schrieb, das Papier zusammenlegte, die Adresse darauf schrieb und es dem Major Darnley übergab.

„Wahrscheinlich wird Capitain Leicester sehr bald zu Ihnen kommen; darf ich ihm sagen, daß Sie ihn hier erwarten?"

„Haben Sie die Gefälligkeit, damit keine Zeit verloren gehe," sagte Lord Seckington mit einem Lächeln, das einen ganz eigenthümlichen Ausdruck hatte. Er zog die Klingel und Major Darnley empfahl sich. Sobald die Thüre sich hinter ihm

geschlossen hatte, warf sich Lord Seckington in einem Gemüthszustande, der sich schwerlich beschreiben läßt, auf das Sopha.

Da er einem seiner ehemaligen Freunde, der, seit sie einander nicht gesehen, einen Herzogstitel geerbt und Lord Seckington kaum eine halbe Stunde vor der Ankunft des Major Darnley verlassen, versprochen hatte, Abends bei ihm zu speisen, so mußte er demselben abschreiben und ihm anzeigen, daß es ihm unmöglich sei zu erscheinen. Er schrieb, daß ihn sehr dringende Angelegenheiten abhielten und daß es sich auch nicht schicke, vor der Beerdigung seines Oheims außer dem Hause zu speisen. Daß er keine Lust hatte, die Geschäftssachen wieder aufzunehmen, in denen ihn die Ankunft des Majors Darnley unterbrochen hatte, versteht sich wohl von selbst. Er ließ dies seinem Sachwalter sagen, dem er versprochen hatte, wieder zu kommen, und ihn bitten, am andern Tage wieder zu erscheinen. Dann befahl er, das Essen bereit zu halten, damit es auf den ersten Wink aufgetragen werden könnte, und warf sich von Neuem auf das Sopha. Ein Viertel auf acht Uhr wurde er aus seinem trüben Sinnen durch Capitain Leicester geweckt, der in voller Uniform war, da ihn der Major getroffen hatte, als er sich eben zu dem Herzog .. begeben wollte, wo er durch die Anwesenheit Lord Seckingtons überrascht werden sollte. Nach einer kurzen Besprechung mit dem Major eilte er sogleich zu seinem Freunde.

„Nun, Alverley — Seckington, wollt' ich sagen — Du siehst, ich hatte wohl gerathen," sagte er, indem er zu Lord Seckington trat.

„Ja," antwortete dieser, indem er ihm herzlich die Hand drückte und unwillkührlich seufzte .. „Kann ich auf Deine Freundschaft rechnen?"

„Das versteht sich, — ich komme deshalb."

„Wohin wolltest Du gehen, als Dich der Major Darnley traf?" fragte Lord Seckington mit einem Blicke auf die Uniform des Capitains.

„Zu dem Herzoge von .."

„Ich sollte auch zu ihm kommen," sagte Lord Seckington. „Man wird wohl etwas ahnen, wenn wir beide so plötzlich absagen."

„Mögen sie, — sie schicken uns die Polizei nicht auf den Hals .. Sie werden es nur bedauern, daß sie ein Paar so gute Messer und Gabeln verlieren .."

„Ich habe befohlen, hier auf den ersten Wink das Essen aufzutragen," fiel Lord Seckington ein, als der Diener Licht brachte. Er mußte die Unruhe und Blässe des Gesichtes seines Herrn bemerkt haben, als er die Kerzen auf den Tisch stellte, an welchem Lord Seckington und Capitain Leicester standen. „Du kannst doch zum Essen bleiben?"

„Ein halbes Stündchen denke ich wohl übrig zu haben," antwortete Capitain Leicester, denn Duellanten wie Verliebte müssen essen, „aber keine

Secunde länger, da ich versprochen habe, Darnley ein Viertel auf neun Uhr bei .. zu treffen."

Lord Seckington schellte und befahl, sogleich zu serviren.

„Der blutdürstige Mensch, St. Helen," sagte Lord Seckington, nachdem der Diener sich wieder entfernt hatte, „muß auf meine Ankunft haben lauern lassen, denn ich war kaum eine Stunde im Hause, als auch bereits der Major Darnley erschien."

„Sehr wahrscheinlich. Er hatte ohne Zweifel einen Mann gemiethet, der aufpassen und ihm Deine Ankunft melden mußte. Du weißt es, lieber Freund, und wir brauchen es uns nicht zu verhehlen, wir werden morgen jedenfalls einen heißen Tag haben .."

„Morgen? Ich werde wahnsinnig, wenn ich die ganze Nacht warten soll!" rief Lord Seckington heftig aus. „Es wäre mir viel lieber, die Sache noch diesen Abend abzumachen; warum sollte es nicht bei ... geschehen können? Du könntest das wohl besorgen, Leicester. Thu' es. Wir gewinnen doch nichts, wenn wir auch bis morgen warten."

„Das läßt sich nicht thun," antwortete Capitain Leicester ruhig, sobald Lord Seckington zu sprechen aufgehört hatte; „das ist gegen die Regel. Jedes Ding hat seine Art und so auch das Duell. Darnley würde mich auslachen, wenn ich ihm den Vorschlag machte .."

„Nun — ich bin in Euern Händen, thut, was Ihr für das Beste haltet," entgegnete Seckington mit einem Seufzer.

„Wann aber? Um fünf — sechs Uhr?" fragte Capitain Leicester nachdenkend .. „Indeß wir werden es heute Abend bei .. weitläufiger besprechen."

„Hast Du schon etwas von einem so unglücklichen Menschen gehört, wie ich einer bin, Leicester?" fragte Lord Seckington plötzlich, indem er auf- und abging: „gerade jetzt erschossen zu werden!"

„Und einer solchen Sache wegen, — das ist das Häßlichste dabei .. Aber was hilft's? Es war ein Abenteuer, das mit viel Klugheit geleitet wurde, — der Erfolg ließ sich nicht erzwingen."

„Es ist bei Gott! hart, so von Allem zu scheiden!" rief Lord Seckington traurig aus .. „Die Hölle muß ein Spaß sein gegen das, was ich seit dem Empfange Deines letzten Briefes gelitten habe."

„Ich dachte mir das, als ich ihn schrieb, aber," und er zuckte die Achseln, „die Sache ist geschehen und Du mußt versuchen, nicht daran zu denken. Das ist schlimmer als nutzlos. Mache Dein Testament und schlage Allem und Jedem in der Welt ein Schnippchen .. So sollte ein Mann von Geist und Verstand dem Tode entgegen treten, denn so überwältigt er ihn .. Gut sein würde es freilich in jedem Falle, wenn Du Dein Testament machen wolltest .. Der Alte soll Dir eine ungeheure Menge Staatspapiere hinterlassen haben .."

„Leicester; peinige mich nicht," unterbrach ihn Lord Seckington im höchsten Schmerze. „Ich werde thun, was zu thun ist, verlaß Dich darauf."

„Gut, Freund, nimm's mir nicht übel .. Ich thue, was jeder Secundant für seinen Freund thun muß, wenn er was Ernsthaftes erwartet. St. Helen wird, wie Du Dir denken kannst, sein Bestes thun, um Dich zu treffen; gewiß ist aber doch nichts, selbst dem sichersten Schützen von der Welt gegenüber."

„Fluch über die —!" stöhnte Lord Seckington, indem er der Mrs. St. Helen eines der schändlichsten Beiwörter gab, das einer Frau gegeben werden kann.

„Seckington, Du vergißt Dich! Ich muß das ungehörig, ja undankbar und geschmacklos nennen," sagte der Capitain ernstlich.

„Du solltest nur wissen, welches Leben ich mit ihr geführt habe, seit wir auf dem Continente waren!" rief Lord Seckington heftig aus.

„Du solltest doch von ihr so nicht sprechen," fuhr der Capitain Leicester in ernstem Mißfallen fort. „Bedenke, Seckington, daß Du sie zu dem gemacht hast, was sie ist. Es ist nicht hübsch, so von der Frau zu sprechen, die Dir nichts versagt und um Deinetwillen Alles verloren hat. Ich kann Dich nicht so sprechen hören .."

„Nun gut," entgegnete Lord Seckington, nachdem er eine Zeit lang mit großen Schritten auf=

und abgegangen war; „ich darf doch aber sagen, daß ich wünsche, ich wäre lieber in .. gewesen, als daß ich sie gesehen hätte!"

„Ach — das ist etwas Anderes; aber etwas Unfreundliches darfst Du von der armen hübschen Mrs. St. Helen nicht sagen."

„Hübsch! Du solltest sie jetzt sehen! Hübsch!"

„Hoffentlich hast Du ihr etwas Anständiges ausgesetzt?"

„Fünfhundert jährlich."

„Das ist viel .. Würde sie mit mir sprechen, wenn ich sie in Paris träfe?"

Lord Seckington antwortete nicht, sondern ging, die Arme auf der Brust gekreuzt, mit schweren Seufzern im Zimmer auf und ab.

„Höre meinen Rath, Seckington: raffe Dich auf und schüttele Alles von Dir. Es nützt Dir nichts, es wird Dir im Gegentheile viel schaden. Denke, Du wärst noch weiter nichts als Karl Alverley, von Manichäern gehetzt; laß den Lord fallen, denke nicht an Deine Pachtgelder und an Deine Staatspapiere; sie werden ebenso gut sein, wenn Du morgen davon kommst. Hoffe das Beste, und verlaß Dich darauf, Du bist ein zu guter Kerl, als daß Du gerade jetzt abgerufen werden könntest. Das ist nicht möglich."

Lord Seckington ergriff seine Hand und sagte:

„Du weißt es, Leicester, vor dem Tode fürchte ich mich nicht, er mag kommen, wie und wann er

will; darüber bin ich hoffentlich hinweg. Aber, was habe ich zu thun? Wie oft muß ich auf mich schießen lassen?"

„Ich habe darüber auch schon nachgedacht .. und denke — zweimal"

„Und ich ..?"

„Du schießt das erste Mal natürlich in die Luft."

„So natürlich versteht sich das noch nicht von selbst."

„Es ist klar wie die Sonne."

„Aber hart, — er wird versuchen, mich niederzuschießen und ich werfe meine einzige Rettung von mir, wenn ich absichtlich fehle. Es wird geradezu Mord."

„Seckington, denke Dich an meine Stelle. Du weißt, daß es so ist, wie ich sage. Es muß so sein, sonst werde ich verantwortlich. Wenn das erste Mal nichts herauskommt, wird er natürlich einen zweiten Schuß verlangen und dann kannst Du vielleicht, — ich sage nicht, was Du zu thun hast, aber ich weiß, was ich thun würde. Ebenso, wenn es zum dritten Male geschehen soll .."

„Aber wo bleibt das Essen?" fragte Lord Seckington, indem er heftig an der Klingel zog.

„Ruhig! Ruhig! Er hat schon vor fünf Minuten angezeigt, daß servirt sei. Ich habe seitdem immer auf dem Sprunge gestanden und habe nun nur noch eine Viertelstunde Zeit."

Der Diener erschien und Lord Seckington folgte seinem Freunde schweigend in das Speisezimmer. Beide warfen einen bedeutungsvollen Blick auf den Glanz des Büffets und auf Alles umher . .

„Es ist das erste Mal, daß Du die Honneurs hier machst, nicht wahr?“ fragte Capitain Leicester, als er sich setzte.

„Und wahrscheinlich auch das letzte Mal,“ dachte Lord Seckington. Ach, was hätte er in diesem Augenblicke darum gegeben, wenn ungeschehen zu machen gewesen wäre, was er gethan hatte, wenn nichts von dem angefangen gewesen wäre, dessen Ende er nicht wohl bedacht hatte, wenn er das friedliche Haus eines tapfern Kameraden nicht gestört hätte! Vielleicht wäre ihm bei größerer Ruhe etwas eingefallen, was er in früheren Zeiten gelernt hatte:

„Audire est operae pretium, procedere recte
Qui maestis non vultis — ut omni parte laborent!
Utque illis multo corrupta dolore voluptas,
Atque haec rara cadat dura inter saepe pericla!“

Die Secundanten verabredeten, daß das Duell um fünf Uhr am andern Morgen in Batterseafields stattfinden sollte, und da beide etwas Schlimmes dabei erwarteten, so trafen sie alle nöthigen Anstalten und sorgten für die sofortige Flucht des Ueberlebenden oder ihrer selbst; zwei erfahrene Chirurgen sollten dabei sein. Kurz, die Anstalten und Vorbereitungen waren vortrefflich, da beide in sol-

chen Dingen genügende Erfahrung hatten. Alle fanden sich zu rechter Zeit ein. Der Oberst St. Helen und Lord Seckington waren beide schön gewachsene Männer von stattlichem Aussehen. Der erstere trug einen blauen Rock und lichte Beinkleider, der andere war vom Kopfe bis zum Fuße schwarz gekleidet, ohne irgend ein weißes Fleckchen, das seinem Gegner hätte als Zielpunkt dienen können — eine Vorsichtsmaßregel, die sein vorsorglicher Secundant angegeben hatte. Das Laden der Pistolen war bald geschehen, sowie die Distanz — zehn Schritte — von Major Darnley abgemessen. Jeder Secundant winkte seinem Freunde, auf seinen Platz zu treten, und nun stand Lord Seckington vor seinem so schwer beleidigten Todfeinde. Er versuchte den fürchterlichen Blick, mit dem ihn der Oberst ansah, weder auszuhalten, noch zu erwiedern. Nachdem ihnen die Pistolen übergeben worden waren, traten die Secundanten etwa ein Dutzend Schritte bei Seite.

„Fertig! — Feuer!" commandirte Major Darnley.

Beide Pistolen wurden abgeschossen, als er das letzte Wort gesprochen hatte, und die beiden Gegner standen einander unverletzt gegenüber. Lord Seckington schoß, wie ihm angedeutet worden war, während die Kugel St. Helens dicht am Kinne des Gegners vorüber pfiff.

„Sind Sie zufrieden?" fragte Capitain Leicester.

„Keineswegs," antwortete Major Darnley.

Sie luden von Neuem, übergaben wiederum die Pistolen und traten bei Seite. Darnley commandirte: Feuer! Beide schossen wieder gleichgültig, aber wiederum wirkungslos. Lord Seckington hatte diesmal offenbar das Beispiel seines Gegners befolgt, denn seine Kugel ging dicht an der Schulter des Obersten hin.

„Nun sind Sie jedenfalls zufrieden gestellt?" fragte Capitain Leicester.

„Nein," antwortete der Major. „Ich muß auf einem dritten Schusse bestehen."

„Ich kann es wirklich nicht zugeben .."

„Lade wieder!" sagte Lord Seckington leise, und die Secundanten luden zum dritten Male.

Zum dritten Male standen die Gegner, auf das Signal wartend, einander gegenüber, und als Major Darnley: Feuer! commandirte, sah man beide scharf zielen. Der Oberst St. Helen wußte es wohl, daß es das letzte Mal sei, daß ein vierter Schuß nicht gestattet werden würde, und Lord Seckington wußte natürlich, was in der Brust seines Gegners vorging. Beide schossen erst eine oder zwei Secunden nach dem Commando, und als es endlich knallte, sprang Lord Seckington empor und lag im nächsten Augenblicke am Boden. Die Kugel des Obersten St. Helen schien durch den Kopf seines Gegners gegangen zu sein, während er selbst, die Waffe

krampfhaft in der Hand haltend, stehen blieb und schweigend und ergrimmt seinen daliegenden Gegner ansah.

„Fliehen Sie! Um Gottes willen, fliehen Sie!" rief der Major Darnley aus, indem er von dem bewußtlosen Lord Seckington nach dem Obersten St. Helen hinblickte.

„Ist er todt?" fragte der Oberst, als der Major zu ihm eilte und seine Bitte wiederholte.

„Ja, ja, ich fürchte es," antwortete der Major. „Aber St. Helen, sind Sie getroffen?" Er fing den Obersten in seinen Armen auf und beide sanken zu Boden.

Der Wundarzt, der ihn begleitet hatte, war sogleich bei ihm und erklärte, daß der Oberst St. Helen von einem Schlaganfalle getroffen worden sei. Lord Seckington's Kugel hatte die Brust des Obersten nur gestreift, der so gut gezielt hatte, daß seine Kugel gerade durch den Nasenknochen, unmittelbar unter den Augenbrauen, hindurch gegangen war. Lord Seckington war nicht todt, aber vollkommen bewußtlos. Die Wunde war von der Art, daß, wenn er mit dem Leben davon kam, er lebenslänglich schrecklich entstellt aussehen mußte. Er wurde bewußtlos in seinen Wagen getragen, man legte ein Tuch über sein Gesicht und fuhr in Galop nach seinem Hause. Dem Obersten St. Helen mußte an Ort und Stelle an beiden Armen zur Ader gelassen werden, und sobald die Einschnitte verbunden

waren, brachte man ihn mit Mühe in seinen Wagen und in das Haus des Generals Ogilvie.

Kurz vor der Ankunft des Wagens mit Lord Seckington war an dem Hause desselben ein Postwagen erschienen, in welchem zwei Frauen saßen, von denen die eine in heftiger Aufregung zu sein schien.

„Klopfe und klingele — klingele stark! Mache den Kutschenschlag auf — schnell!" rief die eine in einem Athem, und sobald die Thüre des Hauses geöffnet worden war — die ganze Dienerschaft ahnte, was Lord Seckington so frühzeitig fortgeführt hatte, und sie erwarteten seine Rückkunft in der größten Angst, — stürzte sie hinein.

„Ist Lord — Lord Seckington — zu Hause?" stöhnte sie.

„Ja — nein," antwortete der erschrockene Portier in einem Athem. „Wissen Sie etwas von dem Lord?" Unterdeß erschien der Diener, der ihn nach Frankreich begleitet hatte und mit ihm zurückgekommen war, und flüsterte dem Portier etwas zu, der darauf in etwas weniger ehrerbietigem Tone fragte: „Werden Sie von dem Lord erwartet, Madame?"

„Nein, der Lord erwartet Sie nicht, das kann ich versichern," fiel der Diener ein; „er glaubt, Sie wären noch in Paris."

„Schweigen Sie und führen Sie mich augenblicklich in das Speisezimmer!" entgegnete die Dame

in so großem Unwillen, als ihre Aengstlichkeit gestattete.

„Entschuldigen Sie, Madame," fiel der Portier ein, indem er sich zwischen sie und die Thüre des Speisezimmers stellte, „ich — ich kann Sie nicht eintreten lassen. Sind Sie eine Verwandte des Lords oder was? Was führt Sie zu ihm?"

„Hindern Sie mich auf Ihre Gefahr hin, Mann!" rief Mrs. St. Helen, denn sie war es, mit ihrem von Natur gebietenden Tone und Wesen, während sie ihn gleichzeitig sanft bei Seite schob und ohne weitern Widerstand in das Zimmer trat.

„Rufen Sie mein Mädchen aus dem Wagen herein!" sagte Mrs. St. Helen, indem sie erschöpft auf den nächsten Stuhl sank und kaum zu sehen vermochte, ob man ihren Befehl befolgte. Die Dienerschaft berathschlagte einige Augenblicke in der Hausflur und nach einiger Zeit öffnete der Diener die Thüre des Speisezimmers.

„Ich hoffe, Madame, Sie werden es nicht nöthig machen, Madame, daß wir unsere Pflicht thun. Ich weiß, Madame, wer Sie sind," begann er mit entschlossener Miene.

„Kecker Mensch!" unterbrach ihn Mrs. St. Helen, die durch diese Frechheit einen Augenblick aufgeregt wurde, „wenn Sie nicht augenblicklich das Zimmer verlassen .."

„Ich soll das Zimmer verlassen, Madame?

Sind Sie Herrin hier, Madame? Ich soll das Zimmer verlassen, Madame? Sie werden es zuerst verlassen, Madame, sage ich," fuhr er fort, während er die Thüre weit aufriß. „Denken Sie, Madame, ich ließe Sie so mit mir reden? Ich weiß, wer Sie sind, Madame, ganz gut. Denken Sie, ich hätte in Paris nichts gesehen und gehört? Mein Herr hat alles Mögliche für Sie gethan, und Sie hätten nicht nöthig gehabt, ihm so nachzureisen .. Sehen Sie mich nur an, Madame; ich denke, mein Herr ist fertig mit Ihnen .. Jetzt gerade hat er andere Dinge vor, glauben Sie mir das."

In diesem Augenblicke hörte man einen Wagen rasch heranfahren und der Lärm zog die Diener an die Thüre.

„Fort mit dem Postwagen da!" riefen ein halbes Dutzend Stimmen auf der Straße, und Lord Seckingtons Wagen fuhr an der Thüre vor. Mrs. St. Helen eilte an das Fenster, als sie hörte, daß ihr Wagen fortgeschafft werden sollte, und eine neue Beleidigung erwartete, — und erblickte Lord Seckington, wie er eben aus dem Wagen gehoben wurde, den Kopf mit einem blutbefleckten weißen Tuche verhüllt. Sie stürzte aus dem Speisezimmer hinaus, flog mit einem gellenden Schrei die Stufen vor dem Hause hinunter und fiel da mit dem Kopfe auf die Ecke einer der Stufen, wo sie bewußtlos und unbeachtet liegen blieb, bis Lord Seckington

hineingetragen war, worauf die Thüre des Hauses verschlossen wurde. Sie hätte liegen bleiben können, wären nicht einige theilnehmende Menschen unter der Menge gewesen, welche sich vor Lord Seckingtons Hause versammelt hatte. Sie hoben die Unglückliche auf, und als sie in dem Hause erfuhren, daß sie nicht in dasselbe gehöre, auch nicht wußten, wohin sie die Ohnmächtige bringen sollten, trugen sie dieselbe in das nächste Gasthaus, wohin ihr Mädchen mit dem Wagen folgte. Nur nach langen Bitten des Mädchens willigte der mürrische Wirth ein, Mrs. St. Helen vor der Hand in sein Haus aufzunehmen, dann schickte man nach einem Arzte.

Das war die sonst schöne, glückliche, schuldlose Gattin und Mutter, Emma St. Helen, die sich selbst von ihren hoffnungsvollen Kindern und ihrem liebenden Manne losgerissen, die ihr thörichtes, schuldiges Ohr und Herz dem Versucher geöffnet hatte und aus den reinen Armen ihres Gatten in die Schlangenumarmung eines Ehebrechers geflohen war. Wer konnte sie bemitleiden? Da lag sie, unbeachtet, beleidigt von den Dienern ihres Verführers, entehrt in ihrer Noth unter gemeinen, unfreundlichen Miethlingen; ihre Schönheit gänzlich verblichen, abgezehrt wie ein Gerippe, gramgebeugt, gelähmt durch den schrecklichen Anblick ihres todten Liebhabers, dessen Hand diesen Morgen vielleicht auch von dem Blute ihres Gatten gefärbt worden war.

Wie es scheint, hatte sie, sobald sie in Paris wieder zu sich gekommen, von der Abreise Seckington's unterrichtet war und von ihrem Mädchen den wahrscheinlichen Zweck seiner schnellen Abreise erfahren hatte, sich vorgenommen, ihm zu folgen, war Tag und Nacht gereis't und so am Morgen nach Seckington's Ankunft angelangt.

Ich wurde gegen zehn Uhr zu dem Obersten St. Helen gerufen und fand ihn fast in demselben Zustande wie damals, als ich ihn das erste Mal behandelte, nur mit dem Unterschiede, daß der diesmalige Anfall weit ernster und die Wahrscheinlichkeit eines tödtlichen Ausganges weit größer war. Alle unsere Bemühungen, dem leidenden Gehirn Erleichterung zu schaffen, blieben vergeblich, und wir gaben alle Hoffnung auf. Am Sonnabend Abend nach seinem Duell mit Lord Seckington kehrte ich zu Pferde von einem Besuche bei einem Kranken, ungefähr zwei (engl.) Meilen jenseits des Hauses, zurück und nahm mir vor, nach dem Obersten St. Helen mich zu erkundigen. Als ich noch einige Schritte von dem Hause entfernt war, holte ich zwei Männer ein, die einen Sarg trugen. Ich hielt mein Pferd an, — meine Ahnung hatte mich nicht betrogen, sie gingen in das Haus des Generals hinein. So war denn endlich Alles vorüber. Armer, gramerfüllter St. Helen, Opfer der Treulosigkeit des Weibes Deines Herzens und der Niederträchtigkeit Deines Kameraden, Deine Sorgen

sind endlich zu Ende. Ich schickte meinen Reitknecht in das Haus, um fragen zu lassen, ob die Familie wünsche, daß ich hineinkomme. Der General ließ mir sagen, er wünsche sehr, mich zu sehen, und so stieg ich ab. Er kam mir an der Thüre entgegen und erzählte mir im tiefsten Schmerze, was geschehen sei. Ich folgte ihm in das Zimmer, das er eben verlassen hatte, und wir setzten uns da neben einander nieder. Der Oberst St. Helen war um etwa zwölf Uhr — nur eine Stunde, nachdem ich bei ihm gewesen war, gestorben. „Er lag in demselben Zustande, wie Sie ihn verlassen hatten. Ich saß an einer Seite des Bettes, meine Frau trat, gegen meinen Wunsch, wieder in das Zimmer, das sie kurz vorher auf mein dringendes Bitten verlassen hatte, und setzte sich an der andern Seite nieder. Das Geräusch, das sie machte, schien ihn aus seinem Schlummer etwas zu wecken. Er schlug langsam die Augen auf — zum ersten Male während seiner Krankheit — und sah sie matt an; seine Lippen schienen sich zu bewegen, und als ich mein Ohr so weit hinhielt, daß es seinen Mund fast berührte, glaubte ich das Wort „Emma" zu verstehen. Sein Kopf sank auf das Kissen zurück, er athmete ein paarmal schwer und — war nicht mehr. Ohne Zweifel," fuhr der General in großer Rührung fort, „bildete er sich ein, seine Frau sitze neben ihm. Schade, daß die Unselige seine letzten Gedanken beschäftigt hat! Es zeigte sich indeß kein

Uebelwollen, kein Aerger in seinen Mienen, im Gegentheile schien der Ausdruck seines Gesichtes eher Verzeihung zu verrathen."

Er wurde in — begraben und fast alle in London anwesenden Offiziere begleiteten ihn zu seiner Ruhestätte. Der gütige Oberbefehlshaber vergoß, wie ich hörte, Thränen, als er die Nachricht von dem Tode vernahm. Er hinterließ sein Vermögen in gleichen Theilen seinen Kindern, ernannte den General und die Generalin Ogilvie zu Erziehern und Vormündern derselben und ermächtigte sie auch, Mrs. St. Helen, wenn sie es so verlangen sollte, eine Summe auszuzahlen, welche die Armuth von ihr abhalte. Das Testament war von dem Tage vor dem Duell mit Lord Seckington datirt.

Ich bedauere, daß ich diesen Mann nochmals erwähnen muß. Ich behandelte den Lord nicht, erfuhr aber Manches über ihn durch seine Aerzte. Vielleicht wäre es eine Gnade für ihn gewesen, wenn die Kugel des Obersten St. Helen in das Gehirn eingedrungen wäre und ihn auf der Stelle getödtet hätte. Sie hatte den Nasenknochen völlig zerstört und man konnte sich keinen widerlichern Anblick denken als den, welchen er in seinem fernern Leben gewährt haben muß. Er litt mehrere Monate lang die entsetzlichsten Schmerzen von seiner Wunde und als er endlich — durch die Sorglosigkeit eines seiner Diener plötzlich sein Gesicht im Spiegel sah, trieb ihn die fürchterliche, nicht zu be-

seitigende Entstellung fast zum Wahnsinn. Er knirschte mit den Zähnen, stieß die gräßlichsten, gotteslästerlichsten Flüche aus und sein Wahnsinn wurde so bedeutend, daß man ihn eine Zeit lang fesseln mußte, damit er nicht selbst Hand an sich lege. Allmälig wurde er indeß ruhiger und es schien, als söhne er sich mit seinem Unglücke aus. Der Oberst St. Helen war todt — ein Trost für ihn. Ihm war noch mancher Trost geblieben; war er doch Peer des Reiches, besaß ein großes Vermögen und diese Vorzüge wurden ihm nebst andern Trostgründen von seinen Freunden so lange vorgehalten, daß er sie endlich bitten konnte, sie möchten nichts mehr fürchten und ihn von den lästigen Fesseln befreien, auch ihn nicht mehr so ängstlich bewachen. Man that dies, und nach zwei Tagen las man in den Zeitungen: „Am 29. d. M. starb in —Street der sehr ehrenwerthe Lord Seckington in seinem 32. Jahre.“ Ob eine Untersuchung stattgefunden hatte, sagten die Zeitungen nicht und Jedermann glaubte, er sei an den Folgen der Wunde gestorben, die er in dem Duell mit dem Obersten St. Helen erhalten hatte.

Der General und die Generalin begaben sich mit den Kindern — sie selbst hatten keine — etwa eine Woche nach dem Tode des Obersten St. Helen in einen entfernten Theil Englands zurück, wo sie

sich ungestört und unablässig mit den wichtigen Pflichten beschäftigen konnten, die ihnen zugefallen waren. In Folge ihrer Abreise und meiner vielfachen Beschäftigungen traten die traurigen Ereignisse, die ich geschildert habe, in meinem Gedächtnisse allmälig in den Hintergrund. Drei Jahre darnach finde ich aber in meinem Tagebuche Folgendes:

„Mittwoch, d. 9. Octbr. 18—."

Ich will den Auftritt genau so zu beschreiben suchen, wie er mir vorkam. Möge mir nie wieder Gelegenheit werden, einen andern zu beschreiben!

„Still! Treten Sie hierher, Doctor ..," sagte leise Herr B., der Arzt einer ziemlich großen Privatirrenanstalt in der Nähe von London, wo ich einen Herrn besuchte, den ich lange behandelt hatte. „Still! Sprechen Sie nicht und erschrecken Sie nicht." Bei diesen Worten öffnete er eine kleine, wie mir es vorkam, geheime Thüre. „Das sind meine Unheilbaren. Hören Sie? Treten Sie hierher. Können Sie so sehen?" Ich folgte seiner Weisung. Von meinem Standpunkte aus konnte ich nicht sehr deutlich sehen; das Zimmer war lang und ziemlich schmal. Es enthielt etwa ein halbes Dutzend Betten an jeder Seite, auf denen ebenso viele Knaben von funfzehn bis achtzehn Jahren in blauen Anzügen mit ganz kurz abgeschorenem Haar saßen. Sie machten einen betäubenden Lärm und schienen eifrig untereinander zu reden, aber jeder blieb ruhig auf seinem Bett sitzen — was ich gegen

Herrn B. erwähnte, da ich mich wunderte, daß sie bei ihren heftigen Geberden ihre Betten nicht verließen. „Es würde sehr seltsam sein, wenn sie fort könnten," flüsterte er lächelnd; „sie sind alle durch einen starken Gürtel, der um ihren Leib geht, an die Wand gefesselt. Wenn das nicht wäre, würden sie einander umbringen und Alle, die ihnen nahe kommen. Erst im vorigen Monate versuchte eine .."

„Eine?" wiederholte ich staunend; „was meinen Sie, Herr B.?"

„Nun, Doctor, wissen Sie denn nicht, daß Sie da nur Frauen vor sich sehen?"

„Gnädiger Gott, Frauen!" rief ich schaudernd aus.

„Allerdings; freilich sie sehen nicht eben wie Frauen aus, besonders mit den glattgeschorenen Köpfen. Einige von den Unglücklichen da sind von sehr achtbarer Familie. Ihr Anblick erschüttert Sie, ich glaube es; es erging mir ebenso, ehe ich mich daran gewöhnte. Wir wenden durchaus keine unnöthigen Gewalt- oder Zwangsmaßregeln an, im Gegentheile, wir lassen ihnen so viel Freiheit, als ihr unglücklicher Zustand nur immer erlaubt. Was können wir mit ihnen anfangen? Einige von ihnen sind wie eingefleischte Teufel, sobald ihnen etwas Freiheit gestattet wird. Ich mußte dieses Zimmer ausdrücklich zu diesem Zwecke abgesondert von der übrigen Anstalt bauen, — der Lärm war zu entsetzlich; — hören Sie nur!"

„Wau! wau! wau!" rief eine Stimme lauter als alle andern — „Wer will in den Mond? Wer will in den Mond? Wer will in den Mond?"

„Ich — ich habe den Mond!" schrie eine Andere. — „Was hast Du mit dem Monde gemacht?"

„Ich gehe zu den Sternen, — zu den Sternen. Rrrr! Rrrr! fort! fort!" schrie noch eine Stimme.

„Ha! ha! ha!" lachte wieder eine Andere laut, „ha! ha! ha! — Ich habe — einen Hund in meinem Kopfe — hört, wie er bellt! Wau! wau! wau! wau! — Ha! ha! ha!"

„Ich habe eine Katze — Miau! miau! miau! Wer fängt die Maus? Ich fühle es, — Miau!"

„Wasser! Wasser! Wasser! die Welt brennt! Feuer! Feuer! Feuer!"

„Still!" rief eine andere Stimme, „ich singe zum Essen. Still! Hört zu!"

„Hört den Gesang — den Gesang!" riefen alle andern Stimmen zusammen, während die Sängerin begann. Nach wenigen Augenblicken hörte man ihre Stimme allein, eine über alle Beschreibung grauenhafte Stimme, die etwa folgende Worte sang:

„Hört die Glocke, die lustige, lustige, lustige Glocke, —
Sie läutet ihm zum Grabe, zum lustigen, lustigen Grabe." —
„Bim baum! Bim baum! Bim baum!"

sangen die andern Stimmen in schrecklichem Chore. Dann fuhr die Sängerin fort

„Heia! Poppeia! Heia! Poppeia!
Ein Kopf, ach, ein Kopf ist so weiß —
Ganz weiß! Weiß!
— Todt! Todt! Todt!'

„Singt, Ihr!“ Und der Chor fiel ein:

„Bim baum! Bim baum! Bim baum!“

Die Sonne schien in diesem Augenblicke in das schauerliche Gemach, während ich aufmerksam auf das traurige Schauspiel blickte. Gott! Es überlief mich eiskalt — ich erkannte allmälig in der Sängerin, die bisweilen wild in den Sonnenschein hineinblickte — ich konnte mich nicht täuschen — Mrs. St. Helen!

„Wer ist diese?“ fragte ich leise, indem ich umkehrte und mein Begleiter die Thüre zuschloß.

„Mrs. Jones heißt die Sängerin, wenn Sie diese meinen.“

„Ach nein, nein! Sie heißt und hieß nie Jones!“ entgegnete ich, während ich so schnell als möglich in die freie Luft zu kommen suchte.

„Allerdings,“ sagte Herr B., nachdem er eine Zeit lang nachgedacht hatte, „es ist seltsam; ich habe von ihr bisweilen Ihren Namen unter manchen andern nennen hören. Sie kennen also wahrscheinlich ihren wirklichen Namen — Mrs. St. Helen?“

Er nannte den Namen, den ich zu hören fürchtete.

„Ich habe sie bereits zwei Jahre hier und sie wurde von — auf Befehl des Generals Ogilvie hergebracht, den Sie vielleicht auch kennen und der für sie bezahlt.“

Ich trat in die freie Luft und athmete endlich wieder freier. Ich kann versichern, daß ich nie in

meinem Leben stärker erschüttert worden bin. Herr B. erzählte mir manche traurige, gräßliche Dinge, die ich nicht berichten mag.

Ach, gnädiger und gerechter Gott, Regierer der Welt, bisweilen trifft Dein fürchterliches Gericht das Haupt des Schuldigen schon in diesem Leben.

Ende.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

22. Leone Leoni. Deutsch von Dr. L. Eichler. 1 Theil. 4 Ngr.
23—24. Die letzte Aldini. Deutsch von Dr. L. Meyer. 2 Theile. 1 Thlr. 4 Ngr.
25—27. Indiana. Deutsch von Dr. L. Meyer. 3 Theile. 12 Ngr.
28—30. Spiridion. Deutsch von Dr. L. Meyer. 3 Theile. 12 Ngr.
31—32. Der Corsar. Deutsch von Dr. L. Meyer. 2 Theile. 8 Ngr.
33—40. Die Gräfin von Rudolstadt. Deutsch von Dr. L. Meyer. 8 Theile. 1 Thlr. 4 Ngr.
41—44. Mauprat. Deutsch von Dr. L. Meyer. 4 Thle. 16 Ngr.
45—48. Briefe eines Reisenden. Deutsch von Dr. L. Meyer. 4 Theile. 16 Ngr.

Bei mir ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die wichtigsten Momente

der Diätetik

für

das mittlere und höhere Lebensalter.

Mit

besonderer Rücksicht auf die betreffenden Tagesfragen

kritisch erörtert von

A. H. Röbbelen,

der Arzneiwissenschaft Doctor.

Erster Theil: Speise und Trank.

gr. 8. 1844. broschirt. 24 Neugroschen.

Otto Wigand.

In meinem Verlage erscheint:

Nachtseiten der Gesellschaft.

Eine Gallerie

merkwürdiger Verbrechen und Rechtsfälle.

Herausgegeben von

Dr. A. Diezmann, Dr. W. Jordan

und

Dr. L. Meyer.

16. 1844. Brosch. Preis: à Theil 6 Ngr.

Inhalt des 1. Theils:

Die Marquise von Ganges. — Der Doppelgänger. — Blas El Guerrillero.

Inhalt des 2. Theils:

Das Veilchensträußchen. — Varinka. — Marie von Joysel.

Inhalt des 3. Theils:

Barak Johnson, oder der blinde Zeuge. — Die Constantin. — Aus den Denkwürdigkeiten eines Advocaten.

Inhalt des 4. Theils:

Van Morsen. — Ali Tebelen, Pascha von Janina.

Inhalt des 5. Theils:

Derues.

Inhalt des 6. Theils:

Der Pfarrer Chambard. — Die Marquise von Brinvilliers. — Eugen Aram. — Eine Mordthat in Rußland.

Inhalt des 7. Theils:

Die Gräfin von Saint Géran. — Nisida. — Ein Justizmord in Frankreich.

Inhalt des 8. Theils:

Urban Grandier. — Die deutsche Prinzessin. — Amerikanische Rache. — Eine Betrügerei im Großen. — Eine Giftmischerin.

Otto Wigand.

6175

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Warren, Samuel

Aus dem Tagebuche eines Arztes Von Samuel Warren. Deutsch von A. Diezmann

Bd.: 17/20

Leipzig (1844)

P.o.angl. 465 mk-17/20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10750861-5